f. Sept
36 m

<366076233300018

<366076233300018

Bayer. Staatsbibliothek

# Charakterzüge,
## Grundsätze und Meinungen
der
# Königin Christine
von
# Schweden.

R.

---

*Bispink.*

---

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung 1801.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

# An den
# bisherigen Herausgeber
# der
# Bekenntnisse merkwürdiger Männer.

Als Du, liebster Freund, mir den angenehmen Auftrag gabest die Bekenntnisse merkwürdiger Männer fortzusetzen, las ich eben in Arkenholz Memoiren (*) den Aufsatz Christinens über ihr eigenes Leben und eine Sammlung von Denksprüchen, die mir hier eine Stelle zu verdienen schienen. Ich besorgte nicht wegen dieser Auswahl (die freylich dem Titel des Buchs eine weitere Ausdehnung giebt) getadelt zu

(*) Der eigentliche Titel ist: Memoires concernant Christine reine de Suede, pour servir d'éclaircissement à l'histoire de son regne et principalement de sa vie privée etc. IV. Tom. à Amsterdam et Leipzig. 1751 — 1760. 4to.

werden, insofern nur der Inhalt selbst dem Zweck desselben angemessen wäre. Aber auch die Briefe der Königin und manche ihrer Handlungen schienen mir so charakteristisch zu seyn und so viel Licht über ihre Grundsätze und Denkensart zu verbreiten, daß ich glaubte wenigstens das Wichtigste davon benutzen zu müssen, und so entstand der erste Abschnitt dieser Schrift (*). Neue Begebenheiten oder unbekannte Anekdoten darf man hier wohl mit Billigkeit nicht suchen. Die Geschichte Christinens ist schon zu oft und zu gut bearbeitet worden, als daß hier für einen spätern Geschichtschreiber etwas Beträchtliches zu thun übrig bliebe. Auch sollte das ja keine politische Geschichte Christinens sondern nur ein Beytrag

(*) Auch hier war das vorhin genannte Werk beynahe die einzige Quelle; denn so ungenießbar es in vieler Rücksicht ist, so wird man ihm doch nicht leicht das Verdienst der Vollständigkeit absprechen.

zur nähern Kenntniß ihres Geistes und Herzens, ihre moralische Geschichte seyn; aus diesem Grund ist von ihrer Regierung nur sehr wenig gesagt worden. Um nicht durch Einförmigkeit den Leser zu ermüden, würde ich noch einige kürzere Biographieen beygefügt haben, wenn mich nicht meine Gesundheitsumstände verhindert hätten, die letzte Hand daran zu legen. Findet aber dieser Versuch eine nicht ganz ungünstige Aufnahme, so werde ich in einem künftigen Bande desto sorgfältiger auf grössere Mannigfaltigkeit bedacht seyn. Wäre übrigens diese Arbeit auch unter günstigern Umständen vollendet worden, als so manche Dir bekannte öffentliche und Privatverhältnisse mit sich brachten, so dürfte ich mir doch nicht schmeicheln, sie mit eben dem Beyfall aufgenommen zu sehen, welcher den vorigen Bänden mit Recht ertheilt wurde. Jene Umstände können freylich auf die Beurtheilung

des grössern Publikums keinen Einfluß haben, aber genug wenn sie mir bey Dir und einigen andern Freunden etwelche Nachsicht gegen so manche Unvollkommenheit dieser Schrift erwerben. Gern werde ich mir jede belehrende Erinnerung zu Nutzen machen, und es mir so viel möglich angelegen seyn lassen den Beyfall denkender Leser zu verdienen. Der Freundschaft verdanke ich die schönsten Stunden meines Lebens, und es ist eben so sehr Pflicht als Befriedigung für mich, bey dieser Gelegenheit dem ersten und ältesten meiner Freunde für die seinige öffentlich den Dank zu bezeugen, den ihm mein Herz schon längst in der Stille weihte.

Den 7ten März 1801.

# Liebgiud.

## Erster Abschnitt.

Christine, nachherige Königin von Schweden, ward den achten December 1626 geboren. Im sechsten Jahr verlor sie ihren Vater Gustav Adolph. Als auf dem Reichstag der Vorschlag gemacht wurde, sie als Königin anzuerkennen, fragte einer aus dem Baurenstande: Wo diese Tochter Gustavs seye? „Wir kennen sie nicht" sagte er „und haben sie nie gesehen"! Es entstand ein Gemurmel in der Versammlung und der Landmarschall antwortete: „Ich will sie Euch zeigen, wenn Ihr wollt". Er holte hierauf Christinen, führte sie in die Versammlung der Stände, zeigte sie den Bauern, und besonders dem, welcher für sie das Wort führte. Nachdem dieser sie aufmerksam betrachtet hatte, rief er aus: „Ja wahr„haftig sie ist es; das sind die Augen, die Nase, die „Stirne des Königs Gustav: sie soll unsere Köni„gin seyn"! Sogleich riefen alle einmüthig sie als Königin von Schweden aus und setzten sie auf den Thron.

Merkwürdig und charakteristisch ist die Verordnung der Stände, wie ihre junge Königin erzogen werden solle; sie empfehlen den Vormündern besonders: „Ihr warme Liebe und Zuneigung gegen das Vater„land einzuflössen; sie an Schwedische Sitten und „Gebräuche zu gewöhnen; sie nie, selbst bey der Tafel

„oder in Gesellschaft, ohne Aufsicht zu lassen, und „unanständigen Reden oder Handlungen in ihrer Ge„genwart mit Verstand und Sanftmuth entgegen zu „wirken; gewissenhaft dafür zu sorgen, daß sie zur „Religion und Ausübung aller christlichen Tugenden „angewiesen werde; ihr das Lesen unnützer oder gar „verderblicher Schriften zu verwehren; zu verhüten, „daß sie nicht schlechte Meynungen über geistliche „oder weltliche Gegenstände höre und auffasse, daß „sie nicht in die Päbstlichen oder Calvinistischen Irr„thümer eingeweihet werde oder über Staat und Re„gierung Begriffe erlange, die der Freyheit der „Stände und der Unterthanen des Reichs nachthei„lig seyn könnten", u. s. w.

Christinens Bildung entsprach der Sorgfalt, die man auf ihre Erziehung verwendete. Sehr frühe schon bemerkte man an ihr eine ausserordentliche Fassungskraft, schnellen Witz, ein ruhiges Temperament, mit grosser Munterkeit und einem ungezwungenen Anstand verbunden. Noch als Kind wußte sie die Anfangsgründe der lateinischen Sprache, las im achtzehnten Jahre den Thucydides und Polybius im Original, und konnte über diese und andere, sowohl griechische als lateinische Schriftsteller ein Urtheil fällen. Auch im Deutschen wußte sie sich ziemlich auszudrücken.

Es war in ihrem zehnten Jahr, als sie ihrem Lehrer Johann Matthiä folgendes schriftliche Versprechen gab, künftig mit ihm lateinisch zu reden:

*Literæ obligatoriæ.*

Nos infra scriptæ promittimus et adstringimus nos hac nostra obligatione posthac velle loqui latine cum nostro præceptore. Antea quidem promisimus idem, sed promisso non stetimus. Deinceps Deo auxiliante, volumus servare id, quod nunc promisimus. Proximo a die Lunæ, Deo volente, incipiemus hoc nostrum exercitium. In ulteriorem certificationem has literas manu propria scripsimus, eisque subscripsimus.

Actum Stockholmiæ die 28. Octobris 1636.

In welcher Schule Christine zur Meisterin in der Regierungskunst gebildet worden, übergehe ich hier, so wie manche andere Umstände aus ihrer frühern Geschichte, weil wir in dem zweyten Abschnitt Gelegenheit haben werden, das alles von ihr selbst zu hören.

An ihrem Geburtstage, im Jahr 1644, dem achtzehnten ihres Alters, übernahm Christine die Regierung ihres Reichs, nachdem sie schon einige Jahre früher an den Verhandlungen des Senats thätigen Antheil genommen hatte. Die Anstrengung, mit welcher sie den Regierungsgeschäfften oblag, war, wie sie selbst erzählt, so groß, daß sie darüber in eine tödtliche Krankheit verfiel. Ihre vornehmste Sorge gieng auf die Wiederherstellung des Friedens (*). Sie wurde

(*) Die Relationen der Generale waren ihr eine unerträgliche Lektür.

selbst gegen den Groskanzler Oxenstierna kalt, weil seine Neider ihm Schuld gaben, er wolle den Frieden nicht ernstlich und (worüber sie freylich noch mehr mißvergnügt war) gehe damit um, eine Heyrath zwischen der Königin und seinem jüngern Sohn Erich zu Stande zu bringen: Ueberdas war sie damals allem abgeneigt, was nicht französisch gesinnt war, obgleich sie schon in diesem Zeitpunkt in Rücksicht auf das Benehmen des französischen Gesandten bey dem Friedenscongreß an Salvius schrieb: „Ich „kenne die Art der Franzosen, und weiß, daß der „wesentlichste Theil ihrer Sitten in Complimenten „besteht. Aber durch Höflichkeit verliert man nichts, „und man bezahlt sie mit der gleichen Münze, wo„mit sie andere bezahlen. Die Complimente, welche „sie und andere mir machen, sind blosse Schmeiche„leyen, und ich verdiene dergleichen Lobsprüche nicht".

Um die Abschliessung des Friedens zu beschleunigen, schickte Christine einen ausserordentlichen Gesandten nach Frankreich; zu dem gleichen Zweck schrieb sie einen sehr scharfen Brief an die schwedischen Abgeordneten auf dem Friedenscongreß, der einzig auf den Sohn des Kanzlers gemünzt war (*). Oxenstierna war allerdings gegen die zu grosse Beschleunigung des

(*) Sie sagt dieses selbst in einem Privatbrief an den andern Friedensvermittler Salvius und ersucht ihn, ihr zu melden, was für ein Gesicht Oxenstierna beym Lesen ihres Briefs gemacht habe.

Friedens, weil er hoffte die siegreichen Waffen der Schweden würden denselben für sie desto vortheilhafter machen. Aber er mußte der stärkern Parthey der Königin nachgeben: so jung diese war, so war sie doch schon durch die Stärcke ihres Geistes, durch Gründlichkeit im Urtheilen und durch die Festigkeit ihrer Entschlüsse, die sie erforderlichen Falls mit Grazie und Schmeicheleyen zu verbinden wußte, in dem Senat allmächtig geworden. Endlich wurde der so sehr gewünschte Friede den 20ten Oktober 1648 zu Osnabrück geschlossen. Als ein Courier mit dieser Nachricht in Stockholm ankam, bezeugte die Königin öffentlich ihre Freude darüber, und antwortete, da man sie durch die Bemerkung, der Friede dürfte von keiner langen Dauer seyn, in derselben stören wollte: „Sie wisse wohl, daß es keinen ewigen Frie„den auf der Welt gebe, aber dieselbe Vorsehung, „welche Deutschlands Freyheit durch die Waffen der „benachbarten Reiche hergestellt hätte, würde sie auch „zu erhalten wissen".

Graf Magnus de la Gardie war um diese Zeit Christinens Günstling. Sie fuhr zwar immer fort den Kanzler mit Achtung zu behandeln, äusserte aber oft ein Mißtrauen über seinen Einfluß, welches dem grossen Mann empfindlich seyn mußte, und von welchem sie erst nach dem Fall ihres Günstlings völlig zurückkam; und so erhob sich eine für die Staatsgeschäffte nachtheilige Eifersucht zwischen der Parthey des Grafen und dem Hause Oxenstierna nebst an-

dern alten Familien. Mit der seines Standes würdigen Freymüthigkeit sagte daher der Senator Peter von Brahe eines Tages zu der Königin: „Sie „sollte nicht ihr ganzes Vertrauen einem jungen Edel„mann und einem Priester schenken" (er meynte damit den Grafen Magnus und den Bischof Johann Matthiä, Christinens Lehrer) „sie sollte ihre „Ausgaben mässigen und sich nicht zu genau mit „den Franzosen einlassen".

Wenn Christine, wie zum Theil schon ihr Betragen gegen die Familie Oxenstierna zeigt, nicht selten diejenigen, welche in ihren Diensten standen, streng und launisch behandelte, so bewies sie dagegen in andern Fällen eine Erkenntlichkeit und eine Stärke des Gefühls, die ihr nothwendig die Herzen gewinnen mußten. Als sie dem General Torstenson, auf sein dringendes Anhalten seine Entlassung sandte, so begleitete sie dieselbe mit einem Brief, worin es unter anderm heißt: „Ich habe diesen „eigenhändigen Brief beygefügt, um Ihnen für die „langen, treuen und unermüdeten Dienste, die Sie „mir bewiesen haben, verbindlich zu danken; und „wünsche von Herzen, daß der Allmächtige Sie glück„lich in das Vaterland zurückführen und Ihnen die „erforderlichen Kräfte schenken wolle, Uns mit Ihrem „Rathe beyzustehen, weil ich das Zutrauen zu Ihnen „habe, daß Sie sich dessen bey diesen kritischen Um„ständen nicht weigern werden, insofern es Ihre Ge„sundheit gestattet". Eben davon, so wie von ihrer

warmen Liebe für die Wissenschaften und ihrer Achtung für gelehrte Bemühungen, zeugt, neben vielen andern Beweisen, die ich anführen könnte, der Brief, welchen Christine nach dem Tode des Grotius an seine Wittwe schrieb. „Bey dem Vergnügen, „(sagt die edle Fürstin in demselben) welches mir „das Lesen guter Schriftsteller gewährt, bin ich so „verliebt in die Schriften des Herrn Grotius, daß „ich nicht zufrieden seyn könnte, wenn ich mich der „Hoffnung, sie in meiner Bibliothek aufzustellen, beraubt sähe. Mein Gesandter kann Ihnen etwas „von meiner Hochachtung für seinen bewundernswürdigen Verstand und die mir bewiesenen trefflichen „Dienste gesagt haben. Aber er kann Ihnen nie ganz „ausdrücken, wie theuer mir sein Andenken, und die „Früchte seiner wichtigen Arbeiten sind. Könnten „Gold und Silber etwas beytragen, ein so schönes „Leben zu erkaufen, wie gerne wollte ich alles, was „in meinem Vermögen stehet, dazu verwenden! Sie „sehen daraus, daß Sie seine schönen Denkmäler und „Reliquien keinen bessern und sorgfältigern Händen „anvertrauen können, als den meinigen; und da „mir das Leben ihres Urhebers so nützlich gewesen „ist, so geben Sie nicht zu, daß sein Tod mich der „Früchte seiner ruhmvollen Arbeiten gänzlich beraube. „Ich meyne, daß Sie mir, dem in ihrem Brief enthaltenen Versprechen gemäß, nebst den Büchern anderer, auch seine handschriftlichen Memoiren und „Auszüge zukommen lassen. Nie werden Sie eine

„bessere Gelegenheit finden, mir Ihren guten Willen „zu bezeigen, als in dem gegenwärtigen Fall, und „ich bin, Gott sey Dank, im Stande, erkenntlich zu „seyn, und Sie dafür zu belohnen" u. s. w.

„Schon ehe Christine die Regierung antrat, „schickte man (dieß sind ihre eignen Worte) (*) zwey „Senatoren an sie, um ihr von Seite des Senats „eine Heyrath mit dem Churfürsten von Branden„burg vorzuschlagen, welcher jenem grosse Vortheile „anbot. Die Königin antwortete mit vieler Ent„schlossenheit und Klugheit, und schlug es rund ab". Unter vielen andern grossen Herren, die sich um ihre Hand bewarben, machte sie keinem einige Hoffnung, als dem Prinzen Karl Gustav von der Pfalz. Ehe er zur Armee gieng, sagte sie zu ihm: Sie seye über eine so wichtige Sache noch nicht entschlossen; aber sie würde einen entscheidenden Entschluß fassen, wenn die Zeit ihrer Krönung da wäre, und sie ihr fünf und zwanzigstes Jahr vollendet hätte; und wenn sie ihn alsdann nicht heyrathe, so verspreche sie ihm, keinem andern ihre Hand zu schenken und sich alle Mühe zu geben, daß er zu ihrem Nachfolger erklärt würde. Sie hielt redlich Wort. Den 23ten Februar 1649 überraschte sie den Senat mit dem Antrag,

(*) Aus den eigenhändigen Anmerkungen der Königin zu dem Abriß ihrer Regierungsgeschichte, welchen einer ihrer Sekretaire in ihrem Namen verfertigte. Wir werden noch einigemal Gelegenheit haben, von diesen Anmerkungen Gebrauch zu machen.

den Prinzen für ihren Nachfolger zu erklären, der in demselben starken Widerstand fand. Nachdem sie weitläufig über die Sache gesprochen hatte, stellte sie zwey Punkte der eigenen, reiflichen Erwägung des Senates heim, ob nemlich 1) die Heyrath der Königin das einzige Mittel sey, dem Reich einen Erben zu sichern? oder 2) ob nicht, im Fall des Absterbens J. Maj., das Reich minderer Gefahr ausgesetzt würde, wenn man den Pfalzgrafen Karl Gustav zum Erbprinzen erklärte? Das könnte freylich, sagte sie, noch in der Folge geschehen; aber sie wisse wohl, daß der Senat das Reich in ein Wahlreich zu verwandeln, oder ihm eine aristokratische Verfassung zu geben, wünsche: Es seye bekannt genug, was der Kanzler und der Reichsdrost für Entwürfe angesponnen hätten.

Der Marschall Torstenson versetzte: Die bisher dem Herzog Karl bewiesene Achtung habe nur in Rücksicht auf die Person J. M. statt gefunden .... es verdiene zuviel Ueberlegung, ehe man sich zu Sclaven mache. Indessen hätten sie nie daran gedacht, dem Reich eine republikanische Verfassung zu geben.

Die Königin. Vielleicht würden es mehrere gern sehen, wenn es auch hier zwey Könige gäbe, wie man gegenwärtig bey den Unruhen in Frankreich und England ihrer zween siehet.

Der Marschall. Die Tyranney, mit welcher der Kardinal Mazarin die Stände unterdrückt und

ihrer Güter beraubt hat, um sich selbst zu bereichern, machte, daß das Parlament ihn, der von niedrigem Stand und der Sohn eines Lakaien war, mit den übrigen, welche die öffentlichen Einkünfte veruntreuten, wegjagte: Aber alle braven Franzosen sind für den König, und haben deswegen auf ihre Fahnen gesetzt: *Regem quærimus*, wir suchen den König. In England sagten die Richter; wenn der König gutem Rath hätte folgen wollen, so würde er sich nicht in so grosses Unglück gestürzt haben.

Die Königin. Heyrathe ich den Herzog Karl, so werdet ihr unfehlbar seine Kinder als Thronfolger anerkennen; sollte ich aber sterben, so wollte ich meine beyden Ohren daran wetten, daß er nie auf den Thron kommen wird. Erklärt ihn für meinen Nachfolger, dann kann er unter gewissen Bedingungen zum Erbprinzen ernannt werden.

Der Marschall. Ich glaube, der Herzog werde nie heyrathen, wenn J. M. ihm Ihre Hand verweigern.

Die Königin. O doch! Die Liebe brennt nicht ausschliessend für eine Person. Eine Krone ist ein schönes Mädchen. Ich habe ihm gesagt: Es seye ein grosses Unternehmen, daß er, der nur ein kleiner Fürst ist, sich unterfange eine Königin heyrathen zu wollen; es wäre genug für ihn, daß nur davon die Rede gewesen; und ich sagte ihm das in Rücksicht auf meinen hohen Stand, und die Achtung, die man mir schuldig ist. Für itzt finde ich nicht schicklich

mich zu verheyrathen, es ist mir unmöglich. Ich bin vollkommen einstimmig mit dem Senat, daß der Herzog Karl kein Recht auf die Krone habe; aber ich bitte nur, daß man ihn aus gutem Willen als meinen Nachfolger anerkenne — ich habe dabey keinen andern Zweck als die Wohlfarth und Sicherheit des Reichs: Denn wenn ich sterbe und die Nachfolge noch ungewiß ist, so werdet ihr und eure Kinder in Wahlstreitigkeiten gerathen und mehr als ein Thronwerber wird aufzutretten wagen.

Zuletzt bat die Königin die Senatoren, sich mit einander über diese Angelegenheit zu berathen und ihr eine Antwort zu ertheilen. Die folgenden Tage wurden die Berathschlagungen fortgesetzt und nach vielen Debatten beschlossen einen Ausschuß der Reichsstände in den Senat zu berufen. In dieser Sitzung, den 28ten Februar, nachdem wieder von beyden Seiten viel hin und her gesprochen worden, und man hauptsächlich auf die Verheyrathung der Königin drang, sagte diese endlich: Hierüber werdet ihr kein Wort von mir hören, ehe ihr euch entschliesset den Pfalzgrafen als meinen Nachfolger anzuerkennen. Ohnehin wäre es mir unmöglich, mich vor meiner Krönung zu verheyrathen.

Der Bischof Johann Matthiä erwiederte: Nach den Reichsgesetzen sind J. M. verpflichtet, sich zu verheyrathen; denn aus diesem Grunde ist die Erbfolge im Staate eingeführt worden.

Die Königin. Kein Mensch in der Welt kann

mich dazu zwingen, wenn ich mich nicht von selbst entschliesse. Ich läugne nicht, daß es noch geschehen könne. Sich zum Wohl des Staats zu verheyrathen, ist ein grosser Beweggrund; aber wenn ich ein eben so gutes Mittel finde, das Reich sicher zu stellen, was kann man weiter von mir verlangen? Die Bestimmung der Nachfolge hindert meine Heyrath nicht. Was ich dem Herzog Karl versprochen habe, werde ich ihm heilig halten. Aber für itzt werdet ihr nicht erfahren, was ich ihm versprochen habe. Ich könnte ihn heyrathen, nachdem er zum Nachfolger erklärt worden; eine Erklärung, die itzt füglicher geschehen könnte: Aber niemand, weder im Himmel noch auf Erden wird mich dazu zwingen.

Der Bischof. J. M. haben dabey nichts zu besorgen, aber wir laufen grosse Gefahr, wenn wir uns von den Reichsschlüssen entfernen.

Die Königin. Kein Mensch in der Welt wird mich von dem gefaßten Entschluß abbringen. Heyrathe ich, so heyrathe ich, bey meiner Ehre, niemand als den Herzog Karl: Ob ich aber heyrathen werde, sage ich euch itzt nicht; ihr sollt es bey der Krönung erfahren.

Der Bischof bat die Königin, sie möchte den Ständen erlauben, ihre Meynung über die Thronfolge erst bey der Krönung zu sagen.

Die Königin. Keineswegs: Das hieße nur die Sache in die Länge ziehen und unruhigen Köpfen Gelegenheit geben, diesem guten Entwurf Hindernisse

in den Weg zu legen. Wir können unsre Gründe itzt eben so gut entdecken als bey der Krönung.

Der Bischof. Das Gerücht läuft durch ganz Europa, daß J. M. sich erklärt hätten, den Herzog Karl zum Gemahl anzunehmen. Wird die Welt nicht erstaunen, wenn sie itzt das alles hört. Bey der Krönung könnte die Sache mit besserer Art und mehr Anstand geschehen, und niemand würde dann das Geringste dagegen einzuwenden wissen.

Die Königin. Wenn die Leute genug davon gesprochen haben, so werden sie von etwas anderm sprechen. Ich sehe über das keinen Grund, warum die Sache nicht den Reichsständen vorgetragen werden könnte: Und ich glaube, man werde am sichersten gehen, wenn man allen Ständen von einer Sache Nachricht giebt, welche nicht als Privatangelegenheit behandelt werden darf. Mögen immerhin einige abwesend seyn, nach der Verfassung des Reichs und der Einrichtung der adelichen Kammer sind nie alle Mitglieder der Stände so vollzählig beysammen, daß es nicht einige Abwesende gäbe. Der Ausschuß versprach hierauf der Versammlung der Stände den Antrag mitzutheilen, und da diese einwilligten, mußten auch die Mitglieder des Senats, welche sich bisher widersetzt hatten, ihren Ton umstimmen. Der Vorschlag wurde angenommen, obschon mehrere und vorzüglich der Kanzler, der darum auch den Verhandlungen nicht beygewohnt hatte, ihre Unzufriedenheit darüber laut zu erkennen gaben.

Mehreremal war die Königin in der größten Lebensgefahr. An einem hohen Festtag wäre sie beynahe in der Schloßkirche von einem Wahnsinnigen ermordet worden. Sie sahe den Unglücklichen, der auf sie zusprang, zwey Schritte von sich und machte, ohne in Bewegung zu gerathen, den Kapitain ihrer Garde auf die Gefahr aufmerksam; dieser warf sich zwischen beyde und riß den Mörder an den Haaren zurück. Man fand zwey Messer ohne Scheiden bey ihm, wovon er das eine im Ermel, das andere in der Tasche trug.

Ein andermal wurde Christine, als sie ihre aus Deutschland zurückkehrende Mutter einholen wollte, zwey bis drey Tage von einem gewaltigen Sturm herumgetrieben, der ihr zuletzt kaum erlaubte auf einer Schaluppe das Land zu erreichen. Im Juny 1652 besuchte sie eines Tages die Flotte, welche sie zu Stockholm ausrüsten ließ. Sie stand von ungefähr auf einem sehr kurzen und schmalen Brett und mit ihr der Admiral Hermann Flemming, der ihr ein ganz neues Schiff zeigte. Aus Unachtsamkeit trat der Admiral so nahe an den Bord des Schiffs, daß das Bret überschlug und er im Fallen die Königin nach sich in's Wasser riß, welches an dieser Stelle über dreyssig Klafter tief war. Glücklicher Weise war Anton Steinberg nahe genug, um sogleich nachzuspringen und die Königin, welche man noch ein wenig sahe, bey dem Gewand zu fassen. Mit Hülfe einiger anderer Personen, wurde sie glücklich aus dem

Wasser gezogen, und obschon sie auf den Kopf hineingestürzt war und viel Wasser eingenommen hatte, so verrieth sie doch nicht die mindeste Bestürzung; ja, sie besaß eine solche Gegenwart des Geistes, daß sie kaum über dem Wasser war, als sie befahl Flemming zu retten, der sich immer noch an ihrem Gewand hielt; und anstatt ihn darüber zu tadeln, lobte sie ihn vielmehr, weil sonst sein Tod unvermeidlich gewesen wäre. Die ausgestandene Gefahr setzte ihr so wenig zu, daß sie sich nicht einmal zu Bette legen oder irgend ein Arzneymittel nehmen wollte. Sie hielt öffentliche Tafel, als ob nichts vorgefallen wäre, und fand sogar Vergnügen daran diesen Zufall zu erzählen.

Messenius, Historiograph der Königin, und sein Sohn hatten eine aufrührerische Schrift an den Prinzen Karl gesendet, worin sie ihn bereden wollten, man suche ihn zu vergiften; er müsse die Königin und die vornehmsten Senatoren aus dem Weg schaffen, sonst würde er nie König werden — wenn er nach Stockholm käme, so würden seine getreuen Unterthanen, die ihm diesen Rath gäben, sich für ihn erklären und er würde dort mehr Hülfe finden, als er hoffen könnte. Der Prinz schickte diese Schrift der Königin. Die Urheber wurden entdeckt, aber man hielt nicht für rathsam, der Verschwörung tiefer nachzuforschen, aus Furcht Personen darein verwickelt zu finden, die man nicht ohne grosses Aufsehen zur Strafe ziehen dürfte. Als sich Messenius überwiesen und

zum Tode verurtheilt sahe, empfahl er der Königin seine arme Gattin, und bat um die Ehre, ihr vor seinem Tode noch einmal die Hand küssen zu dürfen. „Sie", (sagt der französische Gesandte Chanüt) „die eine äusserst gütige Prinzessin war, wurde da„durch gerührt und reichte sie ihm hin; aber sie hielt „ihm dabey seine Treulosigkeit und Undankbarkeit „vor. Sie hatte ihn aus dem Gefängniß gezogen, „in welchem er vierzehn Jahre gewesen war, hatte „ihn zu ihrem Geschichtschreiber ernannt, hatte ihn „geadelt und ihm zweytausend Reichsthaler jährli„cher Einkünfte an liegenden Gütern geschenkt. Er „gestand unverholen, daß er alles, was er besitze, „der Freygebigkeit der Königin verdanke; er habe „aber seit drey Jahren, wo sie ihn einen Prozeß gegen „seine Schwester habe verlieren lassen, einen solchen „Widerwillen gegen sie gefaßt, daß er ihr den Unter„gang geschworen hätte".

Zur Beurtheilung des Charakters der Königin, wie er itzt war, in Vergleichung mit dem, was er ein Paar Jahre später durch die verderblichen Grundsätze einiger Ausländer worden ist, kann vorzüglich die Schilderung dienen, welche eben dieser französische Gesandte, ein Mann von Geist (*) und Kenntnissen, der

(*) Gleich bey seiner ersten Audienz wußte sich Chanüt durch ein feines Compliment die Gunst der Königin zu gewinnen. Als sie in ihn drang, sich zu bedecken, sagte er: Er würde es ohne Bedenken thun, wenn

der Christinen mehrere Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte, seinem Hof von ihr macht: „Ihre „Miene ändert sich je nach ihren verschiedenen Ge„müthsbewegungen so plötzlich, daß man sie von ei„nem Augenblick zum andern nicht mehr erkennt; „gewöhnlich ist sie etwas nachdenkend, indessen bleibt „bey allen ihren Gemüthsbewegungen — so leicht und „oft sie auch abwechseln — eine gewisse Heiterkeit und „Anmuth in ihrem Gesichte zurück. Wenn zuweilen, „welches aber selten der Fall ist, etwas ihr Mißfälli„ges gesagt wird, so sieht man freylich ihr Gesicht „in eine Wolke gehüllt, die, ohne sie zu entstellen, „denen Furcht einflößt, welche sie ansehen; ihre „Stimme ist gemeiniglich sehr sanft und so fest sie „die Worte ausspricht, jungfräulich, zuweilen wird „dieser Ton ungesucht und ohne sichtbare Ursache „stärker, als bey ihrem Geschlechte gewöhnlich ist, „fällt aber nach und nach und unvermerkt wieder „in das gewöhnliche Tonmaaß. Ihr Wuchs ist etwas „unter dem Mittelmässigen, welches weniger merklich

---

wenn es nur darum zu thun wäre, zu zeigen, daß der König von Frankreich einen Abgeordneten vom ersten Rang bey J. M. zu unterhalten gedächte. Aber der König, sein Herr, sey ein so höflicher und so wohl erzogener Prinz, daß er sich ohne Zweifel selbst nicht würde bedecken wollen, wenn er die Ehre hätte mit der Königin d. h. mit einer Fürstin zu sprechen, welche unter allen in der Welt, am meisten Aufwartung und Ehrfurcht verdiene.

„wäre, wenn sie gewöhnliche Frauenzimmerschuhe „hätte tragen wollen".

„Soviel man aus äusserlichen Zeichen schliessen „kann, hat sie ein lebhaftes Gefühl für Religion und „treue Anhänglichkeit an das Christenthum, sie „billiget es nicht, wenn man in gewöhnlichen Unter„haltungen über die Wissenschaften die Lehre von der „Gnade beyseit setzet, um auf heidnische Weise zu „philosophiren; was dem Evangelium nicht gemäß „ist, gilt ihr für Träumereyen. Sie streitet ohne „alle Bitterkeit über die Punkte, worin die Evan„gelischen und die Katholiken von einander abwei„chen, und scheint sich weniger um dieselben zu be„kümmern, als um die Schwierigkeiten, welche von „Philosophen, Heyden und Juden gemacht werden. „Ihre Frömmigkeit scheint vorzüglich in dem Ver„trauen auf göttlichen Schuz zu bestehen, übrigens „ist sie gar nicht ängstlich und hält nichts auf fröm„melnden Ceremonien. Ein hohes Ideal von Tu„gend, mit der leidenschaftlichsten Ruhmbegierde ver„bunden, erfüllt ganz ihre Seele, und insofern man „davon urtheilen kann, wünscht sie die Tugend immer „von der Ehre begleitet. Sie findet zuweilen Ver„gnügen daran, wie die Stoiker, von der Erha„benheit der Tugend, als dem höchsten Gut unsers „Lebens zu sprechen. Sie ist ungemein stark über „diese Materie, und wenn sie im Umgang mit ver„trauten Personen auf die wahre Schätzung, welche „die menschlichen Dinge verdienen, zu sprechen kömmt

„so sieht man mit Bewunderung und Lust, wie sie „ihre Krone unter die Füsse legt und laut bekennet, „die Tugend seye das einzige Gut, das alle Men„schen suchen müßten, ohne auf irgend einen Vorzug „ihres Standes stolz zu seyn. Aber bey diesem Ge„ständniß vergißt sie es nie lange, daß sie Königin „ist. Sie ergreift ihre Krone sogleich wieder; sie „kennt das Gewicht derselben, und hält es für die „erste Stuffe zu der Tugend, die Pflichten seines Be„rufs gut zu erfüllen. Auch hat sie die Natur, zu „Erreichung dieses Zwecks, mit grossen Vorzügen „begabt; denn sie besitzt eine bewundernswürdige „Leichtigkeit, was ihr vorkommt zu begreifen und „durch zu schauen; auf ihr Gedächtniß kann sie sich so „gut verlassen, daß man beynahe sagen möchte, sie „mißbrauche es oft. Sie spricht die Lateinische, „Französische, Deutsche, Niederländische, „Schwedische, und studiert die Griechische „Sprache. In ihren Nebenstunden läßt sie sich „von Gelehrten über alles, was es in den Wissenschaf„ten Merkwürdiges giebt, unterhalten, und ihr nach „allen Arten von Kenntnissen begieriger Geist unter„richtet sich von allem. Kein Tag vergehet, wo sie „nicht ein Stück aus der Geschichte des Tacitus „läse, welche sie ein Schachspiel nennt: Dieser „Schriftsteller, welcher Gelehrten Mühe macht, ist „ihr in den schwersten Stellen verständlich, und wo „die Gelehrtesten über den Sinn der Worte zweifel„haft sind, drückt sie denselben selbst in unsere

„Sprache mit bewundernswürdiger Leichtigkeit aus. „Aber sie verschmähet es, oder giebt sich wenigstens „nicht die Mühe ihre Belesenheit und ihre Kenntnisse „zur Schau auszulegen. Nichts macht ihr mehr „Vergnügen als zweifelhafte Fragen zwischen Gelehr„ten, welche verschiedener Meynung sind, verhan„deln zu hören; (*) nie sagt sie ihre Gedanken über „die Sache, als bis jedermann gesprochen hat, und „alsdann immer nur mit wenigen Worten und so „überdacht, daß es als Entscheidung gelten kann. „Das kommt daher, weil sie mit Einsicht und ohne „Uebereilung auf den Grund der Sachen dringt, „und wenn sie von etwas spricht, mehr als einmal „nachdenkt, ehe sie ihre Meynung sagt. In den „Geschäfften zeigt sie mehr Zurückhaltung als in Ge„sprächen über wissenschaftliche Gegenstände: Ihre „Minister haben Mühe, wenn sie dem Rath bey„wohnt, zu entdecken, auf welche Seite sie sich neige; „sie ist sehr verschwiegen, und weil sie sich nicht durch „Berichte, die man ihr macht, zum voraus einneh„men läßt, so scheint sie denen, welche gern etwas „bey ihr durchsetzen möchten, mißtrauisch oder schwer

---

(*) Oft pflegte sie bey der Tafel allerhand Paradoxen vorzubringen, und sie zu behaupten, als ob sie ihre eigene Meynung enthielten, wahrscheinlich in der Absicht, die Gesinnungen anderer zu erforschen, ihren Verstand auf die Probe zu setzen, und sich selbst eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen. Allemal um das Gespräch zu beleben.

„zu bereden. Es ist wahr, daß sie ein wenig zum „Argwohn geneigt ist, daß es zuweilen gar zu lang„sam geht, bis sie sich über die wahre Beschaffenheit „einer Sache aufgeklärt hat, und daß sie zu leicht „Ränke bey andern voraussetzt: Dieses hindert sie „aber nicht, die Geschäffte selbst sehr gut zu führen. „Von Privatangelegenheiten, welche einzig von ihrem „unumschränkten Willen abhängen, oder nur ihr „Haus angehen, spricht sie mit niemand; aber über „alles, was die Regierung des Staats betrift, be„rathschlagt sie sich mit ihrem Senat. Es ist un„glaublich, wie mächtig sie hier ist, denn mit dem „Stande der Königin verbindet sie eine Anmuth, ei„nen Einfluß, eine Wohlthätigkeit und Ueberredungs„kraft, daß oft die Senatoren selbst über die Gewalt „erstaunen, die sie über ihre Meynungen hat, wenn „sie versammelt sind. Einige schreiben diese grosse „Unterwürfigkeit ihrer Minister gegen sie ihrem Ge„schlechte zu; aber, die Wahrheit zu gestehen, ent„springt sie vielmehr aus ihren guten, persönlichen „Eigenschaften und ein König mit eben diesen Tugen„den würde wohl in seinem Senat eben so unum„schränkt regieren. Doch wäre sich darüber weniger „zu verwundern, als wenn ein Weib den Verstand „so vieler alten und weisen Räthe nach Belieben „lenkt". (*)

---

(*) „Obschon sie oft muntere Gespräche führte, erzählt „ein anderer Schriftsteller von Christinen, so litt

„Keine ländlichen Uebungen können sie ermüden,
„so daß sie selbst zehen Stunden hindurch auf der
„Jagd zu Pferd bleibet; weder Kälte noch Frost fal-
„len ihr beschwerlich; niemand in Schweden versteht
„sich besser darauf, einen Hasen in vollem Sprung
„mit einer einzigen Kugel zu schiessen. Ganz unge-
„zwungen und weit entfernt damit zu prahlen läßt
„sie ihr Pferd alle Reitkünste machen. Selten spricht
„sie mit den Damen ihres Hofes, weil bald die
„Uebungen, welche sie im Freyen vornimmt, bald
„die Staatsgeschäffte, welche sie fesseln, ihnen ihren
„Umgang entziehen; sie besuchen sie nie, als nur um
„ihr gewissermassen die Aufwartung zu machen, und
„auch da überläßt sie dieselben, nach den gewöhn-
„lichen Höflichkeiten, sich selbst und unterhält sich
„mit den Männern. Im Umgang mit Personen,
„von welchen sie nichts lernen zu können glaubt, ist
„sie sehr kurz und spricht nur soviel als durchaus
„nothwendig ist. Ihre Bedienten sprechen nicht viel
„mit ihr, lieben sie aber nichts destoweniger, weil sie
„zwar wenig aber freundlich mit ihnen redet, und
„eine gütige, selbst über die Kräfte des Staats frey-

---

„doch ihr Ansehen dabey nichts, weil sie alles mit
„Mässigung zu thun wußte, und es war sonderbar
„zu sehen, wie in ihrer Gegenwart, sobald sie den
„Mund öffnete, alles bebte, so daß selbst der grosse
„General Wrangel, welcher ganz Deutschland zit-
„tern machte, sich vor dieser Fürstin so unterwürfig,
„wie ein Kind, bewies".

„gebige Gebieterin gegen sie ist. Zuweilen zieht sie „dieselben scherzhaft auf, aber auf eine gute Art „und ohne Bitterkeit, doch wäre vielleicht besser, „wenn sie es unterliesse; weil der Aufgezogene doch „immer in etwelcher Besorgniß stehet, man verachte „ihn; indessen geschiehet jenes nur selten, weil Ge„schäffte und Studieren ihr beynahe keine Zeit übrig „lassen: Auch geht sie wirklich sehr haushälterisch „mit der Zeit um, sie liegt gemeiniglich nur fünf „Stunden zu Bette, und weil dieses zur Wiederher„stellung der Kräfte nicht hinreicht, so ist sie zuweilen, „besonders im Sommer, genöthiget, eine Stunde „nach Tisch zu schlafen. Kleidung und Puz beschäfti„gen sie so wenig, daß sie bey der Eintheilung ihres „Tages in keine Betrachtung kommen. In einer „Viertelstunde ist sie angezogen, und wenn man hohe „Festtage ausnimmt, so machen ein Kamm und ein „Endchen Band ihren ganzen Kopfputz aus; doch „stehen diese so vernachlässigten Haare ihrem Gesichte „gut, für welches sie aber so wenig sorget, daß sie „nie, weder gegen Sonne, noch Wind, noch Regen, „weder in der Stadt noch auf dem Land einen Aufsatz „oder eine Maske trägt. Nur ein Hut mit Federn „schützt sie gegen die rauhe Witterung, wenn sie zu „Pferd ist; so daß ein Fremder, der sie in ihrem „Aufzug auf der Jagd sähe, sie nie für die Königin „halten würde. Unstreitig übertreibt sie diese Sorg„losigkeit in Ansehung ihrer Person, weil es Fälle „geben kann, wo man üble Folgen für ihre Gesund-

„heit daher besorgen muß; aber alles gilt ihr nichts „neben jener feurigen Liebe für Ehre und Tugend, „und man kann sagen, ihr Ehrgeitz bestehe mehr „darin ihren Namen durch ausserordentliche Verdienste „als durch Eroberungen berühmt zu machen, und „sie wolle ihren Ruhm lieber sich selbst als der Tapfer„keit ihrer Unterthanen zu verdanken haben".

Eben so aus persönlicher Bekanntschaft und als Augenzeuge schildert Christinen Pater Mannerschied, Beichtvater des spanischen Gesandten Pimentel: Ich lasse aus seiner Schilderung nur dasjenige weg, was blose Wiederholung des Vorigen seyn würde. „Ihr Wuchs ist unter dem Mittelmässi„gen. Sie hat eine offene Stirne, grosse und leb„hafte Augen, aber einen freundlichen Blick, eine „Habichtsnase, einen nicht zu grossen und schönen „Mund. Ihr Reitkleid ist so schlecht, daß ich kaum „weiß, ob es vier bis fünf Dukaten werth wäre; und „auch am Hofe ist sie immer sehr bescheiden gekleidet. „Nie sahe ich weder Gold noch Silber an ihrem „Kopfputz oder in ihrem übrigen Anzug; ein Ring „ist alles, was sie von Gold an sich trägt. Um ih„ren Putz bekümmert sie sich gar nichts; zuweilen, „wenn ich mit ihr sprach, sahe ich den Ermel ihres „Hemdes voll Dintenflecken, die sie sich bey'm Schrei„ben gemacht hatte: Auch bemerkte ich zerrissenes „Weißzeug an ihr; wenn man sie erinnern will, sich „nicht so sehr zu vernachlässigen, so antwortet sie: „Solche Sorgen müsse man denen überlassen, die

„sonst nichts zu thun hätten. Nach dem Erwachen „widmet sie fünf Stunden verschiedenen Arten von „Lektüre. Oeffentlich zu speisen, ist eine Qual für „sie; speiset sie allein, so bleibt sie kaum eine halbe „Stunde an der Tafel; sie trinkt nichts als Wasser. „Noch nie hörte man sie ein Wort zum Lob oder „Tadel einer Speise sagen; nie giebt sie Befehle für „die Küche. Ich sahe sie mehreremal speisen, und „immer grif sie nach den gemeinsten Gerichten, die „man ihr darbot, und wies die übrigen zurück. Oft „habe ich sie sagen gehört, sie lebe ohne Kummer und „ohne Unruhe, und kenne nichts in der Welt, das „wichtig und empfindlich genug für sie wäre, die „Ruhe ihrer Seele stören zu können. Sie rühmt sich „den Tod eben so wenig als den Schlaf zu fürchten. „Mitten im Winter, wenn das Meer gefroren ist, „fährt sie in Schlitten selbst vier, fünf oder sechs „Stunden in die Nacht hinein. Den Morgen be=„stimmt sie politischen Geschäfften und wohnt ge=„wöhnlich dem Staatsrath bey. Ich sahe sie eines „Tages, wo sie zu Ader gelassen hatte, mit ihren „Ministern Rath halten und gegen fünf Stunden „in demselben bleiben. Während eines 28 Tage an=„haltenden Fiebers entzog sie sich nie der Besorgung „der Staatsgeschäffte. Sie sagt, Gott habe ihr die „Verwaltung des Reichs anvertraut; sie wolle sich „dieser Pflicht so gut als möglich entledigen, und „wenn es ihr damit auch nicht immer gelinge, so „werde sie doch den Trost haben, sich nichts vorwer=

„fen zu dürfen. Alle öffentlichen Geschäffte gehen durch „ihre Hände; die fremden Gesandten und Minister „unterhandeln nur mit ihr, ohne jemals an einen „Sekretär oder Staatsbeamten gewiesen zu werden. „Bey öffentlichen Audienzen beantwortet sie ganz „allein die Haranguen der Gesandten. Sie will von „allem Kenntniß haben, was die Regierung des „Staats betrifft; so sahe ich sie einen schriftlichen Auf„satz von 28 Blättern in sehr kurzer Zeit durchlesen, „und einem gewissen Gesandten in lateinischer Sprache „darüber Erläuterungen geben. Sie liebt alle Natio„nen und schätzet die Tugend überall, wo sie sie findet. „Sie sagt, die Welt bestehe nur aus zwey Nationen, „nämlich aus Guten und Bösen; sie liebe jene und „verabscheue diese, ohne alle Rücksicht auf die ver„schiedenen Namen, wodurch man die mancherley „Völker auf der Erde unterscheide. Der Gedanke an's „Heyrathen ist ihr unerträglich, und niemand könnte „sie bereden, sich einen Gemahl zu geben, weil, sagt „sie, sie frey sterben wolle, wie sie frey geboren wor„den. In dem gewöhnlichen Umgang ist sie so ver„traulich, daß man sie nicht einmal für eine Dame „von hohem Stand, geschweige für eine Königin hal„ten würde. Sie redet die Personen zuerst an, mit „denen sie sich unterhalten will; sie nimmt sie bey „den Händen, sie schäkert mit ihnen, sie lacht, sie „scherzt mit ungemeiner Freymüthigkeit. Zu gleicher „Zeit aber flößt sie eine Ehrfurcht ein, welche macht, „daß man in ihrer Gegenwart eben so schüchtern, wie

„ein Kind ist. Bey ernsthaften Geschäfften, z. B.
„wenn sie Gesandten Audienz ertheilt, weiß sie eine
„Majestät anzunehmen, die dem Kühnsten imponieren
„könnte. Ich sahe sie in einem Augenblick aus einer
„vertraulichen Unterredung zu der für die königliche
„Majestät geziemenden Würde, das heißt, von einem
„Aeussersten zu dem andern übergehen, so daß ich
„meinen eignen Augen nicht trauete. Sie ist gar nicht
„verzärtelt und scheuet keine Witterung noch Beschwer-
„den, und sicher würde sie sich an die Spitze ihres
„Heers stellen, wenn sie mit einer fremden Macht im
„Kriege begriffen wäre. Sie verstehet zehen bis eilf
„Sprachen, kennt sehr genau die alten und neuern
„Dichter, hat die Schriften aller alten Philosophen,
„und eine grosse Menge Kirchenväter durchgelesen,
„wie z. B. den Augustin, Ambrosius, Hiero-
„nymus, Tertullian, Cyprian, aber diese
„sind nicht sonderlich nach ihrem Geschmack, sie schäzt
„den Laktantius, den Clemens von Alexan-
„drien, den Arnobius, den Minutius Felix
„u. s. w. weit mehr; den Gregorius von Nazianz
„zieht sie allen übrigen vor. Man durfte sich in ihrer
„Gegenwart keinen Gedanken irgend eines alten Dich-
„ters zueignen, ohne daß sie sogleich den Betrug
„merkte. Sie hat ein englisches Gedächtniß: man
„könnte sagen, sie wisse alles und vergesse nichts. Sie
„beschäfftigt, ich weiß nicht wie viele Sekretärs, die
„kaum im Stande sind, die Briefe zu schreiben, die
„sie ihnen in die Feder sagt, und die sie alle allein

„durchsiehet und verbessert. Sie ist so freygebig, daß, „wenn man sagen darf, sie wisse in irgend etwas kein „Maaß zu halten, dieses von den Geschenken gilt, die „sie verschwendet. Die Vorschriften der Gerechtig„keit beobachtet sie gewissenhaft: Auch sagt sie, sie „habe Verbrecher, welche den Tod verdienten, sehr „selten begnadiget, obschon sie nie jemand zum Tod „verurtheilt hätte, ohne darüber Thränen zu ver„giessen. Sie hält heilig, was sie verspricht. Ihre „Leutseligkeit kommt ihren übrigen Tugenden gleich. „Nichts mangelt dieser Fürstin, als die wahre Re„ligion und obschon ich verschiedene Unterredungen „mit ihr hatte, so war es mir doch nicht möglich sie „auf dieses Kapitel zu bringen. Sie wird durch die „Verfassung des Reichs gebunden, dessen Königin sie „nicht mehr seyn könnte, wenn sie die Religion änderte. „Doch halte ich über diesen Gegenstand öftere Zusam„menkünfte mit einem französischen Geistlichen und „mit den Katholiken, deren es hier ziemlich viele „giebt".

Daß aber Christine damals noch weit von dem Gedanken an eine Religionsveränderung entfernt war, darüber erklärt sie sich selbst auf eine so unzweydeutige Weise, daß dagegen kein Zweifel statt finden kann. Ein französischer Bischof, mit welchem sie einen gelehrten Briefwechsel unterhielt, hatte den Wunsch geäussert, die Königin möchte seine Religion annehmen.

„Ich darf nicht zugeben" antwortete sie ihm, „daß „Sie etwas wünschen und hoffen, das nicht seyn kann.

„Die Wahrheit zu erforschen, war immer die vor-
„nehmste Beschäfftigung meines Geistes, und ich
„könnte nicht umändern, ohne mich von dem End-
„zweck zu entfernen, den ich mir immer vorgesetzt
„habe. Ich bin seit langem überzeugt, daß mein
„Glaube der rechte ist". Noch stärker drückt sich Christine über den gleichen Gegenstand in einem Brief an Prinz Friederich von Hessen aus, um ihm von dem Uebergang abzurathen. „Wissen Sie nicht", heißt es unter andern in demselben, „wie sehr diejeni-
„gen, welche übergehen, von denen gehaßt werden,
„deren Meynungen sie verlassen, und sollte Ihnen
„nicht aus so vielen berühmten Beyspielen bekannt
„seyn, daß sie auch von denen verachtet werden, zu
„welchen sie über treten? Bedenken Sie, wenn es
„Ihnen gefällig ist, wie viel dem Ruf eines Fürsten
„an der Meynung liegt, die man von seiner Stand-
„haftigkeit heget, und überzeugen Sie sich, daß Sie
„durch einen solchen Fehler dem Ihrigen grossen Scha-
„den thun würden. Sie werden, hoffe ich, nicht
„eine Handlung begehen wollen, die, meiner Mey-
„nung nach, eine gewisse, aber dann zu späte Reue
„nach sich ziehen, und den Rest ihrer Tage unauf-
„hörlichen Gewissensbissen Preis geben müßte". Wenn sie selbst einige Jahre später den Schritt that, vor welchem sie itzt noch so ernstlich warnte, so ist dieses wohl vorzüglich dem unseligen Einfluß zuzu-schreiben, welchen Vossius, Salmasius, der französische Arzt Bourdelot u. a. bey ihr gewan-

nen. Durch das Beyspiel und die Grundsätze jener Männer gegen die Religion überhaupt gleichgültiger gemacht, sahe sie diese Veränderung gewiß noch nicht aus diesem Gesichtspunkte an, aus welchem sie sich ihr in spätern Jahren darstellte. Itzt trieb sie entweder blos ihr Spiel damit oder wollte dadurch nur gewisse Absichten erreichen; später überredete sie sich selbst aus wahrer Ueberzeugung und Liebe zur Wahrheit gehandelt zu haben. Ein Paar Züge werden hinreichend seyn, um, so weit es zu unserm Zweck dient, die Leute näher kennen zu lernen, welche einen so entscheidenden Einfluß auf den Charakter einer sonst edlen und grossen Fürstin hatten.

Salmasius war einer der ersten Gelehrten, welche Christine an ihren Hof berief, und sie schäzte ihn im Anfang sehr hoch; aber sein Uebermuth, seine Zänkereyen mit Vossius, und die Antwort Miltons auf seine *Defensio regia*, die ihn um seinen ganzen Credit brachte, scheinen ihm bey ihr schlimme Dienste gethan zu haben (*). Da er einst krank war, bewies ihm die Königin alle mögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit; sie besuchte ihn oft, und traf ihn einmal im Bette lesend an. Er schlug das Buch ehrerbietig zu, als er sie hineintretten sahe. — „Ha, ha, rief die Königin, was ist das? zeigen Sie

---

(*) Schon als er noch ihre Gunst besaß, nannte sie ihn bey einer gewissen Gelegenheit: *omnium fatuorum doctissimum*, den gelehrtesten aller Narren.

„mir die schönsten Stellen". Salmasius zeigte ihr eine der stärksten. Sie las sie leise und mit Lächeln; hierauf wandte sie sich, um sich einen Spaß zu machen, an die schöne Sparre, ihre Favoritin, welche französisch verstand: „Komm, Sparre, „sagte sie, komm, siehe da ein schönes Erbauungsbuch, es heißt: *Le moyen de parvenir*" (*). Das schöne Mädchen hatte noch nicht drey Zeilen gelesen, als es, durch die derben Ausdrücke abgeschreckt, erröthend stokte. Aber die Königin, welche sich vor Lachen die Seiten hielt, befahl fortzufahren: da half keine Verschämtheit; das arme Mädchen mußte alles lesen. Salmasius war so unverschämt diese Anekdote selbst zu erzählen. Daß die Königin auch noch einige Jahre nachher an dieser allzufreyen Denkensart Geschmack fand, beweiset ein ähnlicher Vorfall, der wahrscheinlich in die Zeit ihres ersten Aufenthalts in Frankreich gehört. Ein gewisser Gilbert, ihr dortiger Resident, hatte ein Lustspiel verfertigt, in welchem ein ziemlich ausgelassener Ton herrschte. Er las es bey dem Herzog von Guise, in Gegenwart der Königin, welche damals in Paris war, und der es sehr gefiel. Chapelain, den man zuerst um seine Meynung fragte, gab zu verstehen, daß er die Verse ein wenig zu frey finde. Die Königin befragte hierauf Menage um sein Urtheil, dieser antwortete als feiner Hofmann: Es seye eins der schönsten Lustspiele,

(*) Das Mittel sein Glück zu machen.

die je erschienen wären. Die Königin über seinen Beyfall vergnügt, erwiederte: „Es freut mich, daß „es nach Ihrem Geschmack ist, man kann sich auf „Sie verlassen. Aber Ihr Chapelain ist ein ar„mer Tropf, er möchte gern überall nur Jung„frauen haben. Sie spielte auf Chapelains „Gedicht über das Mädchen von Orleans an".

Isaac Vossius, ein anderer von denen, welchen Christine in den letzten Jahren ihrer Regierung ihr Zutrauen schenkte, und mit denen sie am öftesten umgieng, hatte in der That einen eben so schlechten Charakter als Salmasius. Wenn, wie Chevreau erzählt, die Königin in seiner Gegenwart den sterbenden Brutus lobte, weil er geschrieen habe: Die Tugend seye nur ein blosser Name, ein Hirngespinst, so hat man allen Grund zu glauben, daß sie diese Moral in der Schule des Vossius und seiner Freunde lernte (*). Er schrieb

Bücher,

(*) Wahrscheinlich wurde diese Aeusserung, wie so manche andere aus dem Munde Christinens, mißverstanden oder absichtlich verdrehet. Gerade diese so verfängliche Beschuldigung mag hier zum Beweis dienen; denn jeder ist doch seiner Worte bester Ausleger, und diesmal können wir uns auf ihre eigene Erläuterung berufen: „Cato und Brutus", sagt die Königin in ihren Sentiments, einer Schrift, die wir in der Folge näher werden kennen lernen. „Cato und Brutus, hartnäckig an dem doppelten Hirngespinst ihrer Freyheit han-

Bücher, um die göttliche Inspiration der Siebenzig zu beweisen, während er zu gleicher Zeit in Privatgesprächen äusserte, er glaube an keine Offenbarung (*). Um unermeßliche Summen hatte Vossius der Königin eine Bibliothek erkauft, welche über 8000 Handschriften enthielt. Aber bey der zunehmenden Verwirrung, welche der Abdankung Christinens vorangieng, wurde der größte Theil derselben von den Franzosen, die sie an ihrem Hof hatte, geplündert, und das übrige eignete sich Vossius selbst zu. Kurz nach ihrer Ankunft in Rom besaß die Königin nicht mehr als 2145 alte Handschriften, wovon

---

hangend, tödeten sich selbst. Eine seltsame Weisheit! denn was könnte die Thorheit Schlimmeres bewirken? Hätten sie nicht besser gethan, die Herrschaft des Cäsars zu dulden, nachdem sie vergebens alle Kräfte angestrengt, sich ihr entgegen zu setzen? Cato starb ruhig, ohne sich über etwas zu beklagen. Brutus wollte im Verdruß die Tugend selbst dafür verantwortlich machen, und warf ihr vor, daß sie nur ein glänzendes Phantom, ein Hirngespinst, ein leerer Name sey: er hatte Recht, denn ihre Tugend war von dieser Art.

(*) Karl II. König von England, der seinen Charakter kannte, und ihn eines Tags ungläubliche Dinge von China behaupten hörte, wandte sich an einige Herren, die bey ihm waren, und sagte zu ihnen: „Dieser gelehrte Theologe ist ein sonderbarer Mann, „er glaubt alles — nur die Bibel nicht".

die meisten nach ihrem Tode in die vatikanische Bibliothek kamen.

Bourdelot war Christinen von Salmasius empfohlen worden: durch seine Etourderien, Bonmots, und satyrischen Einfälle, welche er gelegentlich fallen ließ, wußte er sich bey ihr einzuschmeicheln. Unter dem Vorwand das Studieren schade ihrer Gesundheit, verleidete er ihr die gelehrten Beschäfftigungen und suchte jedermann, dessen Einfluß er fürchtete, von ihr entfernt zu halten. Selbst der bisherige Günstling, Graf Magnus sank auf einmal in der Gewogenheit der Königin. Mit einer unerträglichen Unverschämtheit verband Bourdelot einen Atheisme, zu dem er sich beynahe öffentlich bekannte. Grosse und Kleine waren voll Besorgniß über seinen Einfluß auf die religiosen Gesinnungen der Königin, und die Geistlichkeit beschloß ihr geheime Vorstellungen zu machen. Die Königin Mutter kam diesem Versuch zuvor. Sie stellte Christinen vor, wie mißvergnügt das Volk und die Geistlichkeit über Bourdelot seyen; wie sie besorgten, er möchte ihr Grundsätze beybringen, die mit der Religion ihrer Vorfahren im Widerspruch ständen, und da der grosse Gustav, ihr Vater, als Protestant so rühmlich regiert hätte, so werde sie sich hoffentlich nicht zu Schritten verleiten lassen, welche dieser Religion ganz entgegen wären. Zuerst hörte sie die Königin ruhig an, als sie aber sahe, daß ihr Stillschweigen ihre Mutter ermuntere, desto kühner zu sprechen, fiel sie

ihr in die Rede und sagte: „Sie seye ihr sehr ver„bunden für den guten Rath, den sie ihr gebe; aber „diese Materien seyen für sie beyde zu hoch, und sie „müßten sie ihren Geistlichen überlassen". Die Königin Mutter wollte wieder anfangen, aber Christine unterbrach sie hitzig: „Sie wisse wohl, wer sie dazu „gebracht habe, dergleichen Reden zu führen; sie „wolle diesen Leuten auch zeigen, wer sie wäre, und „sie ihre Unbesonnenheit bereuen lehren" — mit diesen Worten gieng die Königin hinaus und verließ ihre Mutter, welche heftig weinte. Als man jener ein Paar Stunden nachher sagte, ihre Mutter lasse niemand für sich und höre nicht auf zu weinen, antwortete sie: „Sie hat sich dieses Mißvergnügen selbst „zugezogen". Indessen da sie nach fünf bis sechs Stunden vernahm, daß ihre Mutter immer noch untröstlich wäre, wurde sie darüber gerührt und besuchte sie, doch ohne von dem Vorgefallenen zu sprechen. Bourdelot, der sich nicht mehr sicher glaubte, kehrte endlich, belastet mit dem Fluch der Nation, freywillig in sein Vaterland zurück. Er verlor die Gnade der Königin unmittelbar nach seiner Abreise, so daß sie nie anderst als mit Abscheu und Verachtung von ihm sprach.

Wenn der Umgang mit Vossius Christinen manchen Nachtheil brachte, so hatte er doch auch das Verdienst, sie mit dem berühmten Bochart in Briefwechsel gebracht, und dadurch seine Reise nach Schweden (im Aprill 1652) veranlaßt zu haben. So un-

günstig dieser Zeitpunkt war, weil die Königin kränkelte, und Bourdelot, der den Bochart vorzüglich scheuete, gelehrte Männer von ihr entfernt zu halten suchte; so wurde er doch mit ausgezeichneter Achtung behandelt, und hatte während seines Aufenthalts in Stockholm, der über ein Jahr dauerte, mehr als eine Gelegenheit, seinen Freunden bey der Königin nützlich zu seyn. Hüet, welcher mit Bochart die Reise nach Schweden machte, hatte freyern Zutritt zu Christinen, weil Bourdelot ihn wegen seiner Jugend für weniger gefährlich hielt. Er war ein zu rechtschaffener Mann, um sich in die Intriguen seiner Landsleute zu mischen (*). Auch mit Descartes stand die Königin im Briefwechsel noch ehe er selbst auf ihren Ruf nach Schweden gekommen war. Schon im Anfang ihrer Regierung hatte ihm Chanüt in ihrem Namen die Frage zur Entscheidung vorgelegt: Was ist wohl schlimmer, Mißbrauch der Liebe oder des Hasses? Und diese Frage veranlaßte die schöne Abhandlung des Philosophen, die in dem ersten Bande seiner Briefe enthalten ist. Das schriftliche Zeugniß, welches die Königin mehrere Jahre nach ihrer Abdankung für ihn ausstellte, ist in Beziehung auf sie

(*) Hüet lernte Christinens wankelmüthigen Charakter bald kennen, und als er einmal von ihr los war, hütete er sich wohl, ihr wieder nahe zu kommen. Seine eigenen Nachrichten von dieser Reise nach Schweden. S. Müllers Bekenntnisse, 3ter T. S. 327 u. folg.

selbst zu charakteristisch, als daß es hier am unrechten Orte stehen könnte:

„Christina Alexandra, Königin. Wir thun durch Gegenwärtiges kund, da wir ersucht worden sind, das Andenken des verstorbenen Hrn. Descartes, dem man mit Recht den Titel des grossen Philosophen unsers Zeitalters beygelegt hat, mit einem Zeichen unserer Achtung zu beehren; so haben wir dem Andenken eines so grossen Mannes die Ehre unseres Beyfalls und die Bezeugung unserer Achtung nicht versagen wollen, von welcher er während seines Lebens die deutlichsten Merkmale erhielt, um nach seinem Tode seinen Freunden das Zeugniß auszustellen, welches sie von uns verlangen. Wir gestehen also, daß sein Ruf und seine Schriften bey uns ehemals den Wunsch erregten, ihn kennen zu lernen; daß dieses Verlangen uns bewog, den Einfluß des Hrn. Chanût, damaligen ordentlichen Gesandten von Frankreich an unserm Hof, anzuwenden, um ihn zu Erfüllung dieses Wunsches zu vermögen; daß die innige Freundschaft dieser beyden vortrefflichen Männer gegen einander, und die, welche Hr. Chanût gegen uns hatte, diesen mit Glück an unserm Entwurf arbeiten ließ, und jenen vermochte seine Einsiedlerey zu verlassen, um zu uns zu kommen. Er that es und wurde von uns mit allen den Ehren- und Achtungs-Bezeugungen aufgenommen, die wir seiner Person und seinen Verdiensten angemessen glaubten. Nachdem wir ihn bewogen hatten, sich eine Zeitlang

an unserm Hofe aufzuhalten, so wollten wir von einem so guten Lehrer einige Kenntniß der Philosophie und Mathematik erlangen, und wir haben die Stunden der Muße auf diese angenehme Beschäftigung verwendet, insoweit unsere vielen und wichtigen Geschäffte es gestatteten. Indessen hatten wir den Schmerzen uns durch den Tod eines so vortrefflichen und berühmten Lehrers beraubt zu sehen, dem wir dieses Merkmal unserer Achtung und unseres Wohlwollens haben schenken wollen, und wir bezeugen durch das Gegenwärtige, daß er viel zu unserer rühmlichen Bekehrung beygetragen, und daß die Vorsehung sich seiner und unseres berühmten Freundes, des Hrn. Chanüt, bedient habe, um uns hierüber zuerst Licht zu geben; ihre Gnade und Barmherzigkeit brachte es nachher vollends dahin, uns die Wahrheiten der katholischen, apostolischen und römischen Religion ergreifen zu lassen, zu der sich besagter Hr. Descartes immer standhaft bekennt hat, und in welcher er mit allen den Merkmalen wahrer Frömmigkeit gestorben ist, welche unsere Religion von ihren Bekennern erfordert. Zu Bezeugung dessen haben wir Gegenwärtiges unterzeichnet und unser königliches Siegel beyfügen lassen. Gegeben Hamburg 30. August 1667. Unterzeichnet Christina Alexandra, und weiter unten, Santini".

So hatte Christine noch viele andere, besonders französische Gelehrte an ihren Hof gezogen, oder stand mit ihnen im Briefwechsel; unter den letztern waren

vorzüglich Gassendi und Menage. Dieser erzählt viele witzige Einfälle, welche die Fürstin (während ihres Aufenthalts in Paris) in seiner Gegenwart und zuweilen auf seine Unkosten vorbrachte. Als man von seinem Werk über die französische Sprache redete, sagte sie: „Hr. Menage will nicht blos wissen, „woher ein Wort kommt, sondern auch wohin es „geht"?

Jene traurige, obgleich nur kurze, Periode ausgenommen, während welcher sich Bourdelot einer beynahe unumschränkten Herrschaft über ihren Geist bemächtiget hatte, bewies Christine jederzeit das wärmste Interesse für alles, was auf Künste und Wissenschaften Bezug hatte. Wer sich in irgend einem Fach, als Gelehrter oder Künstler auszeichnete, den ermangelte sie nie an sich zu ziehen, wenn es die Umstände gestatteten. Selbst an mathematischen Wissenschaften und besonders an der Astronomie fand sie soviel Geschmack, daß sie den Comet von 1664 zu Rom mit Cassini, welcher in ihren Diensten war, selbst beobachtete, und ihre Nächte dieser Neugierde aufopferte. Ihre Beobachtungen machten ihr viel Vergnügen, so daß sie bey Gelegenheit des Cometen von 1680 demjenigen tausend Pistolen versprach, welcher die befriedigenste Erklärung darüber geben würde. Sie beschäfftigte sich gern mit Chymie und den damit verwandten Wissenschaften, weil sie nicht wollte, daß ihrem, nach Kenntnissen jeder Art begierigen Geist irgend etwas entgehe. Sie kannte die Grund-

sätze der alten und neuen Philosophie, und nachdem sie alle philosophischen Systeme studiert und sorgfältig geprüft hatte, sagte sie: „die alten Narrheiten „seyen wohl noch so viel werth, als die neuen".

Nach Bourdelots Entfernung hoffte Graf Magnus die vorige Gunst bey der Königin wieder zu erlangen; in dieser Absicht suchte er einige unbescholtene Männer in Ungnade zu bringen, und erschien überhaupt in einem so zweydeutigen Licht, verband so viel Niederträchtigkeit und Muthlosigkeit miteinander, daß die Königin ihn auf immer vom Hofe verbannte, und alle Vorstellungen für ihn fruchtlos blieben. Der Graf schrieb einen Brief an Christinen, den ihr sein Schwager der Prinz Adolph übergab. Sie las ihn und sagte im Hin- und Hergehen: „der arme Graf"! dann las sie ihn noch einmal und sagte wieder: „der arme Graf"! ohne dem Prinzen die geringste Antwort zu ertheilen. Von seinem Landgut schrieb er noch einmal an sie, aber mit eben so wenig glücklichem Erfolg. „Da „Sie wünschen, mein Herr", antwortete ihm itzt die Königin „nach der Ungnade, in die Sie gefallen sind, „mich noch einmal zu sehen, so muß ich Ihnen sa„gen, wie sehr dieser Wunsch ihrer eigenen Zufrie„denheit entgegen ist, und ich schreibe Ihnen diesen „Brief, um Sie an die Gründe zu erinnern, welche „mich hindern darauf zu hören, und welche Sie „überzeugen müssen, daß diese Zusammenkunft nichts „zu Ihrer Beruhigung beytragen würde. Es steht

„nicht bey mir, Ihrem Unglück abzuhelfen: nur „von sich selbst müssen Sie die Wiederherstellung Ih„rer Ehre erwarten. Was können Sie von mir hoffen? „Oder was kann ich thun, als Sie beklagen und Sie „tadeln? Meine ehmalige Freundschaft für Sie ver„pflichtet mich zu dem einen, wie zu dem andern; „und so nachsichtig ich mich gegen Sie bewies, so „kann ich doch das Verbrechen, welches Sie gegen „sich selbst begangen haben, nicht vergeben, ohne „mir zu widersprechen. Glauben Sie nicht, daß „ich aufgebracht sey. Ich versichere Sie, ich bin es „nicht. Ich kann hinfüro keine andere Gesinnungen „gegen Sie haben, als die des Mitleidens, die Ih„nen aber durchaus nichts helfen können, seitdem „Sie die Güte, welche ich gegen Sie hatte, unnütz „gemacht haben. Nach Ihrem eigenen Geständniß „sind Sie derselben unwürdig, und Sie selbst haben „sich in Gegenwart mehrerer angesehener Personen „das Verbannungsurtheil gesprochen. Ich habe die„ses Urtheil bestätiget, weil ich es gerecht fand, und „ich bin nicht so geneigt, davon abzugehen, als man „Sie glauben macht. Wollten Sie nach allem, was „Sie gethan haben, und was Ihnen widerfahren „ist, es wagen, vor mir zu erscheinen? Ich schäme „mich für Sie, wenn ich daran denke, zu wie viel „Niederträchtigkeiten Sie sich herabgelassen; wie „viel Unterwerfung Sie selbst denen bewiesen haben, „welchen Sie vorher so schlimme Dienste leisteten. „Es zeigte sich bey jenem unglücklichen Vorfall nichts

„Grosses, nichts Schönes, noch Edles in Ihrem „Betragen. Wenn ich etwas bereuen könnte, so „wäre es dies, mit einer so schwachen Seele, wie „die Ihrige, Freundschaft geschlossen zu haben: aber „diese Schwäche ist meiner unwürdig, und da ich „immer nach Gründen handelte, so kann ich es nicht „tadeln, daß ich dem was vorgefallen ist, einen gu„ten Schein zu geben suchte. Ich würde mein Be„tragen hierin nie geändert haben, wenn mich nicht „Ihre Unvorsichtigkeit gezwungen hätte, mich wi„der Sie zu erklären. Die Ehre verpflichtet mich, „es laut zu thun und die Gerechtigkeit fodert es von „mir. Ich habe seit neun Jahren, wo ich immer „gegen alle blindlings Ihre Parthie nahm, zu viel „für Sie gethan. Aber itzt, wo Sie selbst das aufge„ben, was Ihnen das Theuerste seyn sollte, bin ich „der Pflicht überhoben, dafür zu sorgen. Wenn „Sie Vorwürfe anhören wollen, so können Sie hie„her kommen. Unter dieser Bedingung gebe ich „meine Einwilligung. Aber hoffen Sie nicht, daß „weder Thränen noch Unterwürfigkeit mir die ge„ringste Nachsicht abdringen werden. Die einzige, „deren ich für Sie fähig bin, ist, mich wenig an „die Sache zu erinnern, und noch weniger davon zu „sprechen: denn ich bin entschlossen, Ihrer nie an„ders zu erwähnen, als um Sie zu tadeln. Ich „mußte Ihnen zeigen, daß Sie nach einem Fehler, „wie der Ihrige, meiner Achtung unwürdig sind. „Das ist alles, was mir für Sie zu thun übrig blieb.

„Erinnern Sie sich indessen, daß Sie die Ungnade,
„in die Sie gefallen sind, nur sich selbst verdanken,
„und daß ich gegen Sie billig bin, wie ich es immer
„gegen jedermann seyn werde". Upsal den 5ten Decemb. 1653.

Je kälter sich Christine gegen ihren ehemaligen Günstling bewies, desto mehr Güte und Wohlwollen bemerkte man in ihrem Benehmen gegen den Kanzler Oxenstierna und seinen Sohn Erich. Durch diese zwey Senatoren giengen itzt die Geschäffte, und sie näherten sich der Königin am meisten. Nach der Bemerkung des französischen Residenten Piques hatte der ehrwürdige Greis, der Kanzler, darüber eine solche Freude, daß er sich sichtbar verjüngerte.

Unter den auswärtigen Angelegenheiten mußten die traurigen Auftritte, welche sich einige Jahre vorher in England ereigneten, Christinens Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen. Wenn Staatsgründe sie vermochten, sich in Verbindungen mit dem Usurpator Cromwell einzulassen, so wäre es wohl zu voreilig, darum mit Chevreau zu behaupten, sie habe gefühllose Gesinnungen über die Enthauptung Karls I. geäussert. Der Brief, welchen sie bald nachher an seinen Sohn schrieb, drückt ihren Abscheu und ihre Rührung darüber auf das lebhafteste aus. Aber was konnte sie mehr thun, als die Irrthümer beklagen, die ihm ein so trauriges Loos zuzogen? „Die Gewalt der Zeitumstände" schreibt sie in einem spätern Brief an eben denselben „ist es,

„was Ihre Uebel unheilbar macht, und ich halte es „für ein wahres Unglück für mich, daß ich nicht im „Stande bin, ihnen auf irgend eine Art abzuhelfen. „Sie werden gewiß so gütig seyn zu gestatten, daß „Ihre Freunde für ihr eigenes Interesse sorgen, „wenn Sie finden, daß Sie nichts für das Ihrige „thun können. Ich gestehe Ihnen mit Betrübniß, „daß ich mehr als irgend jemand in dem Fall bin, „und daß ich Ihren Anträgen nicht beystimmen könnte, „ohne das Wohl des Staats zu verletzen, dessen In„teresse bey mir jeder andern Rücksicht vorgehen muß. „Ich wünsche, daß die Zeit, welche alle Uebel heilt, „Ihre Widerwärtigkeiten endige, und daß sie mir „Gelegenheit verschaffe, dieselben zu erleichtern, „ohne Verpflichtungen entgegen zu handeln, welche „allein alles über mich vermögen".

Auch die in Frankreich ausgebrochenen Unruhen beschäfftigten die Aufmerksamkeit der Königin, und sie gab sich alle Mühe dieselben zu vermitteln, obschon der Stolz des französischen Cabinets oder Mazarins Selbstsucht ihre Anerbietungen von der Hand wiesen.

Die Zerrüttung der Finanzen in den letzten Jahren von Christinens Regierung, verbunden mit der immer steigenden Verschwendung, der Plan einer Reise auf die Inseln Gothland und Oeland, (weil man vermuthete, daß sie dort ihren Aufenthalt nehmen würde) die ungewohnte Güte und Freundlichkeit gegen den Kanzler und seine Anhänger, woraus man schloß, daß sie mit allen Partheyen gut stehen wollte,

führten schon lange vor ihrer eigenen Erklärung einsichtsvolle Personen auf die Vermuthung, daß sie im Sinn habe, die Krone niederzulegen. Den 25ten October 1651 machte sie diesen ihren Entschluß dem Senat in voller Sitzung bekannt: „Sie habe", sprach sie, „reiflich über eine so wichtige Sache nachgedacht, und keinen bessern Weg gefunden, für die „Sicherheit des Staats und die Beruhigung des „Volks zu sorgen: da sie fest entschlossen sey, nie zu „heyrathen, so würde der Prinz, der einmal zum „Nachfolger ernannt wäre, verpflichtet seyn, eine „Gemahlin zu nehmen, und die ihm gebornen Kin„der würden die Nation von der Furcht vor denjeni„gen Uebeln befreyen, welche Königswahlen gewöhn„lich zu begleiten pflegten". Sie sprach hierauf weitläufig von den Tugenden des Prinzen und von den Hoffnungen, die man von seiner Regierung fassen dürfe.

Der Senat that sein Mögliches, die Königin von ihrem Entschluß abzubringen; und bat zuletzt, da alle seine Vorstellungen fruchtlos blieben, wenigstens die Versammlung der Stände abzuwarten, die man im Februar des folgenden Jahres zusammen berufen wolle. Indessen machten die Senatoren und die Notabeln der Stände, welche damals in Stockholm waren, im November einen neuen Versuch Christinens Widerstand zu besiegen. Sie giengen insgesammt zu ihr. Der Kanzler Oxenstierna führte das Wort. Er dankte zuerst der Königin im Namen

der ganzen Nation für alles, was sie bis itzt für die Ehre und Ruhe des Reichs gethan, und daß sie es zum blühendsten in ganz Europa gemacht hätte. Er stellte ihr vor, wie unmöglich es seye, daß es sich in dem gleichen Zustand erhalte, wenn sie den Zügel der Regierung fahren lasse; daß der Prinz von Schweden entschlossen seye, die Regierung nicht anzunehmen, so lange Gott J. M. Kräfte und Leben schenke; daß es ihr äusserst empfindlich fallen müßte, durch ihre Entfernung die Früchte so vieler Bemühungen, so vieler Nachtwachen zu verlieren. Er fügte hinzu: der Ruhm bestehe nicht sowohl darin, daß man ihn zu erwerben, als daß man ihn zu erhalten wisse; es wäre besser, wenn ihre Regierung weniger beglückt gewesen wäre, als daß sie dieselbe itzt verlasse, nachdem sie eine Höhe erreicht hätte, auf welcher alle Völker der Erde sie nicht ohne Bewunderung und Erstaunen sehen könnten: die vornehmsten Beamten im Reich wüßten vollkommen, wie wahr das seye, was sie die Freyheit nähmen, ihr durch seinen Mund zu sagen; sie wären völlig überzeugt, daß ihre Entfernung unfehlbar den Ruin des Staats nach sich ziehen würde, und erklärten ihr freymüthig, wenn sie das Steuer aufgebe, so würden sie das Schiff verlassen; sie würden, sobald sie sich entferne, alle ihrem Beyspiel nachahmen und ihre Stellen niederlegen, wenn sie sich nicht durch ihre Bitten erweichen lasse, und wenn sie ihnen nicht die Gnade bewilligte, welche sie vereint und auf das dringendste von ihr begehrten,

denn sie wollten sich nicht den Vorwurf der Nachwelt zuziehen, in eine für das Vaterland so nachtheilige Sache eingewilligt zu haben.

Hierauf wandte sich der Kanzler noch besonders mit der Frage an die Königin: Ob sie über ihre Unterthanen mißvergnügt wäre? Ob sie sich beklagen könne, daß sie ihr nicht genug Ehrfurcht oder nicht genug Gehorsam bewiesen? Er bat sie, sich freymüthig darüber zu erklären, sie selbst wollten ihr Gerechtigkeit verschaffen; sie wollten sich allem unterziehen, was sie von ihnen fodern würde; sie wollten sich in Zukunft noch sorgfältiger als bisher bestreben, ihr zu gefallen, sich ihr angenehm zu machen; sie wollten nichts sparen, um ihre Grösse, ihre Rechte und ihr Ansehen zu behaupten, sie böten ihr dem zufolge aufs neue ihr Leben und ihre Güter an, und da die Krone sehr verschuldet sey, so wären sie bereit alle Schulden aus ihrer Börse zu bezahlen, und einen so beträchtlichen Fond zum Unterhalt ihres Hauses zusammenzubringen, daß sie im Stand wäre, es auf einem höhern Fuß zu halten, als kein anderer König im Norden.

Kurz der Kanzler führte so starke Gründe an, er sprach mit solcher Wärme und brachte in den Herzen aller Anwesenden, denen die Thränen in den Augen standen, eine solche Rührung hervor, daß die Königin sich bereden ließ: Sie willigte unter der Bedingung ein, daß man ihr nie vom Heyrathen spreche, weil sie dazu gar keine Neigung habe. Alles beeiferte

sich in die Wette, ihr seine Freude zu bezeugen. Auch die freinden Gesandten beglückwünschten sie, aber Christine sagte zu dem französischen, Chanût: Sie habe zwar ihren Unterthanen diese Befriedigung nicht versagen können, aber sie habe ihren Plan nicht so ganz aufgegeben, daß sie ihn nicht noch einst ausführen könnte.

Der kaiserliche Gesandte Graf Montecuculi und Pimentelli, Botschafter von Spanien, die durch persönliche Freundschaft mit einander verbunden waren, trugen vielleicht das Meiste bey, jenen Entschluß zu ernenern oder doch seine Ausführung zu befördern. Beyde standen bey der Königin in grossem Ansehen. Sie beehrte den Grafen Montecuculi mit ihrem Amaranten-Orden, dessen Gesetze erfoderten, daß Unverheyrathete, die ihn empfingen, ledig; Verheyrathete aber, nach dem Tode ihrer Frauen, Wittwer bleiben sollten. Pimentel hatte sich gleich bey seiner ersten Audienz durch eine ziemlich starke Schmeicheley Christinens Gunst zu erwerben gewußt. Als er vor der Königin, welche auf dem Thron saß, erschien, entfernte er sich wieder mit einer tiefen Verbeugung ohne ein Wort zu sagen; den folgenden Tag verlangte er eine zweyte Audienz, und hielt eine sehr schmeichelhafte und studierte Rede an die Königin. Christine fragte ihn hierauf um den Grund, warum er sich das erstemal wegbegeben hätte, ohne mit ihr zu sprechen, und er antwortete: der Glanz ihrer Majestät habe einen so starken Ein-

druck

druck auf ihn gemacht, daß er die ganze Zwischenzeit gebraucht habe, um sich zu fassen und Muth zu sammeln, wieder vor ihr zu erscheinen.

Schon einige Zeit vorher, ehe Christine wirklich die Krone niederlegte, bemerkte man an ihr einen Ueberdruß an Staatsgeschäfften, der die Erneuerung dieses Entschlusses errathen ließ. Als sie eines Tages zwey Sekretaire mit Papieren hereintreten sahe, um sie zur Unterzeichnung vorzulegen, sagte sie in Gegenwart des Prinzen Karl Gustav: „So oft sie diese Leute erblickte, meynte sie den T.... zu sehen . . . Sie wolle sobald als möglich die Regierung demjenigen abtretten, der Kraft und Talente genug hätte, sie zu führen; Schweden bedürfte ohnehin eines Königs, der sich an die Spitze seiner Armee stellen könnte". Mehrere ihrer Handlungen zeigten, wie sehr ihr die Lebensart, welche sie führte, erleidet sey. Sie sagte gerade heraus: „Ich höre immer nur einerley, und „sehe wohl, daß ich mich wieder dem Studieren und „dem Umgang mit Gelehrten widmen muß". Man bemerkte zuletzt an ihr eine gewisse Melancholie, von der man nachtheilige Folgen für ihre Geisteskräfte besorgte. Der ehemalige französische Ambassador Chanüt schrieb ihr aus dem Haag (im Jenner 1654) über das Gerücht, welches sich in Ansehung ihrer Abdankung verbreitete. Ihre Antwort ist merkwürdig:

„Ich habe Ihnen, (schreibt sie) bey einer an„dern Gelegenheit von den Gründen Rechenschaft ge„geben, welche mich bewegen bey dem Vorsatz meiner

„Resignation zu bleiben. Sie wissen, daß ich mich „schon seit langem mit diesem Gedanken trug, und „daß ich mich erst nach einem acht Jahre lang fort„gesetzten Nachdenken entschlossen habe, ihn auszu„führen. Es sind wenigstens fünf Jahre, seitdem „ich Ihnen diesen Entschluß mitgetheilt habe, und „ich sahe damals, daß nur ihre reine Zuneigung und „der Antheil, den Sie an meinem Glücke nahmen, „sie bewogen, mir entgegen zu seyn, ungeachtet der „Gründe, welche Sie nicht verwerfen konnten, so „viel Mühe Sie sich auch gaben, mir davon abzu„rathen. Es freute mich, zu sehen, daß Sie in die„sem Gedanken nichts meiner Unwürdiges fanden. „Sie wissen, was ich Ihnen das letztemal über die„sen Gegenstand sagte, als ich das Vergnügen hatte, „mich mit Ihnen zu unterhalten. Nichts von allem „dem, was in einem so langen Zeitraum vorfiel, „konnte meinen Entschluß ändern; ich habe alle „meine Handlungen nach diesem Endzweck geordnet „und ich habe sie dieser Absicht gemäß eingerichtet, „ohne itzt zu wanken, wo ich bereit bin, meine Rolle „zu schliessen, um mich hinter das Theater zurückzu„ziehen. Ich bekümmere mich nicht um das *Plau„dite*. Ich weiß, daß das Schauspiel, welches ich „aufgeführt habe, nicht nach den gewöhnlichen Theater„Regeln eingerichtet seyn konnte. Was stark, männ„lich und nachdrucksvoll ist, kann nicht leicht allge„mein gefallen. Jeder urtheile darüber nach seinen „Einsichten, ich kann ihm diese Freyheit nicht neh-

„men, und möchte es auch nicht, wenn es in meiner „Gewalt stünde. Ich weiß, daß Wenige günstig da„von urtheilen werden, und bin überzeugt, daß Sie „unter diesen Wenigen sind. Die Uebrigen kennen „meine Gründe und meine Stimmung nicht, denn „ich habe mich nie gegen jemand darüber erklärt, „als gegen Sie und gegen einen andern Freund, „dessen Seele groß und schön genug ist, eben so wie „Sie von der Sache zu urtheilen. *Sufficit unus*, „*sufficit nullus*. Die andern verachte ich, und es „wäre zuviel Ehre für jemand aus dem Haufen, „wenn ich ihn lächerlich genug fände, um mich über „ihn lustig zu machen. Diejenigen, welche diese „Handlung nach den unter den Menschen gewöhnli„chen Grundsätzen beurtheilen, werden sie ohne Zwei„fel tadeln; aber nie werde ich mir die Mühe geben, „dieselbe gegen sie zu vertheidigen, und bey aller „Musse, die ich mir zu verschaffen suche, werde ich „nie müssig genug seyn, mich ihrer zu erinnern. Ich „werde diese Musse anwenden, mein vergangenes Le„ben zu prüfen, und meine Fehler zu verbessern, „ohne weder darüber zu erstaunen, noch sie zu be„reuen. Welch' eine angenehme Erinnerung wird es „mir seyn, den Menschen mit Freuden Gutes ge„than, und ohne Schonung die bestraft zu haben, „welche es verdienten! Ich werde den Trost haben, „daß ich niemand als Verbrecher behandelte, der es „nicht war, und daß ich selbst gegen diejenigen, wel„che es waren, schonend verfuhr; ich habe die Er-

„haltung des Staats jeder andern Rücksicht vorgezo-
„gen; ich habe mit Freuden alles seinem Interesse
„aufgeopfert, und darf mir in der Verwaltung dessel-
„ben nichts vorwerfen. Ich besaß sie ohne Stolz,
„und verlasse sie ohne Mühe. Seyen Sie also meinet-
„wegen ohne Sorgen. Ich bin in Sicherheit, und
„mein Wohl hängt nicht von Glücksgütern ab; ich
„bin glücklich, was auch immer geschehen mag —

„Sum tamen, o superi, felix, nullique
„potestas
„Hoc auferre Deo". (*)

„Ja ich bin es mehr als irgend jemand, und werde
„es immer seyn: Ich fürchte die Vorsehung nicht,
„von welcher Sie sprechen. Omnia sunt propitia.
„Wenn sie es ist, welche meine Angelegenheiten lenkt,
„so unterwerfe ich mich ihr mit der Ehrfurcht und
„Ergebung, welche ich ihrem Willen schuldig bin;
„überläßt sie mich meiner eigenen Leitung, so werde
„ich alle Kräfte des Verstandes und Herzens, die sie
„mir verliehen hat, anwenden, mich glücklich zu
„machen. Und ich werde es so lange seyn, als ich
„überzeugt bleibe, daß ich weder von Gott noch von
„den Menschen etwas zu befürchten habe. Ich will
„den übrigen Theil meines Lebens anwenden, mich
„mit diesen Gedanken vertraut zu machen, meinen
„Geist zu stärken, und aus dem Hafen die Leiden
„derer zu betrachten, welche noch von den Stürmen

---

(*) Lucani Pharf. VIII. 130.

„des Lebens herumgetrieben werden, weil sie ihren „Geist nicht an jene Gedanken gewöhnten. Bin ich „nicht in meinem gegenwärtigen Zustand beneidens„würdig? Ohne Zweifel würde ich zu viele Neider „haben, wenn mein Glück bekannt wäre; doch Sie „lieben mich genug, um es mir nicht zu beneiden, „und ich verdiene es, da ich so aufrichtig bin zu ge„stehen, daß ich einen Theil dieser Gesinnungen Ih„nen verdanke: Ich lernte sie in den Unterredungen „mit Ihnen, und hoffe sie einst in meiner Muße „durch Ihren Umgang zu verstärken. Ich bin über„zeugt, daß Sie nicht im Stand sind, Ihr Wort zu„brechen, und daß Sie bey dieser Veränderung nicht „aufhören werden, mein Freund zu seyn, weil ich „nichts verlasse, was Ihrer Achtung würdig ist. Ich „werde, wie auch immer meine Lage seyn mag, je„derzeit Ihre Freundin bleiben, und Sie werden „sehen, daß keine Veränderung sich ereignen kann, „die den Gesinnungen, auf welche ich stolz bin, nach„theilig wäre. Sie wissen das alles und glauben „ohne Zweifel, ich könne Ihnen keine grössere Ver„sicherung geben, als die, daß ich immer seyn werde „u. s. w. — Westeras 28. Febr. 1654".

Schon den 11ten Febr. dieses Jahrs hatte Christine die Reichsräthe in der Stadt Upsal zusammen berufen, und ihnen ihren vesten Entschluß, die Krone niederzulegen, eröfnet. Oxenstierna überreichte im Namen des Senats ein nachdrückliches Memorial, worin er alle Gründe gegen die Abdan-

kung in's Licht stellte, und der Königin deutlich zu verstehen gab, daß sie diesen Schritt einst bereuen könnte (*). Ein solcher Entschluß, sagt er, würde alle die theuren und heiligen Bande, welche sie und ihre getreuen Unterthanen bisher verknüpften, gewaltsam zerreissen. Er lasse sich schwerlich durch vernünftige Gründe rechtfertigen. Wenn der König eines Wahlreichs verpflichtet sey, seine Unterthanen und seine Staaten zu regieren und zu schüzen, und diese, ihm zu dienen und zu gehorchen, so seye diese gegenseitige Verpflichtung in einem Erbreich doppelt stark. Bereitwillig hätte man sie in ihrer Minderjährigkeit als Königin anerkannt, und feyerlich hätte sie bey dem Antritt ihrer Regierung versprochen, Königin zu seyn. Die Verpflichtungen, welche sie übernommen hätte, könnten nicht willkührlich aufgelöset werden. Es lasse sich bey der Sache nichts Gutes, wohl aber mannigfaltige Verwirrung und Unruhe voraussehen. Von dem Kronprinzen habe sie keine Eingriffe oder Anticipationen seiner künftigen Rechte zu besorgen. Auch grössere Ruhe, wenn sie allenfalls diese dabey bezwekte,

---

(*) Wenige Monate nachdem Christine die Krone niedergelegt hatte, verbreitete sich in Schweden das Gerücht, daß sie es schon zu bereuen anfange. Der Großkanzler, dem man dieses auf seinem Todbette erzählte, versetzte: „Ich habe es ihr zum voraus ge„sagt, daß sie diesen Schritt bereuen würde; aber ..... „sie ist doch die Tochter Gustavs"! Dieß waren die letzten Worte des grossen Mannes! D'Alembert Mélanges de Litterat. Tom. II. p. 268.

könne sich die Königin von der Veränderung ihrer Lage nicht versprechen. „Wir wissen", fährt der Verfasser im Namen seiner Collegen fort, „wir wissen „überdas nicht, ob diese dem hohen Stand und den „Eigenschaften E. M. geziemte. Die Menschen sind „zu Arbeit und Sorgen erschaffen, und vorzüglich „Könige, welche ihr Vergnügen in der Arbeit finden, „und Einsamkeit und Ruhe vermeiden müssen, weil „sie sich nicht mit dem Stand und der Natur der „Könige vertragen. Allerdings können E. M., als „eine Sterbliche, zuweilen müde, der Sorgen, der „Arbeiten, der Klagen und des hartnäckigen Eigen„sinns, worauf man zuweilen und oft selbst in un„wichtigen Geschäfften stößt, überdrüssig werden. „Aber es giebt zweckmässige Mittel, die in Schwe„den so gut als anderswo üblich sind, um diese „Schwierigkeiten zu erleichtern, selbst wo von den „wichtigsten Geschäfften die Rede ist, und in den „schwierigsten Zeitpunkten. Es wird nur von dem „Willen E. M. abhangen, in wie weit Sie sich dieser „Hülfsmittel und der Mitwirkung Ihr. Kön. Hoheit „und anderer bey Ausfertigung der Geschäffte be„dienen wollen" u. s. w.

Als alle diese Vorstellungen des Senats fruchtlos blieben, so wurde endlich der Reichstag auf den zweyten May nach Upsal ausgeschrieben. In der Zwischenzeit trat die Königin mit Karl Gustav über die sich vorzubehaltenden Einkünfte in Unterhandlungen. Die Foderung einiger Ländereyen, die sie un-

abhängig und mit der Befugniß, sie zu verkaufen, zu veräussern oder zu verpfänden, besitzen wollte, war nicht gutgeheissen worden, weil man besorgte, diese Länder möchten auf die Art mit der Zeit von Schweden abgerissen werden. Sie verlangte also statt derselben 200,000 Reichsthaler jährlicher Einkünfte, welche ihr auf sichere und unveränderliche Fonds sollten angewiesen werden. Man wurde eins, den Beschluß darüber dem Reichstag nur im Allgemeinen zur Genehmigung vorzulegen. Entweder aus Besorgniß bey dem unvermutheten Absterben des nicht verheyratheten Kronprinzen das Reich durch eine Wahl in neues Unglück gestürtzt zu sehen, oder vielleicht, weil sie befürchtete, ein künftiger Fürst, der ihr nicht seine Krone verdankte, möchte ihr ihre Einkünfte vorenthalten, schlug Christine einigen Senatoren vor, daß, auf den Fall wenn Karl Gustav ohne rechtmässige Erben stürbe, ihm jemand (sie hatte den Baron Tott im Auge) substituirt werden sollte (*). Aber so sehr man ihr diese Sorgfalt für die Ruhe des Reichs verdankte, so höflich lehnte man doch den

(*) So will Arkenholz (Mem. Tom. II. p. 405). Die gleiche Behauptung findet sich in einer unter den Augen der Königin verfertigten Geschichte ihrer Regierung. Aber in den kurzen, oft sehr nachdrücklichen Anmerkungen, welche sie hie und da eigenhändig hinzufügte, sagt sie über diese Stelle: „Welche Unrichtigkeiten! Wo Teufel hat er solche Schimären her"? (Eb. Tom. III. p. 167.)

Vorschlag ab, weil man es unschicklich fände, den Prinzen von Schweden zu verpflichten, daß er einen Reichsgehülfen oder einen nothwendigen Kronerben anerkennen müßte, welches unvermeidlich grosse Unordnungen im Staat verursachen würde. Man bat die Königin, da sie durchaus nicht länger herrschen wollte, zu bedenken, daß das Wohl des Staats, welches ihr immer so sehr am Herzen gelegen, erfodere, daß sie für sich und ihre Nachkommen, wenn sie sich je verheyrathen wollte, der Krone auf immer entsage, selbst auch wenn der Erbprinz vor ihr sterben sollte, ohne Kinder zu hinterlassen.

Indessen rückte die für den Reichstag angesetzte Zeit heran. Den 21ten May eröffnete ihn die Königin, in Gegenwart aller fremden Gesandten, mit einer selbst vorgetragenen Rede, deren wesentlicher Inhalt war: Der Gegenstand, weswegen sie die Stände zusammenberufen habe, werde ihnen ohne Zweifel auffallend seyn, weil er ohne Beyspiel wäre; aber wenn sie auf alles das sehen wollten, was schon seit langem geschehen wäre, so würden sie wahrnehmen, daß weder von Etwas ganz Neuem noch von einem in der Eil gefaßten Entschluß die Rede sey, sondern von einer Sache, die sie seit langer Zeit vorbereitet und reiflich überdacht hätte. Sie möchten sich nur an das erinnern, was schon vor einigen Jahren in Rücksicht auf die Thronfolge, und die Verwaltung des Staats wäre beschlossen worden: und sie thäte diesen Schritt um desto lieber, weil sie sähe, daß dem Reich grosser Vor-

theil daraus erwachsen würde; denn da die Stände den Prinzen als ihren Nachfolger anerkannt hätten, und von seinen grossen Eigenschaften und Fähigkeiten zu einer weisen Regierung überzeugt seyen, so zweifle sie keineswegs, jedermann werde ihn mit größter Freude auf den Thron steigen sehen. Sie habe itzt zehen Jahre lang regiert; sie habe dem Interesse der Nation alles aufgeopfert; sie habe weder Nachtwachen noch Mühe gespart, um ihr die gegenwärtige Ruhe zu verschaffen: durch Gottes Gnade genössen sie nun derselben sowohl im Innern des Reichs als von aussen. Zur Erkenntlichkeit für alle ihre Mühe und Arbeiten verlange sie nichts anders von ihnen, als die Einwilligung zu ihrer Abdankung; eine Einwilligung, auf die sie desto sicherer zähle, da diese Abdankung eine vest beschlossene und so unfehlbare Sache sey, daß keine Rücksicht, keine Gegenvorstellung und keine Macht sie davon abbringen könnte. Sie fügte noch den Wunsch hinzu, daß man für ihren Unterhalt sorge, und sagte, sie seye darüber mit dem Prinzen schon übereingekommen, aber sie wolle, daß die Stände ebenfalls ihre Einwilligung geben.

Hierauf las Schering Rosenhane (der Kanzler hatte sich dessen geweigert, um nicht in den Verdacht zu kommen, als billige er Christinens Vorhaben) im Namen der Königin eine Schrift vor, welche ungefähr ebendasselbe, nur weitläufiger auseinander gesetzt, enthielt. Die Reichsstände, obschon ohne Hoffnung die Königin auf andere Gedanken zu

bringen, beschlossen, nach vorangegangener Berathschlagung, wenigstens Ehre halber noch einen Versuch zu machen. Aber als die Antwort erfolgte, wenn man ihr noch eine Krone anzubieten hätte, so würde sie doch ihre Regierung keinen Augenblick über die angesetzte Zeit hinaus fortführen, so willigte man endlich ein, daß sie den Scepter an Karl Gustav abtrette, welcher dem ihm geleisteten Versprechen gemäß als König von Schweden anerkannt werden sollte. Es gab Personen, welche der Königin gewisse Gesetze vorschreiben und sie z. B. verpflichten wollten, sich nicht ausser Landes aufzuhalten. Aber der Prinz, der ihr so grosse Verpflichtungen hatte, suchte alle ihre Wünsche zu befriedigen: Wahrscheinlich wäre ihm auch nicht sonderlich damit gedient gewesen, wenn sie in Schweden geblieben wäre; aus Furcht, sie möchte sich früher oder später in die Regierung mischen wollen.

Endlich brach der von Christinen mit Ungeduld herbeygewünschte Tag an; der Tag, wo sie dem Reich ihrer Väter entsagen, und in den Stand einer Privatperson tretten sollte. Den 16. Jun. gegen sieben Uhr des Morgens kam sie mit dem Erbprinzen in den Senat, und ließ eine den Tag vorher aufgesetzte Entsagungsakte ablesen, worin sie zu Gunsten des Prinzen Karl Gustav für sich und ihre Nachkommen auf das Reich Verzicht that, sich die Einkünfte gewisser Ländereyen vorbehielt, so wie das Recht ganz unabhängig zu leben, ohne jemand anderm als Gott wegen ihrer bisherigen und künftigen Handlungen Rechen-

schaft schuldig zu seyn, und eine völlige, unbeschränkte Gerichtsbarkeit über ihre Beamte und Dienerschaft auszuüben. Dagegen versprach sie ihrerseits nichts zu unternehmen, was dem Wohl des Staats nachtheilig seyn könnte. Nach Verlesung dieser und einer andern Akte, worin der Prinz der Königin die vorbehaltenen Einkünfte zusicherte und ihr versprach, lebenslang gegen sie dankbar zu seyn, und sie als seine Mutter zu ehren, ließ sich Christine mit den königlichen Insignien bekleiden, und trat auf diese Weise in den grossen Saal des Schlosses, wo alle Stände des Reichs die fremden Gesandten und die Hofdamen versammelt waren. Schering Rosenhane las die beyden vorhin angeführten Urkunden ab, und entledigte die Nation von dem Eyd der Treue gegen die Königin. Diese legte ihren königlichen Schmuck in die Hände der ersten Reichsbeamten nieder und hielt dann in einem Deshabille von weissem Taft eine beynahe halbstündige Rede an die Stände, worin sie einen Abriß von allem dem machte, was seit ihrer zehenjährigen Regierung in Schweden vorgefallen war, sie an die grossen Verpflichtungen gegen ihren Vater, den verstorbenen König Gustav Adolph erinnerte, ihnen den gegenwärtigen Regenten auf das Nachdrücklichste empfahl, und sie bat, ihm eben die Treue und den Gehorsam zu erweisen, den sie ihr bewiesen hätten. Die Versammlung war gerührt, die meisten Mitglieder brachen in Thränen aus; andere wurden von Bewunderung gegen eine Königin hingerissen, welche, von

ihrem Volk geliebt und in der Blüthe ihres Alters, freywillig und mit solcher Standhaftigkeit von dem Thron herabstieg.

Nachdem Rosenhane im Namen der Stände geantwortet hatte, verließ die Königin den Thron und gieng auf den Prinzen zu, der ihr zugleich entgegen kam, sie redete ihn mit eben so viel Beredsamkeit und nicht weniger standhaft an, als die Stände. Er besteige itzt, sagte sie unter andern zu ihm, einen Thron, auf welchem grosse Könige gesessen hätten; der Ruhm derselben seye zu bekannt, als daß sie nöthig hätte, ihre grosse Thaten umständlich zu schildern, indem überdieß ihr Lob nicht einer Person geziemte, die aus ihrem Geblüt abstammte: sie begnüge sich, ihm das Beyspiel derselben vorzustellen, obschon sie sehr wohl wisse, daß er keiner Ermahnungen bedürfe, indem ihn der Himmel mit allen Eigenschaften ausgerüstet habe, die man an einem grossen Fürsten wünschen könnte. Sie versicherte ausdrücklich: Einzig diese Rücksicht habe sie bewogen, ihn zu ihrem Nachfolger zu wählen, und nicht die Verwandtschaft, welche keinen Einfluß haben müsse, wenn es um das Interesse des Staats zu thun sey. Sie fügte hinzu: Sie hinterlasse ihm einen mit klugen und weisen Männern angefüllten Senat, und verlange für alle die Vortheile, welche sie ihm verschafft habe, keine andere Erkenntlichkeit, als daß er für ihre Mutter Sorge trage und ihre Einkünfte eher vermehre als vermindere, und daß er auf ihre Freunde, ihre Diener, und diejenigen,

welche sie ihm besonders empfohlen hätte, Rücksicht nehme. Nach vielen Höflichkeiten von beyden Seiten wiederholte der Prinz sein Versprechen einer beständigen Achtung, Erkenntlichkeit und Sorgfalt für sie und die ihrigen, und redete hierauf den Senat und die Reichsstände an, welche ihn durch Rosenhanes Mund ihrer Treue und ihres Gehorsams versicherten. Der englische Gesandte Whitelock erzählt als Augenzeuge, daß, nachdem der Landmarschall und die Redner der drey andern Stände aufgehört hatten zu reden, und zum Handkuß der Königin gelassen wurden, der vom Bauernstand ohne alle Umstände ihre Hand ergriff, sie schüttelte und 3 bis 4 mal küßte, indem er sich auf die Kniee warf, weinte und sich mit seinem Schnupftuch die Thränen troknete. Hierauf stand er auf, wandte der Königin den Rücken, und gieng mit eben so wenig Ceremonien weg, wie er gekommen war.

An dem gleichen Tag gieng noch die Krönung des neuen Königs vor sich, aber mit weit weniger Gepränge als bey Christinen; woran vorzüglich der schlechte Zustand der Finanzen schuld seyn mochte. Denn die Königin selbst hatte sich gegen ihren Nachfolger geäussert: „Sie hinterlasse ihm in der That „einen ziemlich leeren Schatz, weil sie durch Ueber„redungen und dringende Bitten aller Art zu allzu„grosser Freygebigkeit verleitet worden wäre. Aber „nach ihrer Abdankung sey er an diese unmässige „Schenkungen nicht gebunden". Sie versprach so-

gar (wie der Kanzler Oxenstierna hinzusetzt) dem König, wenn er wollte alles das schriftlich zu geben. Karl Gustav — um bey dieser Gelegenheit nur ein Wort von dem Thronfolger einer so berühmten Fürstin zu sagen — war ein Mann von trefflichen Eigenschaften. „Aber", sagt Grammont, der übrigens eine sehr vortheilhafte Schilderung von ihm macht, „er liebte den Wein zu sehr, und hatte den „Fehler, wenn er desselben zu viel genossen hatte, zu „offenherzig zu seyn. Bey einer Zecherey mit dem „französischen Gesandten D'Avaugour sagte er zu „diesem mit Schwedischer Herzlichkeit: Du bist „ein braver und wackerer Mann, den ich ganz lie„ben würde, wenn er nicht den Fehler hätte, ein „Franzose zu seyn".

So endigte Christine im sieben und zwanzigsten Jahr ihres Alters eine Regierung, welche für Schweden nicht weniger ruhmvoll als vortheilhaft war, und von der man sagen kann, daß sie alle vorigen an Glanz übertraf. Sie verließ Schweden bald nach ihrer Abdankung. „Wie können Sie verlangen" sagte sie offenherzig zu dem Grafen Brahe, welcher sie bat, damit nicht so sehr zu eilen „wie können „Sie verlangen, daß ich in einem Lande bleibe, wo „ich noch vor Kurzem unumschränkt herrschte, und „wo ich itzt die Gewalt in den Händen eines andern „sehen müßte". Doch aus Furcht, ihre Abreise möchte Hindernisse finden, gab sie vor, sie gehe nur in das Bad zu Spa und werde bald wieder nach

Stokholm zurückkommen. Sie nahm ihren Weg über Halmstad in der Provinz Halland, wo sie vier Tage blieb und sich das Vergnügen machte, diejenigen, die um sie waren, zum Besten zu halten. In Mannskleidern, mit einer schwarzen Perüke auf dem Kopf, (*) kam sie unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Dohna an die Schwedischen Gränzen. Hier soll sie voll Freude aus ihrem Wagen gestiegen, und auf die andere Seite gesprungen seyn, indem sie ausrief: „Nun bin ich endlich in Freyheit „und ausserhalb Schweden, das ich nie wieder zu „betretten hoffe". Sie hatte nur vier Edelleute in ihrem Dienst behalten, von welchen keiner wußte, wo sie hingehen wollte.

Christine reisete über Hamburg, Brabant und einen Theil von Holland nach Antwerpen, wo sie wieder weibliche Kleidung anzog. Den 23ten December hielt sie ihren feyerlichen Einzug in Brüssel, und legte den folgenden Tag in Gegenwart des Erzherzogs Leopold und mehrerer angesehener Personen das katholische Glaubensbekenntniß ab. Diesen

Schritt

---

(*) Als sie sich die Haare wollte abschneiden lassen, und ihr Kammerdiener Vorstellungen dagegen machte, sagte sie: „Schneide zu, Johann, schneide zu, „meynst du, ich werde den Verlust meiner Haare be„dauren, nachdem ich ein Königreich aufgegeben ha„be". *Hist. de la vie de la Reine Christine à* Stokholm 1677. 12.

Schritt hatte sie ohne Zweifel schon vor ihrer Abdankung bey sich beschlossen, und hoffte nach demselben in Rom, wohin sie zu gehen gedachte, eine desto günstigere Aufnahme zu finden; wenigstens äusserte sie lange nachher gegen den Grafen Flemming und den Baron Coyet: „Sie habe die Religion ihres „Vaters nicht deßwegen verlassen, weil sie sie in ir„gend einem Glaubensartikel falsch befunden hätte, „sondern andere dringende Gründe hätten sie bewo„gen, äusserlich die Römisch-Katholische anzu„nehmen". Wir werden in der Folge sehen, daß sie sich selbst später eines andern zu bereden wußte.

Von der itzigen Stimmung ihres Geistes zeugt folgender Brief an die schöne Gräfin Ebba Sparre: „Mein Glück", schreibt sie ihr von Brüssel 1655, „wäre ohne gleichen, wenn mir vergönnt würde, es „mit Ihnen zu theilen, und Sie zur Zeugin desselben zu machen. Ich verdiente — das schwöre ich „Ihnen — von Göttern beneidet zu werden, „wenn ich die Wohlthat, Sie zu sehen, genies„sen könnte; aber da ich billig an diesem Glück „verzweifle, so müssen Sie mir wenigstens die Be„ruhigung lassen, sie zu überzeugen, daß das An„denken an Ihre Verdienste mir ewig unvergeßlich „bleiben, und daß die Leidenschaft und die Zärtlich„keit, die ich für Sie empfand, mich über die Ge„birge begleiten werde. Erhalten Sie mir wenig„stens Ihr theures Angedenken und stören Sie die „Süssigkeit des Glückes, das ich geniesse, nicht durch

„ein unbilliges Vergessen der Person, die Sie unter „allen in der Welt am meisten ehret. Adieu, meine „Schöne, denken Sie an Ihre Christine.

„N. S. Ich bitte Sie allen meinen Freunden „und Freundinnen mein Compliment zu machen und „selbst denen, welche nicht Lust haben, es zu seyn; „ich verzeihe ihnen von ganzem Herzen, um so viel „mehr, da es mir darum nicht schlimmer geht. Ich „vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich mich vollkommen „wohl befinde, daß ich hier tausenderley Ehrenbe„zeugungen empfange, und daß ich mit jedermann „gut stehe, ausser mit dem Prinzen von Conde, „den ich nur im Schauspiel und bey Hofe sehe. „Meine Beschäfftigungen sind, gut essen und gut „schlafen, ein wenig studieren, schwatzen, lachen, „die französischen, italiänischen und spanischen Co„mödien besuchen, und die Zeit angenehm hinbrin„gen. Ich höre keine Predigten mehr, ich verachte „alle Redner; nach dem, was Salamo gesagt „hat, ist alles übrige nur Thorheit; denn jeder muß „zufrieden leben, indem er ißt, trinkt und singt".

Christinens lebhafte und muntere Laune, die keine Art von Zwang leiden konnte, veranlaßte mancherley Gerede über sie. Um den übeln Eindrücken, der auch in Schweden wider sie verbreiteten Gerüchte vorzubeugen, schreibt sie in einem Brief an den König unter andern: „Ungeachtet meiner Entfer„nung aus dem Reich, werde ich mich immer nicht „minder zu dem verpflichtet halten, was ich schrift-

„lich und mündlich versprochen habe, als wenn ich „noch im Lande wäre, und nie wird man hören, „daß ich irgend etwas unternommen hätte, was E. „M. der Krone Schweden oder den Unterthanen „derselben zum Nachtheil, oder Unehre gereichen „könnte; sondern ich werde bey allen Gelegenheiten „und aus allen Kräften trachten, mich gegen diese „und gegen E. M. auf eine Art zu benehmen, daß „ich mit Ehren den Namen einer ehemaligen Köni„gin von Schweden tragen möge. Dieses bitte ich „E. M. allen denen vorzustellen, welche von der Le„bensart, die ich itzt führe, anderst als ich verdiene „oder als sie wohl thun sollten, denken oder urthei„len" u. s. w.

Den 22ten September verließ sie Brüssel, mit einem Gefolge, das aus zweyhundert Personen bestand, und ganz auf Kosten der Königin unterhalten wurde, den spanischen Gesandten Pimentel ausgenommen, der für sich reisete. Als man ihr auf ihrer Durchreise nach Italien in Augspurg die Tafel zeigte, an welcher ihr Vater Gustav Adolf nach seinem Zug gegen Bayern gespiesen hatte, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten. In Innspruck legte Christine das katholische Glaubensbekenntniß, welches sie schon in Brüssel angenommen hatte, öffentlich ab. Nach Chevreau sagte sie zu Personen vom ersten Rang, als man sie den Nachmittag darauf in's Schauspiel führte: „Meine Herren, es ist billig, daß „Sie mir eine Comödie geben, nachdem ich vor Ih-

„nen eine Farce gespielt habe". Schweden und besonders die Geistlichkeit nahm ihren Uebergang sehr übel auf (*). Ehe sie von Innspruck abreisete, schrieb sie an den König: „Mein Herr Bruder, ich „bin glücklich hier angekommen, wo ich die Erlaub„niß und den Befehl Seiner Heiligkeit fand, mich „öffentlich für das zu erklären, was ich schon lange „war, und ich habe mich glücklich geschätzt ihm zu „gehorchen und diesen Ruhm dem vorgezogen, über „jene mächtigen Staaten zu herrschen, welche Sie „itzt besitzen. Sie müssen diese Handlung lieben, „selbst wenn Sie glaubten, daß ich übel gewählt „habe, da sie Ihnen so vortheilhaft ist, und die „Liebe nicht geschwächt hat, welche ich Schweden „schuldig bin, so wenig als die Empfindungen der „Freundschaft, welche ich immer für Sie hatte, ge„gen den ich immer seyn werde

Innspruck 4. Nov. 1655.

Christine".

Der Einzug Christinens in Rom geschahe mit grossem Gepränge. Der Pabst Alexander VII. von dessen Händen sie die Confirmation und den Zunamen Alessandra erhielt, versicherte sie, „daß „ihre Bekehrung im Himmel noch grössere Feste „veranlasse, als die, welche sie darüber auf Erden

(*) Ihr ehmaliger Lehrer, Johann Matthiä, Bischof zu Strengnäs, schrieb ihr einen sehr herzlichen und beredten Brief darüber, um sie wieder zurückzubringen. (7 Dec. 1655.)

„sähe". Vor ihrer Ankunft soll er sich jedoch bey den Banquiers in Rom fleissig erkundiget haben, was für Summen bey ihnen für die Königin niedergelegt wären, und über die Nachricht, daß sie nichts empfangen hätten, sehr bestürzt gewesen seyn; indessen bestimmte er 400,000 Thaler zu ihrer Aufnahme, freylich nicht aus seinem Beutel, sondern durch eine Auflage auf das Volk, wahrscheinlich in der Hoffnung dadurch andere gegen die katholische Religion günstig gesinnte Fürsten anzulocken.

Christinens alte Liebe für die Wissenschaften erwachte hier wieder, sie lud die gelehrtesten Männer der Stadt ein, sich wöchentlich einmal bey ihr zu versammeln. So entstand eine Akademie, welche ihre erste Sitzung den 24. Jänner 1656 hielt; in dieser, so wie in den folgenden, wurden Gegenstände der Moral verhandelt, man las Gedichte vor, und endigte gewöhnlich mit Concerten. Seit ihrer Ankunft in Rom bis in den März vergieng beynahe kein Tag nicht, wo Christinen zu Ehren, Schauspiele, Concerte, Spazierfahrten, Prozessionen, gelehrte Gesellschaften und andere Ergötzlichkeiten veranstaltet wurden. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich nicht nur ihre Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer, der Sprachen, sondern ihr schneller Witz in glücklichen Antworten. In den ersten Tagen ihres Aufenthalts gab ihr der Pabst einige Kardinäle zur Gesellschaft, um sie allenthalben hinzuführen, wo merkwürdige Gemählde oder Bildsäulen zu sehen wären. Unter

diesen letztern sahe sie eine von dem Ritter Bernini, welche die Wahrheit vorstellte, und rief ganz entzückt darüber, drey bis viermal aus: *O la bella chosa!* Ein Kardinal, welcher den witzigen Kopf machen wollte, nahm Gelegenheit auch seinerseits auszurufen: „Gott „sey Dank, daß E. M. die Wahrheit lieben, welche „sonst Personen von Ihrer Geburt nicht gut leiden „können". „Ich glaube es wohl", erwiederte die Königin in dem gleichen Augenblick, „nicht alle „Wahrheiten sind von Marmor".

Bey der Messe zeigte sie wenig Andacht, und da sie sich einst während des Gottesdienstes mit den Kardinälen unterhalten und unmässig gelacht hatte, so bemerkte es der Pabst und gab ihr einen Rosenkranz mit der Erinnerung, sich seiner bey ihrem Gebet zu bedienen, worauf die Königin, welche wohl verstand, was er damit sagen wollte, mit den Worten weggieng: *Non migla voglio essere Catholica da Bacchetone* (*). In dem gleichen Sinn hatte sie bey ihrem Aufenthalt in Löwen den Jesuiten, welche ihr einen Platz neben der H. Brigitta von Schweden verhiessen, geantwortet: „Ich will lieber, daß man mich unter die Klugen setze" (**). Um sich jedoch dem Pabste gefällig zu machen, verabschiedete sie einige Spanier und nahm an ihre Stelle italiänische Dome-

---

(*) Ich will keine Katholikin nach dem Rosenkranz seyn.

(**) D'Alembert mélanges. Tom. II. p. 269.

stiken in ihre Dienste. Die Spanier bewiesen sich darüber sehr mißvergnügt, und machten ihr viel Verdruß; welches vermuthlich, nebst dem Plan, den sie hatte, nach Frankreich zu reisen, beytrug, die Franzosen wieder bey ihr in Credit zu bringen. Auch mit den ersten Familien in Rom, die sie nicht genug zu schonen wußte, oder nicht schonen wollte, gerieth sie in Zerwürfnisse. Vielleicht wirkten alle diese Verdrießlichkeiten mit zu der Krankheit, von welcher sie im Frühling dieses Jahrs befallen wurde, und die man einer Erkältung des Magens durch zu häufigen Genuß von Früchten beymaß.

Um diese Zeit schrieb sie einen sehr zärtlichen Brief an die Gräfin Ebba Sparre, der von der Unveränderlichkeit ihrer Gesinnungen gegen sie zeugt, aber zugleich verräth, daß sie nicht so zufrieden, nicht so glücklich war, als sie nach ihrem letzten Brief von Brüssel zu werden hoffte. „Wie glücklich „wäre ich", schreibt sie, „wenn mir vergönnet wäre, „Sie, meine Schöne, zu sehen; aber das Schicksal „hat mich verurtheilt, Sie immer zu lieben und „hochzuschätzen, ohne Sie jemals um mich zu haben, „und dieser Neid der Gestirne gegen menschliche Zu„friedenheit hindert mich, ganz glücklich zu seyn, „weil ich es, entfernt von Ihnen, nicht seyn kann. „Zweifeln Sie nicht an dieser Wahrheit und glau„ben Sie, daß, an welchem Ort der Welt ich mich „auch befinden möge, Sie dort eine Person haben, „die Ihnen ganz ergeben ist, wie ich es immer war.

„Aber ist es möglich, meine Schöne, daß Sie sich „meiner noch erinnern? Bin ich Ihnen noch so lieb, „als ich es Ihnen ehemals war? Irrte ich etwa, als „ich mich beredete, ich seye Ihnen die liebste Person „auf der Welt? Ach, wenn das wäre, so benehmen Sie „mir meinen Irrthum nicht; lassen Sie mich darin, „und mißgönnen Sie mir das eingebildete Glück nicht, „welches sich auf die Meynung gründet, der liebens„würdigsten Person auf der Welt theuer zu seyn. „Erhalten Sie mir, wenn es seyn kann, dieses Gut; „geben Sie nicht zu, daß Zeit oder Abwesenheit mich „des Vergnügens berauben, von Ihnen geliebt zu „werden, und glauben Sie, daß, was auch immer „geschehen möge, ich nie aufhören werde, die Ihrige „zu seyn. Adieu, meine Schöne, Adieu. Ich um„arme Sie millionenmal.

Christine Alessandra".

Eine in Rom ausgebrochene, ansteckende Krankheit, gab Christinen den Vorwand, sich zu entfernen. Ausser dem Verdruß den sie gehabt hatte, bewog sie dazu wahrscheinlich der längstgehegte Wunsch, eine Reise nach Frankreich zu machen. Zu dieser Reise mußte sie ihre Juweelen für 10000 Dukaten verpfänden. Der Pabst lud sie ein, als er ihr seinen Segen ertheilte, nach Vollendung derselben wieder nach Rom zurückzukehren, welches sie auch versprach.

Auf Befehl des Königs von Frankreich wurde sie überall mit allen ihrem Rang gebührenden Ehrenbezeugungen, und so wie er selbst, empfangen: in allen

Städten seines Reichs, durch welche sie kam, wurde sie haranguirt und prächtig bewirthet. In Vienne hatten die Vornehmsten der Stadt, den Herrn Boissat, den sie aus seinen Gedichten kannte, gebeten, die Königin an ihrer Spitze zu bekomplimentiren. Da er ihr aber eine pathetische Rede über die Gerichte Gottes und die Verachtung der Welt hielt, so wurde Christine, welche, wie ein französischer Schriftsteller (*) gut anmerkt, zwar vor Kurzem in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt, aber doch immer ein Frauenzimmer und eine Fürstin war, ungeduldig, daß der Redner statt ihres Lobes auf eine so traurige Materie verfiel; sie sagte deßwegen, nachdem er sich entfernt hatte: „Das ist nicht der „Boissat, den ich kenne; das ist ein Prediger, „der seinen Namen entlehnt hat". Und so lange sie in Vienne blieb, wollte sie ihn nie wieder sehen.

Es liegt nicht ausser unserm Zweck, das Benehmen dieser grossen aber sonderbaren Fürstin an dem französischen Hof und den Eindruck, welchen sie an demselben machte, zu bemerken. Wir benutzen daher drey verschiedene Schilderungen von ihr, welche von Personen herrühren, die sie daselbst genau zu beobachten Gelegenheit hatten und deren Urtheil in beyden Rücksichten nicht unwichtig ist. In den Gegenden von Fontainebleau war es, wo Mad. Montpensier, Tochter des Herzogs von Orleans,

(*) Olivet. S. Arkenh. Mem. I. 530.

eines Bruders Ludwigs XIII., Christinen besuchte. „Ungeachtet meiner Verbannung" sagt sie in ihren Memoiren, „erhielt ich die Erlaubniß „des Königs, die Königin von Schweden zu begrüssen. Ich begab mich nach Essone — Sie „war bey Anselin, um ein Ballet anzusehen ... „ich hatte so viel von ihrer bizarren Kleidungsart „reden gehört, daß mir sehr bange war, das Lachen nicht zurückhalten zu können, wenn ich sie sähe. „Als man schrie: Platz gemacht! und mir den Weg „öffnete, so nahm ich sie auf einmal wahr; sie setzte „mich in Erstaunen, aber nicht auf eine Art, um „mich lachen zu machen. Sie trug einen grauen „Rock mit goldenen und silbernen Kanten, eine fest „anliegende Robe von feuerfarbnem Camelot mit „Spitzen, wie der Rock; um den Hals ein Tuch von „genäheter Arbeit, mit einem feuerfarbenen Band „gebunden; eine blonde Perrüke, und hinten eine „runde Coeffüre, wie sie Frauenzimmer zu tragen „pflegen, und einen Hut mit schwarzen Federn in „der Hand. Sie ist weiß und hat blaue Augen, die „in dem einen Augenblick sanft, in dem andern sehr „sauer sehend sind; der Mund ist ziemlich angenehm, „obwohl groß, die Zähne schön, die Nase groß und „habichtartig. Sie ist sehr klein, ihr Gewand verbirgt ihren schlechten Wuchs: alles zusammengenommen kommt sie mir, wie ein artiger, kleiner „Junge vor. Als ich ihr den Grafen von Bethüne „vorstellte, sprach sie mit ihm von seinen Manuscrip-

„ten. Es freute sie, ihm zu zeigen, daß sie jedermann
„kenne, und daß sie von seinen Angelegenheiten un-
„terrichtet sey. Nach diesem Ballet giengen wir in
„die Comödie. Hier befremdete sie mich; sie bekräf-
„tigte ihr Lob von Stellen, die ihr gefielen, mit
„Schwüren; sie legte sich nachlässig auf ihren Sitz,
„warf die Beine hin und her und nahm eben nicht
„die anständigsten Stellungen. Sie sprach über viele
„Materien und was sie sagte, sagte sie auf eine an-
„genehme Art: sie verfiel zuweilen in tiefes Nachden-
„ken, sie stieß heftige Seufzer aus, dann kam sie auf
„einmal wieder zu sich, wie eine Person, die plötzlich
„aus einem Traum erwacht. Sie ist in allem aus-
„serordentlich; wir giengen nachher hin, ein Feuer-
„werk auf dem Wasser zu sehen; sie hielt mich un-
„fern davon bey der Hand, so daß uns einige Rake-
„ten ziemlich nahe kamen. Ich hatte Furcht. Sie
„lachte mich aus, und sagte: „Wie? ein Frauen-
„zimmer, welche Schlachten beygewohnt und so
„schöne Thaten verrichtet hat, fürchtet sich"? Ich
„antwortete ihr, ich seye nur bey solchen Anlässen
„tapfer und das seye genug für mich. Sie hätte,
„fuhr sie bald nachher fort, nichts in der Welt mehr
„gewünscht, als bey einer Schlacht zu seyn, und sie
„würde sich nicht zufrieden geben, bis sie dieses er-
„reicht hätte; sie beneide den Prinzen von Conde
„nicht wenig um alles, was er gethan habe. Sie
„erbot sich, mich mit dem Hof und mit seiner königs-
„lichen Hoheit auszusöhnen, und wünschte, daß
„ich Königin von Frankreich würde".

Von Paris, wo Christine mit aller Pracht einer wirklich regierenden Königin empfangen und behandelt worden war, gieng sie an den Hof zu Compiegne. Hier sahe sie Frau von Motteville, aus deren weitläufigen Beschreibung von ihr, ich nur das Wichtigste ausheben will. „Wir sahen hierauf", sagt sie, „die Königin von Schweden ankommen, von der „man so viel Ausserordentliches gehört hatte; sie „kannte den ganzen Hof genau, weder wichtige Sa„chen noch Kleinigkeiten waren ihr unbekannt; sie „äusserte zuweilen, sie wisse wohl, daß viel Gutes „und viel Böses von ihr gesagt worden sey, man „werde aber sehen, daß man sich in beydem geirrt „habe: sie sagte aber nicht die Wahrheit, denn es „zeigte sich in der That an ihr eine Mischung von „vielen grossen Tugenden und grossen Fehlern. — „Sie schien höflich, besonders gegen Mannspersonen; „aber rasch und aufbrausend, doch nicht auf eine „solche Art, daß man die schlimmen Anekdoten, welche „man von ihr erzählte, so gerade glauben dürfte. Sie „hatten sich zu ihrem Nachtheil in ganz Europa ver„breitet, und sie in der Meynung aller Weisen für „eine Person gelten lassen, die das selbst nicht wäre. „Unsere schwedische Amazone gewann in Paris alle „Herzen, hätte sie wohl aber bald wieder verloren, „wenn sie länger geblieben wäre. In Compiegne „wurde sie nicht nur als Königin, sondern als eine „von dem Minister sehr geschäzte Königin, aufge„nommen. Der Cardinal Mazarin reisete ihr bis

„Chantilly entgegen, und spies dort mit ihr. Ein „Paar Stunden nachher kamen der König und Mon„sieur incognito an, und mischten sich unter die Leute, „welche die Königin und den Cardinal umgaben. So„bald sie dieser bemerkt hatte, stellte er sie der Königin „von Schweden als zwey der vornehmsten Edel„leute in Frankreich vor. Sie erkannte sie nach „Portraiten, die sie im Louvre gesehen hatte, und „antwortete: Sie glaube es, und sie schienen gebo„ren, Kronen zu tragen. Der König, (*) der da„mals noch schüchtern und gar nicht kenntnißreich „war, gefiel sich bey dieser kühnen, gelehrten und „stolzen Prinzessin so gut, daß sie von dem ersten „Augenblick an auf eine sehr ungezwungene und artige „Weise mit einander umgiengen".

Auf den folgenden Tag wurde eine Zusammenkunft mit der Königin Mutter in Beyseyn des ganzen Hofes auf einem drey Stunden von Compiegne entlegenen Schloß veranstaltet. „Die Haare ihrer „Perrüke" fährt unsere Erzählerin fort „waren beym „Aussteigen in Unordnung gerathen, und da die „wenige Sorgfalt, die sie für ihre Gesichtsfarbe trug, „sie um die Weisse der Haut gebracht hatte, so kam „sie mir zuerst als eine herumziehende Zigeunerin vor, „welche zufälliger weise nicht gar zu braun wäre. „Alles schien mir an ihr ausserordentlich, seltsam und „mehr geschickt, abzuschrecken als zu gefallen. Nach-

(*) Ludwig XIV, er war um diese Zeit 18 Jahre alt.

„dem ich sie mit der Aufmerksamkeit betrachtet hatte,
„welche die Neugierde bey dergleichen Gelegenheiten
„einflößt, fieng ich an, mich an ihre Tracht, an ih-
„ren Kopfpuz und an ihr Gesicht zu gewöhnen. Ich
„fand, daß sie schöne und lebhafte Augen habe, daß
„etwas Sanftes in ihrem Gesicht, und daß dieses
„Sanfte mit Stolz gemischt sey. Zuletzt bemerkte ich
„mit Erstaunen, daß sie mir gefiel und von einem
„Augenblick zu dem andern, fand ich meine Stim-
„mung gegen sie ganz verändert. Sie schien mir
„grösser, als man uns gesagt hatte, und weniger ver-
„wachsen. Aber ihre Hände, die man als schön ge-
„lobt hatte, waren es nicht; sie waren nur ziemlich
„gut gebildet und nicht schwarz, aber an diesem Tage
„so schmutzig, daß es unmöglich war, etwas Schö-
„nes daran zu sehen. Während der Collation aß sie
„viel, und sprach nur gemeine Dinge. Die Königin
„sagte von ihr, als man nach Compiegne gekom-
„men war, in der ersten Viertelstunde seye sie, wie
„die übrigen, durch ihren Anblick betroffen gewesen,
„aber nachdem sie sie eine Zeitlang gesehen und reden
„gehört, so habe sich ihre Befremdung in Zuneigung
„verwandelt. — Man führte Christinen in die
„Italiänische Comödie: Sie fand sie sehr schlecht
„und sagte es frey heraus. Man versicherte sie, daß
„die Schauspieler ihre Sache sonst besser zu ma-
„chen pflegten, und sie erwiederte ganz kalt: Sie
„glaube es darum, weil man sie behielte. — Den
„ersten Tag sprach sie wenig, welches Bescheidenheit

„anzuzeigen schien. Der König lud sie zu einer wil-
„den Schweins-Jagd ein, und sie nahm die Einla-
„dung an; doch sagte sie ihm, sie liebe dieselbe nicht,
„weil sie gefährlich seye, und sie könne nicht leiden,
„daß man sich irgend einer Gefahr aussetze, es sey
„denn um Ruhm zu erwerben. Am Abend besuchte
„sie das französische Schauspiel, in welchem sie viele
„Leidenschaft verrieth. Sie brach bey schönen Stellen
„in laute Ausrufungen aus, und schien Freude oder
„Schmerz zu fühlen, je nach den verschiedenen Ein-
„pfindungen, welche in den recitirten Versen ausge-
„drückt waren; dann warf sie sich nach jenen Aus-
„rufungen, als ob sie ganz allein in ihrem Kabinet
„wäre, auf die Lehne ihres Sitzes und blieb in tiefen
„Gedanken, aus denen sie selbst die Königin nicht zie-
„hen konnte, obschon sie oft mit ihr sprechen wollte".

„Den 18ten September wohnten beyde Königinnen
„einem Trauerspiel der Jesuiten bey, über welches die
„Königin von Schweden sich ungescheut lustig machte.
„Diese Gothische Prinzessin zeigte viele Achtung für
„den Geist und die Talente des Cardinals, und er
„schien solche auch für sie zu haben. Ihr Aeusseres
„war, wenn man zu ihrem Nachtheil davon urtheilen
„wollte, lächerlich und gab Stoff genug, sich über
„sie lustig zu machen; beynahe alle ihre Handlungen
„hatten etwas Eccentrisches und man konnte sie mit
„dem gleichen Recht im höchsten Grade tadeln und
„loben. Sie glich in Nichts einem Frauenzimmer;
„und die so nöthige weibliche Bescheidenheit schien

„ihr ganz zu fehlen: Sie ließ sich immer nur von „Männern bedienen, und affektierte in allen ihren „Handlungen als ein Mann zu erscheinen (*). Sie „lachte unmäßig, wenn sie etwas frappierte, und be„sonders in der Italiänischen Comödie, wenn „die vorgebrachten Späße zufälliger Weise gut wa„ren. Eben so brach sie, wie ich bereits gesagt habe, „in laute Lobsprüche und Seufzer aus, wenn die „ernsthaften Stellen ihr gefielen: Sie sang oft in Ge„sellschaft, sie war nachdenkend, und ihr Nachdenken „gieng bis zur Gefühllosigkeit. Sie schien sich un„gleich, rasch und ausgelassen in allen ihren Reden „sowohl über die Religion als über diejenigen Dinge, „wo der Anstand ihres Geschlechts ihr Zurückhaltung „gebot. Sie fluchte, und die Freydenkerey war aus „ihrem Verstand in ihre Handlungen übergegangen. „Sie konnte lange an der gleichen Stelle bleiben. In „Gegenwart des Königs, der Königin und des gan„zen Hofes, stützte sie oft ihre Füsse auf eben so hohe „Stühle als der, worauf sie saß, und ließ sie gar zu „frey sehen".

„Sie äusserte laut ihre Verachtung gegen alle Per„sonen ihres Geschlechts, wegen ihrer Unwissenheit,

„und

---

(*) Nach der Gräfin von Aunoy pflegte die Königin Christine zu sagen: „Sie liebe die Männer, nicht „weil sie Männer, sondern weil sie keine Weiber „seyen".

„und machte sich's zum Vergnügen mit Männern über „nichtswürdige Dinge eben so wie über wichtige Ge„genstände zu sprechen. Sie hielt sich an keine von „den Regeln, durch deren Beobachtung sonst Könige „die Achtung gegen sich zu erhalten suchen. Ihre bey„den Begleiterinnen, so häßlich und armselig sie aus„sahen, legten sich vertraulich auf ihr Bett und hatten „alles mit ihr gemein. — Einige verglichen sie mit „Fontainebleau, dessen Gebäude schön und groß „sind, aber keine Symmetrie haben".

Als Gegenstücke dieser beyden Gemählde, deren Schattierungen wohl hie und da zu stark seyn mögen, stehe hier noch die Schilderung eines Ungenannten, der die gleiche Gelegenheit gehabt zu haben scheint, Christinen an dem französischen Hof zu beobachten. „Sie ist", sagt er, „eine Jungfrau von „dreyssig Jahren, mit einem schönen Gesicht das jün„ger aussieht. Sie hat eine männliche Stimme; ihr „Aeusseres ist hoch und stolz, aber durch ein sanf„tes, einnehmendes Wesen gemildert, ihrem kleinen „Wuchs läßt sie durch die Kunst des Schusters nicht „im mindesten nachhelfen: sie verabscheut alle Arten „von Verstellung, welches bey ihrem Geschlecht und „Stand etwas Seltenes ist. Man sagt von Tibe„rius, er habe die Schmeichler, und die, welche „ihm frey die Wahrheit sagten, gleich sehr gehaßt: „sie haßt nur die erstern, ohne es unrecht zu finden, „daß man seine Meynung selbst über ihre Person äus„sere: Sie spottet zuerst über ihre ungleichen Schuh

„tern, obschon dieser Fehler nicht sehr merklich ist.
„Sie ist im Lobe mässiger als im Tadel, aber immer
„vermeidet sie, beleidigende Dinge zu sagen, viel-
„mehr sagt sie gern etwas Verbindliches und ist über-
„haupt so gefällig, daß man wohl siehet, sie möchte
„nicht gern gefürchtet seyn. Sie kennt alle angese-
„nen Personen in den Hauptstädten und Provinzen
„von Europa, und weiß, was Lobredner und
„Satyriker von ihnen sagen. Ihr Geist ist zu heroi-
„schen und königlichen Tugenden, besonders zur Ge-
„rechtigkeit und Freygebigkeit gestimmt; aber es geht
„ihr, wie Gelähmten, die sehr thätig und leicht wa-
„ren, sie können recht gut von Leibesübungen spre-
„chen, aber sie nicht mehr verrichten; indessen hat
„sie von der edlen und freywilligen Entsagung ihres
„königlichen Ueberflusses wenigstens den Vortheil, daß
„sie gezeigt hat und noch zeigt, sie wisse eben so gut
„Reichthümer zu besitzen, als es zu verhüten, daß sie
„nicht von ihnen besessen werde. Sie giebt sich für
„melancholischen Temperaments aus, und wenn
„ihre sinnreichen und tiefen Betrachtungen das wahr-
„scheinlich machen, so verrathen ihre lebhafte Farbe,
„ihre hellen, kastanienbraunen Haare, und ihre schnell
„abwechselnde Unterhaltung das Gegentheil. Sie ist
„mässig, und isset beynahe nur Früchte; sie genießt
„so wenig Fleisch oder Fische, als wäre ein Pytha-
„goräer ihr Haushofmeister, und trinkt so wenig
„Wein, als hätte sie ihre Ketzerey in die Hände des
„Muphti abgeschworen. Sie spricht und hört gern

„in einem feinen, präcisen Styl sprechen, der in „wenig Worten viel Schönes sagt. Bücher, vortreffli„che Gemählde, alte Bildsäulen, auch neuere von „guten Meistern, sind die Perlen, die Diamanten „und Juweelen ihres Kabinets, und man kann mit „Wahrheit sagen, daß der Aufseher ihrer Garderobe „das unergiebigste und unnützeste Amt ihres Hauses „hat. So viel ich von ihrer Religion bemerken konnte, „so ist sie weit entfernt von Aberglauben, welchen die „besten Christen und die größten Philosophen so sehr „verabscheuen. — Ihre Gegenwart hat den Ruf von „ihren grossen Eigenschaften nicht vermindert, son„dern im Gegentheil vermehrt. — Sie vermeidet „sorgfältig gelehrt zu scheinen, und ich glaube, sie „fürchtet, man habe sie als eine Pedantin abgeschil„dert. Aber ihre Kenntnisse und ihre Talente schim„mern durch die Hülle, unter welcher sie ihre schö„nen Einsichten zu verbergen sucht, hervor. Ich hörte „sie nie schwören, und glaube, daß alles, was man „davon sagt, Erdichtung ihrer Feinde ist (*). Auch „sahe ich niemand, der behauptete, unanständige „Ausdrücke von ihr gehört zu haben. Man muß diese „über andere erhabene Seele nicht nach den gewöhn„lichen Regeln beurtheilen; sie ist eine Philosophin, „die nichts Weibliches an sich hat, als ihr Geschlecht; „die Welt betrachtete sie mit einer männlichen Ent-

(*) Christine bekennt sich, wie wir in der Folge sehen werden, in ihrer eigenen Lebensbeschreibung dieses Fehlers selbst schuldig.

„schlossenheit, die sie bewog, Scepter und Reichthü-
„mer wirklich zu verachten, und jene hohe Philoso-
„phie in Ausübung zu bringen, welche die strengsten
„Lehrer und Anachoreten nur in der Theorie besaßen.
„Man muß sich also nicht wundern, wenn sie sich
„von der Heerstrasse entfernte, weil sie dieselbe mit
„den Weisesten aller Zeiten und aller Nationen, für
„zu lang und zu schmuzig hielt, um zu dem höch-
„sten Gut zu gelangen, welches man nur auf müh-
„samen und wenig betrettenen Pfaden erreicht; auf
„Pfaden, worauf nur die von Fesseln freye Tugend
„wandelt, und sich Bahn bricht. Es ist merkwürdig
„diese Prinzessin bey aller Verachtung gegen äusserli-
„chen Schmuck, doch so gebildet zu sehen, daß, ohne
„die Keuschheit einer Heiligen, die Königin von
„Saba hier ihren Salomo gefunden hätte".

Liebhaber lustiger Anekdoten wußten sich mit manchen witzigen, mitunter auch beissenden Einfällen Christinens zu unterhalten. Während ihres Aufenthalts in Fontainebleau giengen mehrere Hofdamen, welche ihr aufwarteten, auf sie zu, um sie zu umarmen. Sie war nicht sonderlich damit zufrieden, ließ es aber nicht merken, sondern sagte nur: „Was für eine Wuth diese Damen haben, mich zu „küssen, geschieht es etwa deswegen, weil ich einem „Manne ähnlich sehe"?

In Paris machte Menage den Ceremonien-Meister bey ihr, und führte die Besuchenden ein. „Ich stellte ihr", erzählt er selbst, „die angesehenen

„Personen vor, welche kamen, ihr die Aufwartung „zu machen. Ich nannte die Leute immer, und „unterließ nicht ihrer Verdienste zu erwähnen. Das „ist, sagte ich ihr, der Herr Präsident N. N. Das „ist der Herr Rath N. N. Männer von grossen Ver„diensten. Ich weiß nicht, ob sie glaubte, daß ich „ihr nicht immer die Wahrheit sagte, oder ob sie „bemerkte, daß ich oft lügen müßte, indem ich ihr „soviel Gutes von allen diesen Herren rühmte; aber „ich hörte sie einst in einem verdrießlichen Ton sagen: „Wie viel verdienstvolle Leute kennt doch nicht dieser „Herr Menage"!

Als Christine noch in Compiegne war, bekam der Hof die Nachricht von der Einnahme von Valence durch den Herzog von Mercoeur. Ein gewisser Herr von Rogent, ein gewaltiger Erzähler, dessen immerwährendes Geschwäz die Königin ermüdete, machte darüber in ihrer Gegenwart die Bemerkung, vor hundert Jahren seye Valenciennes und Valence ebenfalls von den Franzosen belagert, und die eine eingenommen worden, die andere nicht. „Ich „wünschte", erwiederte die Königin hierauf, „daß „nach einer eben so langen Zeit die gleichen Perso„nen den Versuch wiederholen könnten, und daß Sie, „Herr von Rogent, dann noch Ihre schwarzgelbe „Casake trügen, und die gleichen Erzählungen wieder „auftischten, denn, die Wahrheit zu gestehen, in „hundert Jahren würde ich sie lieber hören, als itzt".

Christine verließ Compiegne den 23ten Sept.

und wurde ein Paar Stunden weit von der Königin begleitet. Auf dieser Reise sahe sie in einem Flecken nahe bey Senlis die berühmte Ninon, welche, (wie Frau von Motteville nicht ohne Empfindlichkeit bemerkt) das einzige Frauenzimmer war, der sie einige Achtung bewies. Aus Frankreich gieng sie nach Turin, und da die Pest in Rom noch nicht aufgehört hatte, so hielt sie sich indessen an verschiedenen Orten des Kirchenstaats und meistens zu Pesaro auf.

---

Gegen den Herbstmonat 1657 faßte die Königin den Entschluß, eine zweyte Reise nach Frankreich zu machen. Sie brauchte zum Vorwand, ein Ballet, in welchem der König tanzen sollte, mit anzusehen; wahrscheinlich aber lag dabey ein politischer Zweck zum Grund, vielleicht wollte sie den Frieden zwischen Frankreich und Spanien vermitteln. Wie dem seye und obschon der Cardinal eine solche Einmischung gar nicht nöthig fand, so widersetzte man sich doch ihrer Rückkunft nach Frankreich nicht nur nicht, sondern lud sie sogar ein. Im Oktober kam sie in Fontainebleau an, und 14 Tage nachher ereignete sich die fatale Hinrichtung ihres Stallmeisters Monaldeschi, deren eigentliche Ursache vielleicht immer ein Geheimniß bleiben wird. Nach allem, was ich darüber finden konnte, scheint Eifersucht zwischen ihm und dem Grafen Sentinelli, die erste Quelle sei-

nes Unglücks gewesen zu seyn. Und man braucht eben keine Liebes-Intrigue zu Hülfe zu nehmen, um diese Handlung Christinens in einem verhaßten Lichte zu sehen. Mich dünkt die folgende Erzählung enthalte einige deutliche Spuren, daß Monaldeschi — was auch immer die nähere Veranlassung gewesen sey — als Opfer des Ehrgeitzes und des beleidigten Stolzes der Königin fiel. Schon seit dem Anfang des Oktobers hatte sie gegen ihren Stallmeister Verdacht geschöpft, und verschiedene Anzeigen überzeugten sie täglich mehr von seiner Treulosigkeit. Sie beobachtete jeden seiner Schritte und fieng Briefe auf, die an ihn kamen; sie fand, daß er als Verräther an ihr gehandelt, und überdas durch eine zweyfache Treulosigkeit ein Verbrechen, dessen er allein schuldig war, auf einen andern Abwesenden (vermuthlich eben jenen Grafen Sentinelli) zu werfen gesucht habe. Um ihn sicher zu machen und alles besser zu entdecken, stellte sich die Königin, als ob sie ihm völlig glaubte, daß die Verrätherey von einem andern herrühre, und bezeugte ihm, daß sie gar kein Mißtrauen in ihn setze. Er sahe nun seinen Plan bereits als gelungen an, und sagte daher eines Tages zu der Königin: „Madame, E. M. werden verrathen; und der Verräther ist ein Abwesender, den E. M. kennen oder „ich selbst: Die Sache kann von keinem andern herkommen. E. M. werden bald Gewißheit erlangen, „und ich bitte Sie dem Schuldigen nicht zu verzeihen". Die Königin versetzte: Was verdient der,

welcher mich so verräth? „E. M." antwortete der Marquis „müssen ihn auf der Stelle tödten lassen, „und ich erbiete mich selbst das Todesurtheil an ihm „zu vollziehen oder es an mir vollziehen zu lassen.; „denn es ist eine Handlung der Gerechtigkeit". Gut, sagte die Königin, erinnern Sie sich dieser Worte; ich meinestheils versichere Sie, daß ich ihm nie verzeihen werde. Sie hatte einige aufgefangene Briefe versiegelt, und in die Hände des Priors der Mathuriner, Pater Lebel gelegt, um sie dem Marquis seiner Zeit vorzuhalten. Dieser, durch das Ausbleiben der erwarteten Briefe beunruhiget, fieng an Argwohn zu schöpfen, und verrieth durch einige Schritte, daß er auf die Flucht dächte. Deßwegen wollte ihm die Königin zuvorkommen, und ließ ihn den 10ten November zu sich in die sogenannte Hirschengallerie rufen. Der Marquis säumte ein wenig, und kam endlich zitternd, blaß, entstellt, mit veränderter Mine, wie der ganze Hof schon seit einigen Tagen mit Verwunderung an ihm bemerkt hatte. Die Königin sprach zuerst über gleichgültige Gegenstände mit ihm. Indessen hatte sie den Prior, und zu gleicher Zeit durch eine andere Thür den Kapitain ihrer Garde mit zwey Soldaten, in die Gallerie kommen lassen. Doch wir wollen das Weitere dieses Vorfalls den Pater selbst erzählen lassen:

„Samstags (*), um 1 Uhr Nachmittag, ließ

(*) Den 10. November.

„die Königin den Prior durch einen Kammerdiener
„zu sich holen. In der Erwartung man werde ihm
„das Paket (dessen oben Erwähnung geschahe) ab-
„fodern, stekte er es zu sich und folgte dem Kammer-
„diener durch eine Thür, welche in die Hirschengal-
„lerie führte. Kaum war er hineingetretten, als der
„Kammerdiener die Thüre so heftig zuschlug, daß der
„Prior ein wenig darüber zusammenfuhr, und da er
„die Königin mitten in der Gallerie mit einem von ih-
„rem Gefolge, den man Marquis nannte, sprechen
„sahe, so näherte er sich ihr. J. M. foderten ihm in ei-
„nem ziemlich starken Ton in Gegenwart des besagten
„Marquis und drey anderer Personen das Paket ab:
„zwey von diesen Letztern waren ungefähr 4 Schritte
„von der Königin und der dritte an ihrer Seite.
„Mein Pater, sagte sie, geben Sie mir das Paket,
„welches ich Ihnen anvertraut habe, damit ich es
„lesen könne. Der Prior überreichte es ihr, und
„nachdem es die Königin flüchtig besehen hatte, öffnete
„sie es, und zog Briefe und Schriften heraus, welche
„sie den Marquis sehen und lesen ließ, indem sie ihn
„mit starker Stimme und voll Hitze fragte: ob er sie
„kenne? Der Marquis erwiederte zitternd, es seyen
„nur Copien, die sie selbst gemacht hätte. Haben
„Sie, sagte die Königin, keine Kenntniß von diesen
„Briefen und von diesen Schriften? Und nachdem
„sie ihm ein wenig Zeit gelassen, sich zu besinnen,
„zog sie die Originale hervor und zeigte sie ihm, in-
„dem sie ausrief: O der Verräther! Als er seine

„Schrift und seine Hand anerkannt hatte, that sie „noch mehrere Fragen an ihn. Der Marquis ent„schuldigte sich so gut er konnte und gab verschiede„nen Personen schuld; endlich warf er sich der Köni„gin zu Füssen und bat um Gnade, und in eben „dem Augenblick zogen die drey vorhin Erwähnten „ihre Degen aus der Scheide, die sie nicht wieder „einstekten, bis sie den Marquis hingerichtet hatten. „Aber ehe dieses geschahe, stand er auf, zog die „Königin bald in diesen bald in jenen Winkel der „Gallerie, und bat sie in einem fort seine Rechtferti„gung anzuhören. Sie verweigerte es ihm auch nicht, „sondern hörte ihn mit vieler Geduld und Mässi„gung an, ohne durch das mindeste Zeichen merken „zu lassen, daß sein Ungestümm ihr zur Last falle. „Hierauf näherte sie sich dem Marquis ein wenig, „und sagte, auf einen Stock von Ebenholz mit einem „runden Knopf gestützt, zu dem Prior: Mein Pater, „Sie sehen und sind Zeuge, daß ich nichts übereile, „sondern daß ich diesem Treulosen mehr Zeit lasse, „als er von einer beleidigten Person fodern könnte, „um sich zu rechtfertigen, wenn es ihm möglich wäre. „Der Marquis gab der Königin, die deswegen in „ihn drang, einige Papiere und zwey oder drey kleine, „zusammengebundene Schlüssel, die er aus seiner „Tasche zog. Als diese Conferenz über eine Stunde „gedauert hatte, und der Marquis die Königin nicht „befriedigte, so näherte sie sich dem Prior, und sagte „ihm ziemlich laut, aber mit vestem und gemässig-

„tem Ton: Mein Pater, ich lasse diesen Menschen „in ihren Händen; bereiten Sie ihn zum Tode und „sorgen Sie für seine Seele. Der Prior, über diese „Worte eben so erschrocken, als ob das Urtheil gegen „ihn selbst gesprochen worden wäre, warf sich mit „dem Marquis zu ihren Füssen, um Gnade für ihn „zu erbitten. Sie sagte, sie könne sie nicht gewäh„ren, und setzte hinzu: Dieser Verräher seye straf„barer als andere, die man zum Rad verurtheile; „er wisse wohl, daß sie ihm, wie einem getreuen Un„tergebenen, die wichtigsten Angelegenheiten und ihre „geheimsten Gedanken anvertraut habe, ohne ihm „übrigens die Wohlthaten vorwerfen zu wollen, wo„mit sie ihn überhäuft hätte, und zwar mehr, als „sie selbst gegen einen Bruder thun könnte, wofür „sie ihn immer angesehen hätte; sein eigen Gewissen „müsse ihm zum Henker werden".

„Hierauf entfernte sie sich sogleich und ließ den „Prior nebst den drey Männern zurück, welche immer „den blossen Degen in Bereitschaft hielten, um den „Marquis zu tödten. Als die Königin weg war, „warf sich dieser dem Prior zu Füssen und bat ihn „hin zu gehen, um seine Begnadigung auszuwirken; „aber die Männer drangen in ihn zu beichten, und „setzten ihm den Degen auf die Brust, doch ohne ihn „zu berühren. Der Prior ermahnte ihn, mit Thrä„nen in den Augen, Gott um Verzeihung zu bitten. „Der Anführer der drey Männer gieng zur Königin, „um für den armen Marquis Barmherzigkeit zu er=

„ flehen; aber er kam ganz traurig zurück, und sagte
„ weinend: Marquis, denke an Gott und an deine
„ Seele, du mußt sterben. Der Marquis, ganz ausser
„ sich, fiel dem Prior zum zweytenmal zu Fuß, und
„ drang in ihn, noch einmal bey der Königin um
„ seine Begnadigung anzusuchen. Er that es und
„ fand sie auf ihrem Zimmer mit heiterm Gesicht und
„ ohne sichtbare Bewegung; er warf sich unter häufi-
„ gen Thränen zu ihren Füssen, und beschwor sie mit
„ einer durch Schluchzen unterbrochenen Stimme bey
„ den Leiden und den Wunden des Erlösers gegen
„ den Marquis Barmherzigkeit zu beweisen. Sie be-
„ zeugte ihm, wie leid es ihr thäte, ihm seine Bitte
„ nicht gewähren zu können, und stellte ihm die
„ Schwärze der Treulosigkeit und Grausamkeit vor,
„ welche dieser Elende gegen sie hätte begehen wollen;
„ so daß er keine Verzeihung und Gnade zu hoffen
„ habe; man habe viele gerädert, welche nicht ver-
„ schuldet hätten, was dieser Verräther".

„ Als der Prior sahe, daß er durch Bitten nichts
„ ausrichten würde, nahm er die Freyheit, ihr vor-
„ zustellen, daß sie in dem Pallast eines Königs wäre,
„ und daß sie nicht sorgfältig genug überlegen könnte,
„ was sie thun wolle, und ob der König es gut heissen
„ würde. Sie antwortete, sie seye befugt Gerechtig-
„ keit zu verwalten, und nahm Gott zum Zeugen, daß
„ sie keinen persönlichen Unwillen gegen den Marquis
„ hege, daß sie allen Haß gegen ihn verbannet habe,
„ daß sie nur sein ungeheures Verbrechen und seine

„beyspiellose, jedermann angehende Verrätherey ahn-
„den wolle; überdas seye sie nicht als eine Gefan-
„gene oder Geflüchtete bey dem König; sie seye Mei-
„sterin ihres Willens und könne überall und zu jeder
„Zeit gegen ihre Diener Gerechtigkeit handhaben; sie
„habe niemand als Gott von ihrem Betragen Rechen-
„schaft zu geben, und diese Handlung, fügte sie hin-
„zu, seye nicht ohne Beyspiel. Der Prior versetzte:
„Der Fall seye nicht gleich, wenn Königinnen etwas
„Aehnliches gethan hätten, so wäre dieses in ihrem
„Reich und nicht anderswo geschehen. Aus Furcht
„aber sie aufzubringen fuhr er fort: Um der Ehre
„und des grossen Rufs willen, den sich E. M. in
„diesem Königreich erworben haben, und in Rücksicht
„auf die Hoffnung, welche die Nation von Ihrer
„Vermittlung geschöpft hat, bitte ich Sie demüthig,
„in Erwägung zu ziehen, daß diese Handlung, so
„gerecht sie von Seite E. M. ist, von andern als ge-
„waltthätig und übereilt angesehen werden könnte.
„Mögen E. M. lieber eine Handlung der Großmuth
„und des Mitleidens gegen diesen armen Marquis
„ausüben, oder ihn wenigstens in die Hände der königs-
„lichen Justitz ausliefern und ihm seinen Prozeß nach
„der Form machen lassen. E. M. würden alle Be-
„friedigung erlangen und dadurch den Namen der
„Bewundernswürdigen beybehalten, welchen
„Ihnen alle ihre Handlungen erworben haben. Wie,
„mein Pater, sagte sie, ich, welcher eine unum-
„schränkte Justitzverwaltung über ihre Untergebenen

„zukommt, sollte genöthiget seyn, einen häuslichen „Verräther gerichtlich zu belangen, über dessen Ver„brechen und Treulosigkeit ich von ihm selbst eigen„händig geschriebene und gesiegelte Beweise in Hän„den habe? Wohl wahr, sagte der Prior, aber E. M. „sind als Parthey bey der Sache interessiert. Nein, „nein, mein Pater, versetzte sie, ich will es dem Kö„nige anzeigen; kehren Sie zurück und sorgen Sie für „seine Seele. Ich kann, Gott weiß es, Ihre Bitte „nicht erfüllen, und so schikte sie ihn weg. Der Prior „bemerkte an der Veränderung des Tons, mit wel„chem sie diese letzten Worte sprach, daß sie, wenn „es ihr möglich gewesen wäre, die Lage der Sachen „zu ändern, es ohne allen Zweifel würde gethan ha„ben; aber da sie so weit gegangen war, so konnte sie „sich nicht zurückziehen, ohne sich in Lebensgefahr zu „setzen, wenn der Marquis entkäme".

„In dieser äussersten Verlegenheit wußte der Prior „nicht, was er thun sollte, entfernen konnte er sich „nicht, und hätte er es auch können, so machten „Menschenliebe und Gewissen es ihm zur Pflicht, den „Marquis zu einem guten Ende vorzubereiten. Er „kehrte also in die Gallerie zurück, und indem er den „armen Unglücklichen umarmte, benetzte er ihn mit „seinen Thränen; er ermahnte ihn, mit den nach„drücklichsten Worten und in den rührendsten Aus„drücken, die ihm Gott eingab, sich zum Tode zu „entschliessen, und an sein Gewissen zu denken, da „keine Hoffnung zum Leben mehr für ihn übrig wäre,

„und da er seinen Tod als ein der Gerechtigkeit schuldi-
„ges Opfer erlitte, so müßte er seine Hoffnung auf
„eine trostvolle Ewigkeit allein auf Gott setzen".

„Bey dieser traurigen Nachricht schrie er zwey- bis
„dreymal laut auf, warf sich dem Beichtvater, der
„auf einer von den Bänken der Gallerie saß, zu
„Füssen, und fieng seine Beichte an; aber mitten
„in derselben stand er zweymal auf und brach beyde-
„mal in ein lautes Geschrey aus. Der Beichtvater
„foderte, er sollte ihm, mit Entfernung aller frem-
„den Gedanken, sein Glaubensbekenntniß ablegen,
„und er vollendete hierauf seine Beicht, Lateinisch,
„Französisch und Italienisch, je nachdem er
„sich in seiner Verwirrung besser ausdrücken konnte.
„Der Hofprediger der Königin kam eben dazu, als
„der Beichtvater über einen Zweifel Erläuterung be-
„gehrte. Sobald ihn der Marquis erblickte, gieng
„er, ohne die Absolution abzuwarten, auf ihn zu,
„und hoffte durch seine Fürbitte Begnadigung zu er-
„langen; sie sprachen ziemlich lang leise, indem sie
„einander bey den Händen hielten, und sich in einen
„Winkel zurückgezogen hatten. Nachdem ihre Unterre-
„dung zu Ende war, gieng der Geistliche hinaus, und
„nahm den Anführer der drey, welche die Hinrich-
„tung vollziehen sollten, mit sich. Bald darauf kam
„Letzterer allein zurück, und sagte: Marquis, bitte
„Gott um Vergebung, denn du mußt ohne weitern
„Verzug sterben, hast du gebeichtet? Indem er die-
„ses sagte, drückte er ihn an die Wand, der Beicht-

„vater konnte sein Auge nicht schnell genug abwen-
„den, um nicht zu sehen, daß er ihm einen Stoß auf
„der rechten Seite in der Gegend des Magens bey-
„brachte. Der Marquis wollte ihn aufhalten und
„faßte den Degen mit der rechten Hand, so daß der
„andere ihm bey'm Zurückziehen desselben drey Fin-
„ger abschnitt, und der Degen gekrümmt blieb. Je-
„ner sagte hierauf zu einem von den übrigen, er seye
„unter den Kleidern bepanzert, und wirklich trug er
„ein Panzerhemd, welches 9 bis 10 Pfund wog. Au-
„genblicklich gab ihm eben dieser einen zweyten Stoß
„in das Gesicht, nach welchem der Marquis schrie:
„Mein Pater! Mein Pater! Der Beichtvater
„näherte sich ihm und die andern zogen sich ein
„wenig zurück. Knieend bat er Gott um Vergebung
„und sprach noch einiges mit dem Pater, wor-
„auf ihm dieser dann die Absolution ertheilte und
„ihm als Busse auferlegte, den Tod für seine Sün-
„den geduldig zu leiden, und allen zu verzeihen,
„welche an demselben Antheil hätten. Nach empfan-
„gener Absolution warf er sich auf den Boden, und
„im Fallen gab ihm ein anderer einen Hieb oben auf
„den Kopf, welcher ihm einen Theil des Schädels
„wegnahm; auf dem Bauch liegend, machte er ein
„Zeichen, ihm den Hals abzuschneiden. Der gleiche
„gab ihm zwey oder drey Stiche in den Hals, doch
„ohne ihn stark zu verwunden, weil das Panzerhemd,
„welches sich mit dem Kragen des Wammes in die
„Höhe gezogen hatte, die Stösse aufhielt und un-

„wirksam

„ wirksam machte. Indessen ermahnte ihn der Beicht-
„ vater, seine Gedanken auf Gott zu richten, mit Ge-
„ duld zu leiden u. dgl. Itzt kam der Anführer auf
„ ihn zu und fragte, ob er ihm nicht den Garaus ma-
„ chen sollte, der Beichtvater fuhr ihn hart an, und
„ sagte ihm, er habe ihm hierüber keinen Rath zu
„ geben, er wünsche sein Leben und nicht seinen Tod;
„ worauf jener um Verzeihung bat und gestand, er
„ habe Unrecht gehabt, eine so schöne Frage zu thun".

„ Während dieser Reden hörte der Marquis, der
„ nur noch den letzten Streich erwartete, die Thüre
„ der Gallerie aufgehen, er faßte Muth, wandte sich
„ um und sahe, daß es der Geistliche der Königin
„ war, welcher hineintrat; er schleppte sich so gut er
„ konnte zu ihm hin, indem er sich an dem Getäfel
„ der Gallerie hielt, und begehrte mit ihm zu sprechen.
„ Der Geistliche trat auf die linke Seite des Marquis,
„ da der Beichtvater auf der rechten war, und der
„ Marquis wendete sich gegen ihn, und sagte ihm mit
„ gefaltenen Händen etwas, als ob er beichte. Hierauf
„ sprach der Geistliche, bitte Gott um Vergebung,
„ und nachdem er den Beichtvater um Erlaubniß ge-
„ beten, ertheilte er ihm die Absolution".

„ Hierauf entfernte er sich, und sagte zu dem Prior,
„ er möchte bey dem Marquis bleiben, er selbst wolle
„ indessen zu der Königin von Schweden gehen:
„ in eben dem Augenblick durchstach derjenige, wel-
„ cher den Marquis am Hals verwundet hatte, und
„ der nebst dem Geistlichen zu seiner Linken war,

„ seine Gurgel mit einem ziemlich langen und „ dünnen Degen, von welchem Stich er auf die „ rechte Seite fiel, und nicht mehr sprach, aber noch „ mehr als eine Viertelstunde athmete, während wel„ cher der Beichtvater ihm zuschrie und ihn, so gut „ er konnte, ermahnte; und so endigte der Marquis, „ nachdem er sich verblutet hatte, sein Leben um 3 3/4 „ Uhr Nachmittags. Der Beichtvater sprach das „ de profundis nebst dem Gebet des Herrn; hierauf „ hob ihm der Anführer einen Arm und einen Fuß „ auf, knüpfte seine Beinkleider los, durchsuchte seine „ Tasche und fand nichts als ein kleines Gebetbuch „ und ein Messerchen. Alle drey und der Beichtva„ ter nach ihnen giengen, um die Befehle J. M. zu „ vernehmen. Als die Königin von dem Tode des „ Marquis versichert war, bezeugte sie, wie ungern „ sie sich zu dieser Hinrichtung genöthiget gesehen habe, „ aber die Gerechtigkeit hätte sie erfodert, um seiner „ Verbrechen und seiner Verrätherey willen, und sie „ bitte Gott ihm zu vergeben. Sie befahl dem Beicht„ vater dafür zu sorgen, daß er da weggenommen „ und begraben würde, und sagte zu ihm, sie wolle „ mehrere Seelmessen für ihn lesen lassen". Sie schickte auch wirklich ein Paar Tage nachher hundert Livres zu diesem Endzweck in das Kloster des Priors, in dessen Kirche der Leichnam beygesetzt worden war.

„ Ich bin überzeugt, sagt ein französischer Schrift„ steller, den Arkenholz anführt (*), bey dieser Gele=

(*) Mem. II. 15.

genheit, daß der König von Frankreich die Sache nicht gut fand; aber wenn ihm einerseits die Handlung neu und kühn schien, so zeigten sie ihm auf der andern Seite seine Schmeichler als ein nothwendiges Beyspiel die Ungläubigen zu überzeugen, daß die Unterthanen eigentlich nichts anders seyen, als Sklaven, und daß die Könige über ihr Leben zu schalten hätten". Doch scheint man nach diesem Vorfall merklich kälter gegen Christinen geworden zu seyn. Dieses veränderte Betragen mußte ihr desto mehr auffallen, je günstiger vorher ihre Aufnahme gewesen war, und sie war es in der That in einem solchen Grade, daß der engländische Gesandte Lokhart wohl nicht der einzige seyn mochte, der sie tadelhaft fand. „Der König von Frankreich", schreibt er an den Staatssecretair Thurloe, „habe die „Königin mit einer Unterwürfigkeit und Ehrfurcht „behandelt, wie ein Unterthan seine Beherrscherin, „und man müsse gestehen, so angemessen eine solche „Aufnahme ihrem Charakter sey, so seye sie doch ganz „ausserordentlich und im höchsten Grade übertrieben „gewesen. — Man hat", setzt der Gesandte hinzu, „Nachrichten von Rom, daß die Ermordung des „Marquis Monaldeschi dem Pabst und seinem „ganzen Hof sehr mißfallen habe, und daß die Kö„nigin, wenn sie wieder dahin zurückkehrte, nicht „willkommen seyn würde. Ich habe von einem pro„testantischen Bedienten der Königin gehört, daß „Philipp Passerini (den sie an Ihre Hoheit den

„Protektor schicken wollte) ein Priester sey, der ge„wöhnlich bey ihr Messe lese; daß er gegenwärtig „ihr Vertrauen besitze, obschon er für einen Menschen „von schlechtem Ruf passiere, und daß man ihn als „die Hauptursache der barbarischen Handlung, die „in Fontainebleau geschahe, betrachte...., daß „man dem ungeachtet nicht übel thun würde, diesen „Menschen in London höflich aufzunehmen, aber „daß es, was auch seine Aufträge seyn mögen, wohl „nicht rathsam wäre, einen solchen Gesandten zu ei„nem langen Aufenthalt zu ermuntern".

Wenn die Veränderung in dem Betragen des französischen Hofes wahrscheinlich bey der Königin den Wunsch erregte, England zu besuchen: so mögen solche Nachrichten den Protektor bewogen haben, der Einladung, welche sie bey ihm zu bewirken suchte, auf eine gute Art auszuweichen.

Erst den 24. Febr. des folgenden Jahres (1658) kam Christine von Fontainebleau nach Paris. Man logierte sie im Louvre in die Zimmer des Cardinals Mazarin, „absichtlich", sagt Frau von Motteville, „um ihr zu zeigen, daß sie sich nicht „lange mehr aufhalten sollte". Aber dem ungeachtet blieb sie noch eine geraume Zeit daselbst. „Man „sahe", setzt die gleiche Schriftstellerin (die ihr sonst eben nicht sonderlich gewogen war), „nichts an ihr, „was gegen die Ehre gewesen wäre, ich meyne die „Ehre, die von der Keuschheit abhängt, und wenn „sie sich über diesen Punkt hätte betreffen lassen, so

„würden die Hofleute, der Liebe gemäß, nicht ver-
„gessen haben, es bekannt zu machen; aber in allem
„Uebrigen zeigte sie wenig Regelmässigkeit in ihrem
„Betragen und viel Hang zum Vergnügen". Voll Unwillen über die Königin Mutter, welche ihre Ungeduld über die Verlängerung ihres Aufenthalts nicht verbarg, aber desto zufriedener mit dem Betragen des Cardinals, der ihr eine guts Summe Geldes gab und seinen Pallast in Rom für sie einrichten ließ, reisete Christine in den ersten Tagen der Fasten von Paris ab, um sich in Toulon einzuschiffen. Sie hinterließ an dem französischen Hof viele Tadler, aber auch viele Freunde und diese selbst unter den Damen. Ueber Livorno kam sie den 14ten May nach Rom zurück. Obschon dieser zweyte Einzug nicht so glänzend war, wie der erste, so war er doch immer noch prachtvoll genug. Eine Menge Edelleute giengen ihr vor die Stadt entgegen. Nach einem Brief von Patin an Hrn. Spon erhielt sie den Tag nach ihrer Ankunft einen Besuch von den Cardinälen. „Man findet in Rom", schreibt er, „daß sie besser
„zu behandeln und weniger stolz sey, als nach ihrer
„ersten Reise. Indessen weiß ich nicht, ob nicht et-
„wa einige Verwandte des armen Monaldeschi,
„den sie ermorden ließ, ihr Verdruß machen werden".

Daß die Königin den Pallast des Cardinals Mazarin bezog, veranlaßte bey den Spaniern und ihrer Parthey grosse Eifersucht. Man beschuldigte sie, sie habe im Einverständniß mit Frankreich und Eng-

land schlimme Projekte gegen Neapel oder den Kirchenstaat im Sinn. Vielleicht geschahe es aus solchen Gründen, daß ihr der Pabst zweymal die Erlaubniß verweigerte einigen Franzosen die Engelsburg zu zeigen: bey welcher Gelegenheit Christine, empfindlich über diese Verweigerung, dem Pabst sagen ließ: „Sie bleibe deßwegen doch die Tochter des grossen „Gustavs". Ohne sich übrigens um jene Beschuldigungen ihrer Feinde zu bekümmern, setzte sie ihren Hof wieder auf einen glänzenden Fuß, und nahm Personen vom ersten Rang zu Edelleuten und Pagen an. Da sie im Ganzen schlecht hauszuhalten wußte, so waren ihre Einkünfte um so weniger hinreichend, ihren zu zahlreichen Hof zu unterhalten. Die Pension, welche sie sich bey ihrer Abdankung ausbedungen hatte, wurde nicht regelmässig bezahlt, weil Schweden in einen Krieg mit Polen, Dänemark und Brandenburg verwikelt war, deßwegen schickte die Königin ihren Sekretair Davidson, der wie sie die katholische Religion angenommen hatte, nach Schweden. Aber Karl Gustav wollte ihn nicht vor sich kommen lassen, wenn er nicht eidlich erkläre, daß er kein Katholik sey. Hierüber schrieb die Königin ihrem Abgeordneten folgenden Brief:

„Rom 2. Febr. 1658.

Ich glaube, Sie seyen so wenig tauglich ein Martyrer zu werden, daß ich Sie durch meinen Rath nicht der Gefahr aussetzen möchte, eine Niederträchtigkeit zu begehen, um Ihr Leben zu retten. Ehre

und Leben sind, meines Bedünkens, Dinge, die es verdienen, daß man für sie Sorge trage; wenn Sie in den Fall kämen, Ihre Religion zu verläugnen oder zu verbergen, so würden Sie weder jene noch dieses retten, wenn Sie mir je nachher unter die Augen kämen. Man muß als Katholik leben und sterben, und thun Sie das nicht, so machen Sie sich unwürdig mir anzugehören. Sie müssen sich über die Drohungen des Königs nicht verwundern. Geben Sie den Wunsch auf, ihn zu sehen und kommen Sie zu mir zurück. Nach der Drohung, die er gegen Sie ausgestossen hat, werden Sie besser als je bey mir stehen, und der Groll, den er gegen Sie zeiget, soll Ihnen bey mir für ein Verdienst gelten. Seyn Sie ohne Sorgen. Kommen Sie zurück, aber kommen Sie, ohne etwas Niederträchtiges oder Feiges gethan zu haben, und bringen Sie mir glaubwürdige Zeugnisse mit, daß Sie als ächter Katholik gelebt, und allen Pflichten, zu denen uns unsere römisch katholische Religion verbindet, Genüge geleistet haben. Wenn das geschieht, so werde ich Sie mit Freude und Güte aufnehmen, und hätte ich nur noch Ein Stück Brods zu essen, so würde ich es freudig mit Ihnen theilen, und lieber sterben als Sie hülflos lassen. Wenn aber Furcht oder Hoffnung Sie so sehr erschüttern, daß Sie Ihre Pflicht hintansetzen, die Ihnen theurer als das Leben seyn muß, so denken Sie nie daran, mich wieder zu sehen, und seyen Sie versichert, daß ich Sie wegen dieser Feigheit

strafen werde, und daß alle Macht des Königs von Schweden mich nicht verhindern soll, Ihnen selbst in seinen Armen, wenn Sie sich dahin geflüchtet hätten, das Leben zu nehmem. Richten Sie sich nun selbst hierüber, ob Sie im Stand sind, zu mir zurückzukehren oder nicht, und glauben Sie, daß ich Ihnen Wort halten werde". Davidson kam nach Rom zurück und wurde sehr gut aufgenommen.

Unter diesen Umständen sahe sich Christine oft genöthiget, wenn sie nicht auf eine blosse Handschrift Geld bekommen konnte, ihr Silbergeschirr und selbst ihre Juweelen zu verpfänden. In solcher Verlegenheit ließ sie dem Kaiser den Antrag machen: da der König von Schweden ihr die vorbehaltene jährliche Rente von 200000 Thalern nicht bezahle, und sie an dem Nöthigen Mangel leiden lasse, so bäte sie, ihr zwanzigtausend Mann unter Anführung des Grafen Montecuculi zu leihen, mit welchen sie Pommern, wo sie viele Anhänger habe, zu erobern hoffe. Sie behielt sich auf lebenslänglich die Einkünfte dieser Provinz vor, nach dem Tode aber sollte sie an das Reich zurückfallen. Der Wienerhof gab diesem Antrag geneigtes Gehör, aber die Königin ward anderes Sinns und brach die Unterhandlung ab.

Durch einen Jahrgehalt des Pabsts von 12000 Scudi, und die gute Verwaltung des Kardinals Azzolini für einmal von ökonomischen Sorgen befreyt, legte sich itzt Christine wieder auf die Wissenschaften. Die gelehrtesten Männer in Rom waren

Mitglieder ihrer Akademie und lasen dort ihre Werke vor, die sie mit Vergnügen anhörte. Sie fand grossen Geschmack an der Chymie und ein beträchtlicher Theil ihrer Einkünfte gieng im Rauch auf. Auch ihr Kabinet gewann an Medaillen, Bildsäulen und Mahlereyen manches ältere und neuere Stück von grossem Werth, so weit ihre Finanzen es gestatteten. Indessen dauerten die Mißverständnisse mit dem päbstlichen Hofe immer noch fort, und da die Königin anfieng, sie grossentheils den französischen Intriguen beyzumessen, so verließ sie, um sich davon loszumachen, den Pallast Mazarin und nahm ihre Wohnung in einem Kloster, wo ihr aber der Pabst dennoch durch Priester und Mönche auflauern ließ. So sehr dieser Kleinigkeitsgeist die Königin verdroß, so wohnte sie doch, um ihren Unwillen nicht merken zu lassen, zuweilen öffentlichen Prozessionen bey und empfieng den päbstlichen Segen.

Die Nachricht von dem Tode des Königs von Schweden ließ sie alles andere vergessen, indem sie sich deßwegen entschloß, nach Schweden zurückzugehen; wohl nicht in der Hoffnung sich den Weg zum Thron wieder zu bahnen, sondern wahrscheinlich blos um ihre persönlichen Angelegenheiten daselbst in Ordnung zu bringen. Ehe sie Rom verließ, schrieb sie an den Bruder des verstorbenen Königs Adolph Johann einen sehr schönen Brief, der ein Beweis ist, wie sehr ihr die Wohlfahrt ihres Vaterlandes am Herzen lag. „Jede andere als ich (sagt sie in einer

„Stelle desselben) würde Sie ermahnen ihn (den „jungen König) an das zu erinnern, was ich für „ihn gethan habe, aber ich versichere Sie, daß ich „ihn aller Verpflichtungen gegen mich entledigt glaube, „wenn er nur eines Tages weiß, was er Schweden „schuldig ist. Geben Sie sich Mühe, ihn mit seinen „Pflichten bekannt und sie ihm so lieb zu machen, „daß er in die Wohlfahrt seines Staats und in die „Glückseligkeit seines Volks seinen Ruhm und seinen „Ehrgeitz setze. Machen Sie ihn des Throns seiner „Vorfahren und des meinigen Werth, und lehren „Sie ihn unsern Platz auf eine würdige Weise aus„füllen, indem Sie ihln wo möglich durch eine schöne „und edle Erziehung die grossen und heroischen Tu„genden des Königs meines Vaters einflössen. Ich „werde Ihnen für Ihr Verdienst um Schweden, „ihm durch Ihre Bemühungen einen grossen und „gerechten König gebildet zu haben Dank wissen, und „Ihnen dafür mehr verpflichtet seyn, als für irgend „einen andern guten Dienst, den Sie mir leisten könn„ten. Ich bitte Sie zu glauben, daß meine Liebe „gegen diesen jungen Prinzen, der Liebe seiner eigenen „Mutter nicht nachstehe. Die gleichen Gesinnungen „hege ich auch für diese, und beklage ihren Verlust „um desto mehr, je unersetzlicher er ist. Ich werde „ihr zeigen, daß ich weder der Schwäche noch der „Reue fähig bin, und daß ich gegen sie beyde immer „die Empfindungen beybehalte, die mich verpflichten, „dem Könige meinem Neffen und der Königin seiner

„Mutter alle Dienste anzubieten, deren sie mich fä-
„hig glauben; und wenn während der Minderjäh-
„rigkeit eines jungen Königs die Königin seine Mut-
„ter, mir Gelegenheit giebt, ihr zu dienen, so werde
„ich es mit einem so leidenschaftlichen Eifer thun,
„daß sie einst wird gestehen müssen, ich hätte eine an-
„dere Behandlung verdient, als die, welche ich bis-
„her oft erfahren habe, und über welche ich mich we-
„der beklagen noch sie rächen will".

Christine reisete den 20ten July (1660) von Rom ab, und kam glücklich in Schweden an; aber die wenige Neigung, die man dort zeigte ih-ren Foderungen zu entsprechen, und mehr als alles die Intoleranz der Regierung gegen ihre Religions-übungen machten, daß sie dasselbe bald und höchst mißvergnügt wieder verließ. Sie hielt sich itzt bey-nahe ein ganzes Jahr in Hamburg auf, wo sie ihre chymischen Untersuchungen fortsetzte, und den berüchtigten Alchymisten Joh. Franz Borri bey sich arbeiten ließ. Ihr Suchen nach dem Stein der Weisen ist eine Schwachheit, die sie mit vielen gros-sen Herren ihrer und späterer Zeiten gemein hatte.

Um diese Zeit suchte Christine auch durch ihren Sekretair Goldenblad in Schweden Proselyten für den Katholizismus zu gewinnen. Dieser trieb den Eifer, seine Landsleute zu bekehren so weit, daß die Königin selbst genöthiget war, ihm zuweilen ihre Un-zufriedenheit darüber zu bezeugen. Ihre Kasse reichte nicht immer zu den erforderlichen Unterstützungen für

die Neubekehrten hin. „Es fehlt mir nicht an gu-
„tem Willen", antwortete sie auf seine Foderungen für diesen Zweck, „aber an Geld: wenn Gott mir „giebt, so will ich andern geben". Ein andermal, als er für seine Neophyten Geld haben wollte, antwortete sie ihm: „Sie können sie meines Schutzes „versichern, vorausgesetzt, daß es mich nichts koste, „denn ich habe gegenwärtig kein Geld". Einst hatte er Christinen einen gewissen Struzzenskiöld, der unter der Garde des Königs von Schweden diente, in eben dieser Rücksicht empfohlen, ihn unter ihre Schweizer aufzunehmen. „Ich will es thun", schrieb sie zurück, „aber er muß seinen Namen ändern. „Das ist ein verteufelter Name Struzzenskiöld, „den kein Christenmensch aussprechen kann". Er mußte sich Struzzo nennen.

Von Hamburg aus schrieb die Königin einen Brief an Ulfeld in sein Gefänguiß nach Bornholm, der ihrer Denkungsart Ehre macht. „Ich „bin überzeugt", heißt es unter andern darin, „daß „das Gefängniß und der Tod nichts so schreckliches „haben, wogegen man nicht in sich selbst Trostgründe „finden könnte, und ich glaube, bey einem Herzen „wie das Ihrige, sey man selten unglücklich, wenn „man nicht strafbar ist. Ich schreibe Ihnen also „nur, um Sie zu versichern, daß das Glück, indem „es Ihnen die Freyheit raubte, Ihnen meine Hoch-„achtung und meine Freundschaft nicht geraubt hat... „Ich wünschte, daß ich Gelegenheit fände, Ihnen

„nützliche Dienste zu leisten, und versichere Sie, daß „ich es mit aller möglichen Theilnahme thun würde. „Die Zeit, welche alle Uebel heilt, wird auch für „die, welche Sie verfolgen, Hülfe bringen und Ih„ren Freunden das Vergnügen gewähren, Sie in „Freyheit zu sehen" u. s. w.

Erst in der Mitte des Aprils 1662 reisete Christine nach Rom zurück. Hier nahm sie ihre ehemaligen Beschäfftigungen wieder vor. Ihr Pallast war mehr als je der glänzende Sammelplatz der ausgezeichnetsten Gelehrten und Fremden in Rom; aber sie konnte nicht unterlassen, sich auch in politische Angelegenheiten zu mischen. Von ihr, wo nicht gesandt, doch begünstiget und unterstützt reisete ein italiänischer Graf (Galeazzo Gualdo) an allen Höfen herum, um eine allgemeine Verbindung gegen den Feind der Christenheit, den türkischen Kaiser, zu Stande zu bringen. Indessen war sie es allein, welche die bedrohten Venetianer thätig unterstützte und ein Regiment für ihren Dienst errichtete. Unter den damaligen Correspondenten der Königin finden wir auch den berüchtigten Bourdelot wieder, welcher den Auftrag hatte, ihr die Neuigkeiten aus Frankreich mitzutheilen. Ihren Aeusserungen nach scheinen diese Neuigkeiten, in so fern sie ihre Person betrafen, nicht die angenehmsten gewesen zu seyn. — Sie schreibt ihm von Rom unter dem 18ten Jänner 1665: „Statt aller Antwort auf Ihren impertinenten Brief vom 2ten vorigen Monats, will ich

„Ihnen sagen, daß ich noch jung genug bin, um „mich über diejenigen zu moquieren, welche jünger „sind als ich; und ich gehe eben so wenig von meinen „Gesinnugen ab und bin eben so empfindlich als ein „anderer. Sie sollen wissen, daß ich Beleidigungen „noch weniger ertrage, und daß ich selbst meine Ge„schäffte mache und sie immer sehr gut gemacht habe. „Ich zweifle, ob alle, welche sich damit abgeben wol„len, das gleiche von sich rühmen können; die Zeit „wird es lehren. Meine Bescheidenheit erlaubt mir „nicht zu sagen, daß ich so siegreich bin als ein ge„wisser; denn meine Siege gleichen nicht denen von „Gigery, wohin ich Sie verweise, wenn Sie allen„falls Nachrichten von denjenigen einholen wollen, „die man in Schweden gegen mich davon getragen „hat (*). Was die mir in Frankreich erwiesenen Eh„renbezeugungen betrifft, so gebühren sie mir, und „ich halte mich für würdig noch grössere zu empfan„gen. Sie werden sich vermuthlich über meinen „Stolz wundern; aber wenn sie mich recht kennen,

(*) Vermuthlich hatte ihr B. zu verstehen gegeben, daß sie ihre Unterhandlungen mit dem Schwedischen Senat betreffend, in Frankreich die Lacher nicht auf ihrer Seite habe. Um ihn oder vielmehr seinen Hof also mit gleicher Münze zu bezahlen, erinnert sie ihn an einen kurz vorher mißlungenen Versuch der Franzosen auf Gigery (einer Stadt auf der Afrikanischen Küste, zwischen Algier und Tunis) wo sie mit beträchtlichem Verlust abziehen mußten.

„so sollten Sie wissen, daß ich immer alles, was „man mir leihet, mit Wucher bezahle. Mich be„kümmert wenig, was man von mir spricht, sobald „man mir nur bey dieser Gelegenheit nicht mit Recht „Niederträchtigkeiten vorwerfen kann, die meines „Herzens unwürdig wären, und ich würde dieses „für sehr klein halten, wenn ich nicht in demselben „etwas weit Grösseres fühlte, als alles, was das „Glück seinen liebsten Günstlingen verleihet. Uebri„gens bin ich munter und gesund, und fest entschlos„sen, mich auf dem Carneval recht lustig zu machen; „das können Sie denen sagen, welche Ihnen Ihren „Brief dictiert haben, wenn sie sich bey Ihnen nach „Neuigkeiten von mir erkundigen".

In einem spätern Brief, der aber nicht abgieng, wahrscheinlich weil sie den französischen Hof nicht zu sehr beleidigen wollte, schreibt ihm die Königin. „Es „ist mir lieb, daß Sie mir nicht alles das unnütze „Zeug melden, das man über den Feldzug in Flan„dern spricht. Ich stelle mir ungefähr vor, was dar„an ist, und habe soviel Mitleiden mit dem armen „Cyrus, Alexander und Cäsar, daß ich glaube, „sie taugten itzt kaum mehr zu Musquetiers. Ich liebe „schöne Thaten so sehr als jemand, aber ich liebe die „Lobreden nicht, und halte soviel auf Satyren, daß „ich sogar die, welche gegen mich selbst gemacht wur„den, und deren, Gottlob, eine ziemliche Zahl ist, „gerne lese, um mich auf meine eigenen Kosten zu „belustigen, nachdem ich es lange auf Kosten anderer

„ gethan habe. Ich sage auf meine Kosten, weil alles, „ was ich noch gesehen habe, so albern und so imper„ tinent ist, daß es mir unmöglich gewesen wäre, es „ zu lesen, wenn sie nicht übel von mir gesprochen „ hätten".

Nachdem sie ihm ein andermal geradezu gesagt hatte, daß sie sich auf seine Nachrichten nicht sonderlich verlasse, setzt sie hinzu: „Sie könnten mir ziem„lich sichere Neuigkeiten aus Frankreich schreiben, „aber Sie zittern immer nach Ihrer alten Weise. „Was fürchten Sie denn im achtzigsten Jahr? Von „Ihren Versen", fährt sie hierauf sehr launig fort, „halte ich, aufrichtig zu reden, nicht viel; aber wenn „ich mich erinnere, daß Sie achtzig Jahre alt sind, „so bewundre ich Sie, und begreife nicht, wie Sie „sich in der Kunst Apollo's so berühmt machen „konnten. Es fehlt Ihnen nichts als zugleich Musiker „zu seyn, und ich denke, wenn Sie es versuchen, es „werde Ihnen wenigstens eben so gut gelingen, als „dem Sokrates, der, einige zwanzig Jahre jünger „als sie, noch ein Lehrling dieser edlen Kunst wurde. „Ich liebe auch den gegenseitigen Weihrauch, wo„mit ihr Dichter sonst noch sparsamer seyd, als der „Lehrer des grossen Alexanders, welcher damit so „haushälterisch verfuhr, daß sein unvergleichlicher „Schüler ihm aus dem innersten Asien darüber Vor„würfe machen mußte. Itzt ist es um solchen zu haben „nicht erst nöthig, daß unsere Helden hingehen das „Land zu erobern, das ihn hervorbringt, weil man

„ wenig-

„wenigstens eben so lang, als der Phönix leben „müßte, um dieses Vergnügen zu haben: in unserm „gegenwärtigen Jahrhundert ist der Rauch wohlfeiler. „Gott behüte Sie"!

In einem andern Brief an Bourdelot sagt sie: „Ihre Verse gefallen mir besser, als Sie denken; „aber wenn ich nicht so voll Bewunderung bin, wie „Sie erwarten, so halten Sie sich deswegen nicht „an mich. Was kann Ihnen nach dem Beyfall Ih„res Hofes noch zu wünschen übrig bleiben? Fodern „Sie nicht so streng den Beyfall armer, unwissender „Ausländer. — Der Friede, von dem Sie sprechen, „ist noch ein wahres Räthsel. Ich sehe an vielen „Orten geschlossenen, aber nirgends in Ausübung ge„brachten Frieden, und glaube, der wahre Friede in „dieser Welt seye nur in den Herzen derer, welche „alles verachten".

Im Jahr 1666 entschloß sich die Königin zu einer zweyten Reise nach Schweden. Der Zeitpunkt schien günstig; der einzige Sohn, den Karl Gustav hinterlassen hatte, war noch jung und von schwacher Gesundheit. Im Fall seines frühern Todes war Christinens Gegenwart in Schweden nützlich und konnte ihr vielleicht wieder den Weg auf den Thron bahnen oder wenigstens ihren persönlichen Angelegenheiten eine vortheilhaftere Wendung geben. Als sie auf dieser Reise in Hamburg das prächtige Lüderische Medaillenkabinet besahe und ihr eine Medaille über ihre Abdankung in die Hände fiel, auf deren Kehr-

seite eine Krone mit der Inschrift: *Et sine te* (*) stand, so warf sie dieselbe wie im Unwillen auf den Tisch, woraus die Umstehenden, besonders bey der damaligen Lage ihrer Sachen, schlossen, sie habe die Niederlegung ihrer Krone bereuet.

In Schweden selbst machte man ihr so strenge Bedingungen in Ansehung der Ausübung ihrer Religion, daß sie auf der Stelle umkehren wollte, und nur durch die Bitten der zwey Abgeordneten, welche die Regierung zu ihrem Empfang geschickt hatte, sich bewegen ließ, so lange zu warten, bis man Zeit gehabt hätte, von dem Senat neue Verhaltungsbefehle einzuholen; da aber nur eine, wenn gleich durch die höflichsten Anerbietungen gemilderte Bestätigung der vorigen Befehle erfolgte, so kehrte Christine sogleich nach Hamburg zurück. Merkwürdig ist ihre Unterredung mit jenen beyden Abgeordneten, welche der eine von ihnen (**) für den Hof aufgesetzt hat. Die Königin rühmte sehr die gute Aufnahme, welche sie bisdahin in ihrem Vaterlande gefunden hätte, und gab ihm zu verstehen, daß Pompone, Gesandter von Frankreich in Stockholm, ihr durch den französischen Residenten in Hamburg hätte den Rath geben lassen, nicht nach Schweden zu kommen, denn man würde sie dort in Verhaft nehmen und ihr nicht

---

(*) Auch ohne dich.

(**) Vermuthlich der Baron Sparre S. Arkenh. Mem. III. 278. ff.

mehr gestatten wegzugehen, oder sie vielleicht gar vergiften. Sie selbst glaubte Pompone habe dieses nur vorgegeben, in der Besorgniß, wenn etwa der junge König sterben sollte, so könnte sie vor der verwittweten Königin oder irgend jemand anderm Anspruch an die Krone machen: und seit den letzten Streitigkeiten in Rom versprach sich der König von Frankreich in diesem Fall nichts Gutes von Christinen (*).

Sie fragte: Warum ihr nicht erlaubt wäre, in Schweden zu bleiben? Sie seye nicht verwiesen und

(*) In einem Brief an Pompone läugnet Christine gerade zu, was sie in dieser Unterredung gegen Frankreich gesagt haben soll; und man sieht leicht, daß sie auf alle Fälle mit der Bekanntmachung derselben eben nicht sonderlich zufrieden seyn konnte. Wahrscheinlich im Bezug auf diese Erzählung und auf eine unten vorkommende Stelle derselben, schreibt sie an einen Freund in Schweden: „Was den Horoscop über das Leben „des Königs betrifft, so sind das Thorheiten, die man „erfunden hat, deren ich unfähig bin. Sagen Sie „denen, welche mich wollen sprechen lassen, daß sie „mich wenigstens geistvolle und vernünftige Dinge „sagen lassen, um Glauben zu finden; denn anders „bin ich nicht im Stande zu reden, noch mich nach „jenen Geistesschwächen zu richten, deren nur Thoren mich beschuldigen können". Indessen stimmt doch diese Unterredung zu sehr mit der damaligen Denkensart der Königin und ihren politischen Verhältnissen überein, als daß man sie auf jenen blossen Widerspruch hin geradezu für unächt erklären dürfte.

alle diejenigen, welche ihr neulich das Recht und den Genuß ihrer Leibrenten bestätiget hätten, wüßten, daß sie eine Katholikin seye; doch hätte man sich damals nichts verlauten lassen, „und selbst", setzte sie hinzu, „als ich noch in Hamburg war, hat man mir nichts darüber gesagt: Was doch, wie mich dünkt, entweder durch Ihren Mund oder schriftlich, gar wohl hätte geschehen können, ohne mir diesen Schimpf anzuthun, nachdem ich bereits Schweden betretten habe, und schon so weit in dem Königreiche gekommen bin". Sie könnte und wollte nicht im Lande bleiben, „denn", sagte sie, „was sollte ich hier „vorstellen? Sollte ich eine Nachtretterin der Königin „Hedwig seyn? Sollte ich mich der Tyranney eines „launischen Königs unterwerfen"? Der Abgeordnete erwiederte hierauf: Ich will hoffen, daß der König gerecht und billig sey, und seyn werde. „Ja wohl, sagte die Königin, gegen andere Leute, aber nicht gegen mich". Es wäre sogar schädlich, fuhr sie fort, wenn sie in Schweden bleiben wollte, denn es würde Eifersucht erregen, da sie versichert sey, noch eine grosse Parthie für sich zu haben; und so könnte sie bey aller ihrer Unschuld in Verdacht kommen. Soviel Herrschaft sie über sich selbst besitze, so könne sie doch nicht dafür stehen, daß sie sich für immer von aller Versuchung losmachen könnte. Darum sey es besser für sie, sich zu entfernen und sich an einen Ort zu begeben, wo niemand sie sehe, und wo sie niemanden im Wege stehe. „Ich selbst, (fügte sie hinzu) würde

„den verstorbenen König nicht so lange in Oeland ge-
„duldet haben, und es würde mir verdächtig gewor-
„den seyn, wenn ich nicht Willens gewesen wäre, die
„Krone niederzulegen und sie ihm zu übergeben".
„Ich sehe nicht", fährt sie hierauf fort, nachdem sie über den Befehl, ihre Priester von sich zu entfernen, ihre Meynung erklärt hatte, „ich sehe nicht, mit „welchem Recht der König sich herausnehmen darf, „mir zu befehlen, mir oder meinem Gefolge? oder „wie er mich als einen Unterthan behandeln könne? „Denn nach dem Naturrecht hat niemand über mich „zu befehlen. Ich merke wohl, daß man mich nur „aufzubringen sucht, damit ich irgend eine Thorheit „begehe: Aber ich danke Gott, daß ich mich nicht „hinreissen lasse mir selber Schaden zu thun: denn „ich möchte meinen Credit und die Zuneigung, die „ich in dem Reich besitze, nicht gegen zehen andere „Reiche vertauschen. Ich will Schweden zeigen, „daß ich es nicht aus Eigennutz liebe. In einigen „Jahren werde ich hoffentlich durch mich selbst be-„stehen; alles, was ich von daher empfangen habe, „zurückgeben, und einen Theil davon noch bey meinen „Lebzeiten meinen Freunden zuwenden können" (*).

Soll ich zugeben, fragte die Königin weiter, daß ein anderer zur Regierung in Schweden gelange, als derjenige, dem ich die Krone gegeben habe? Nein,

---

(*) Sie hatte nämlich Hoffnung die Polnische Krone zu erlangen.

niemals; lieber wollte ich tausend Leben verlieren, wenn ich sie hätte. Ich wünsche zwar dem Könige langes Leben; indessen wenn ihn das allgemeine Loos der Sterblichen treffen sollte, so würde ich auch ein Wort zu sagen haben, wo nicht für mich selbst, doch für den, welcher an seine Stelle kommen sollte: denn ich glaube nicht, daß ihr je zugeben werdet, daß einer Euersgleichen, einer, den ihr vorher Bruder nanntet, über Euch herrsche. Ich antwortete: Es wäre strafbar und eines rechtschaffenen Mannes unwürdig daran nur zu denken, weil wir, Gottlob, einen jungen König, von blühender Gesundheit hätten, der mit Gottes Hülfe lange leben würde; wenn aber der Allmächtige über ihn verfügen sollte, so würde uns niemand angenehmer und theurer seyn, als der, welcher durch eine rechtmässige Wahl, ohne Cabalen und Partheygeist zum Thron gelangte. Hierauf versetzte die Königin: „In dem Fall würde ich die Clerisey und die Bauern, so wie den Adel auf meiner Seite haben": „ich weiß wohl", fuhr sie fort, „daß niemand sich mir wegen der Religion widersetzen würde". Ich erwiederte: Wenn man sich der Gnade und des Wohlwollens E. M. erinnert, als Sie noch Königin von Schweden waren, so kann man nicht anderst, als die tiefste Ehrfurcht für Sie behalten; aber die Zuneigung, welche Sie sich erwarben, ist gänzlich erloschen, weil E. M. katholisch geworden sind, und weil Sie mit einer Hand zerstört haben, was Sie mit der andern aufbauten, indem Sie den Gegenstand gering-

schätzten, für welchen S. M. Ihr verstorbener Vater sein Leben aufgeopfert hat, was eine Menge rechtschaffener Leute noch itzt thun würden, eher als zu dulden, daß eine fremde Religion in dem Reich eingeführt werde. „Wollte Gott, sagte die Königin, Sie „könnten mich versichern, daß man sonst nichts als „dieses gegen mich hätte, ich wollte sehr zufrieden „seyn, und alles würde gut gehen". Wenn ihre Wünsche (setzte sie hinzu) auf den Thron giengen, woran sie aber nicht dächte, so wäre das nicht, um jemand zu zwingen, sich zur katholischen Religion zu bekennen, sie könne sagen, wie der Marschall Türenne: Ich bin Calvinist, aber mein Degen ist Katholisch. Nachdem sie dieses auf sich selbst angewandt hatte, fragte sie mich, ob ich je gehört habe, daß sie einen solchen Versuch gemacht? Ich antwortete: Nein, vielmehr gerade das Gegentheil; und ich wüßte daß J. M., als Appelmann merken ließ, er wolle Katholisch werden, ihm sagten: dieses würde für ihn und für Sie selbst sehr nachtheilig seyn; und wenn er darauf bestünde, so wollten Sie ihn hängen lassen. „Weil ich sehe", versetzte die Königin, „daß Sie von der Sache wissen, so will ich Ihnen „noch mehr sagen, man hatte einmal verabredet, der „König von Frankreich sollte eine Anzahl Jesuiten „nach Schweden schicken, welche unter Mitwirkung eines Kardinals ingeheim suchen sollten, die „katholische Religion dort einzuführen; dieser hatte „sogleich geäussert, das Alles könne durch die Königin

„Christine besser bewirkt werden. Sie sprachen „auch mit mir darüber, aber ich war ganz dawider, „und mißrieth es ihnen, indem ich sagte: Ihr werdet „nichts weiter erreichen, als daß ihr viele Leute an „den Galgen bringet; es ist keine so leichte Sache, „wie Ihr euch vorstellt, sich in Schweden einzu„schleichen".

Hierauf fragte die Königin, wie es um die Gesundheit des Königs stehe, sie habe gehört, er seye krank. Ich antwortete: Er seye es einmal gewesen, aber nur von Früchten, die er genossen hätte; sonst habe er, Gottlob, eine starke Natur. Die Königin versetzte: „In diesem oder dem folgenden Jahre läuft er grosse Gefahr, und er trägt ein schlimmes Zeichen in dem Gesicht". (Christine, die sich in solchen Dingen nicht über den Geist ihres Zeitalters erhob, hatte ihm wahrscheinlich seinen Horoscop stellen lassen!) Sie fügte hinzu: Wäre das, was mir begegnet ist, von einem einigermassen verdienstvollen Könige hergekommen, so hätte ich es noch ertragen können. Ich antwortete: Jeder Billigdenkende schätze unsern jetzigen König, und sehe ein, daß er von keinem seiner Vorgänger übertroffen werde.

Hierauf erwiederte die Königin: „Ich meyne nicht „den König, ich meyne die Regierung, welche mir „befehlen, und Mandate gegen mich publicieren will". Bey der Abreise trug sie mir auf in ihrem Namen dem König zu sagen, daß ihr Stolz ihr nicht gestatte, sich über das Geschehene zu beklagen, aber sie werde überall

sagen, man habe nicht wollen, daß sie einen Priester um sich habe, welches man doch dem geringsten fremden Residenten gestatte; und sie wolle die ganze Welt darüber urtheilen lassen. „Es ist", setzte sie hinzu, „ein Streich, den mir der König von Frankreich „durch Pompone gespielt hat: Er soll sich aber nicht „vorstellen, daß ich über ihn die gleiche Bemerkung „mache, wie über den König von Schweden. „Nein, Er ist ein König, den man leicht „mit Narrenpossen unterhalten kann, aber „ich will ihn lehren, andere nicht zu verachten, so „mächtig er auch ist"! Sie sagte ferner, es seye nichts Wahres an dem, was nach der Erzählung des Bischofs von Linkiöping während ihres letzten Aufenthalts in Schweden in Ansehung der Religion vorgefallen seyn soll; (*) sondern Doctor Erich habe sie einmal gefragt, warum sie katholisch geworden sey, und da habe sie geantwortet: „Er und seine „Predigten seyen Schuld daran; sie seye in ihrem Leben nie eine aufrichtige Lutheranerin gewesen". Uebrigens habe niemand den Muth gehabt, ihr darüber Vorstellungen zu machen, ausser der Herzog

(*) Wahrscheinlich beziehet sich dieses auf einen Brief, den nicht der Bischof von Linkiöping, sondern Terserας Bischof von Abo nach Deutschland geschrieben hatte, und worin er versicherte, er habe sie über ihre Religionsveränderung seufzen, und Thränen vergiessen sehen, es lasse sich also daraus schliessen, daß sie diesen Schritt bereue. Ark. Mem. *II.* 50.

Adolph (Bruder des Königs Karl Gustav) welchem sie geantwortet habe, wenn er es noch einmal thäte, so würde es ihm übel bekommen.

Auf dem ganzen Wege schmeichelte die Königin den Officieren, um sie an sich zu ziehen. In Smaland nnd Longeby erkundigte sie sich sorgfältig nach dem Zustande des Landes, und hörte die Klagen der Mißvergnügten an, und der Erzähler schließt mit der Bemerkung: Es seye sehr zu wünschen, daß diesen Klagen schnell abgeholfen werde, damit durch solche Unzufriedenheit, welche ganze Gemeinden und einige zurückgesetzte Officiere, so wie überhaupt das flache Land in Gährung setzte, nicht boshaften und schlechten Leuten Anlaß gegeben werde, Empörungen zu stiften, um desto leichter andere verderbliche Plane zu Stand zu bringen.

Vor Eröffnung des Reichstags brachten diejenigen Personen, die Christinen nicht günstig waren und die es daher nicht gern sahen, daß sie die Zuneigung des grössern Theils der Stände auf dem Reichstag erhielt, ihren Geschäfftsführer Appelmann dahin, daß er die Königin beschuldigte als hätte sie ihm den Plan anvertraut, die Schwedische Krone wieder an sich zu ziehen und sie dem jungen Könige Karl XI. zu entreissen. „Nie glaubte ich", schrieb sie deßwegen an Appelmann, „mich so weit erniedrigen zu „müssen, um an einen Ehrlosen und Unwürdigen „wie Sie sind zu schreiben; aber da meiner Ehre dar„an liegt, Sie zum Sprechen zu bringen, so be-

„fehle ich Ihnen alle Originale meiner Verhaltungs-
„befehle und Briefe, die Sie in Händen haben, auf-
„zuweisen, damit man Sie aus jenen Briefen, und
„aus jenen Verhaltungsbefehlen als den infamsten
„und treulosesten Menschen, der je lebte, kennen
„lerne. Ich befehle Ihnen also, sie in die Hände
„desjenigen zu legen, an welchen der König und die
„Regentschaft in Schweden, Sie anweisen werden;
„denn man soll es wissen, nur ein Unwürdiger wie
„Sie könne mich beschuldigen, daß ich fähig gewesen
„sey, ihm etwas zu befehlen, was dem vollkomme-
„nen Edelmuth, dessen ich mich befleisse, entgegen
„wäre, oder daß ich je den Gedanken oder die Versu-
„chung gehabt habe, die Krone einem Fürsten zu ent-
„reissen, der sie von mir empfieng, und daß man
„gerade so ehrlos wie Sie seyn müsse, um mich des-
„sen zu beschuldigen oder nur zu beargwohnen. In-
„dessen bitte ich Gott nicht, daß er Sie für Ihr Ver-
„brechen bestrafe, denn er ist viel zu gerecht, als daß
„er mich verhindern könnte, Sie selbst so zu behan-
„deln, wie es Ihre Treulosigkeit verdient".

Zu Christinens Verdruß über die in Schweden erfahrne Behandlung kam noch die Unruhe über die Nachricht von dem Tode Pabst Alexanders VII. welche sie sogleich nach ihrer Rückkunft nach Hamburg erhielt, weil sie besorgte der Cardinal Farnese, mit dem sie nicht gut stand, möchte auf den päbstlichen Stuhl erhoben werden. Sie hatte daher über die Wahl Clemens IX. eine solche Freude,

daß sie deßwegen, gegen den Rath ihrer Freunde, öffentliche Feste anstellte, welche in Hamburg einen Auflauf veranlaßten, durch den sie selbst in die größte Lebensgefahr gerieth. Ehe sie Hamburg verließ, erreichte sie bey den Ständen fast alles, was sie verlangt hatte: die Bedingnisse, unter denen sie der Krone entsagte, sollten in Zukunft genau erfüllt und über das ihr und ihren Hausgenossen allenthalben, wo sie sich aufhalten wollte, freye Religionsübung gestattet werden.

Zufrieden mit dem Ausgang ihrer Angelegenheiten in Schweden reisete Christine den 21ten October (1668) nach Rom ab, wo die Unterhandlungen wegen dem polnischen Königsthron bey der Abdankung Johann Casimirs ihre Gegenwart erfoderten. Sie eröffnete diese Unterhandlungen durch einen Brief an den päbstlichen Nuntius in Polen, in welchem sie ihm ihren Abgeordneten empfielt und sich auf dessen mündliche Aufträge beruft. Sie warnt ihn vorzüglich die Gesandten von Frankreich, Schweden und Oestreich nicht in das Geheimniß eindringen zu lassen, weil sie keinem von ihnen traue, und allen dreyen daran liege, die Sache zu hindern, und wenn sie auch gegen allen Anschein dieselbe unterstützen wollten, so würde ihr Beystand nur schädlich seyn; auch seye ihr Herz viel zu stolz, als daß sie ihr Glück jemand anderm als Gott, seinem Statthalter, und der Republick verdanken möchte.

„Er wird sich (heißt es unter andern in der Instruktion für ihren Geschäftsführer Hacki, einen

Cisterziensermönch) er wird sich angelegen seyn lassen, den Nuntius zu überzeugen, daß dieser Sieg nicht durch Aufwand von Geld errungen werden muß: es ist allerdings wahr, daß ich keines habe; aber wenn ich's hätte, so muß man wissen, daß ich es keineswegs bey dieser Gelegenheit verschwenden wollte, denn wenn ich nicht Königin von Polen seyn kann, so will ich doch eben so wenig der Narr im Spiel seyn. Käme es auf Versprechungen an, so könnte ich der Republik grössere machen als irgend jemand; aber meine Ehre und mein Interesse verbieten es mir, und überdas bin ich so geartet, daß ich gern wenig verspreche und viel halte. Ich wage es mich zu rühmen, so erkenntlich zu seyn, als irgend jemand in der Welt, und ich gebe mein Wort, daß wer mir dient, nie weder seine Sorgfalt noch seine Mühe zu bereuen haben werde; und was die Republik betrifft, so werde ich ihr Ursache geben, tausendmal Gott zu danken, daß sie mich gewählt hat". — Nach Würdigung der Verdienste ihrer Mitwerber und ihrer Verhältnisse gegen Polen, wobey sie einige derselben z. B. den Prinzen von Conde ziemlich streng, und eben nicht ihrer ehmaligen Meynung von ihm gemäß, beurtheilt, fährt sie fort: „Um meine Ansprüche gelingen zu machen, muß man sich vorzüglich auf folgende Gründe stützen: 1. daß ich die einzige von dem Hause der letzten Könige sey. 2. Daß ich bereits glücklich und ruhmvoll regiert hätte. 3. Daß S. Heiligkeit, die mich kennen, mir die Ehre erwiesen,

mich der Hindernisse des Geschlechts ungeachtet der Republik zu empfehlen. 4. Daß ich ihnen in nichts zur Last seyn würde, weil ich Mittel hätte, unabhängig von dem, was sie mir gäben, nach meinem Stande zu leben. 5. Da ich ohne Erben und Macht wäre, so würde und könnte ich kein anderes Interesse haben, als das ihrer Grösse und meines Ruhms, und daß sie folglich von meiner Seite nie etwas zu fürchten hätten. 6. Daß ich in der Blüthe meiner Jahre voll Gesundheit und Kräften und fähig seye, alle Arten von Beschwerden und Anstrengungen auszuhalten".

Der Nuntius hatte sie auf zwey Hauptschwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche ihrer Absicht im Wege stunden, ihr Geschlecht und ihr lediger Stand. In Ansehung der ersten beruft sie sich auf zwey frühere Beyspiele in der polnischen Geschichte, und auf die Art, wie sie in Schweden regiert hätte, wo sie nicht als Königin sondern mit allen Ceremonien, wie ihre Vorfahren, als König gekrönt worden sey.

„Als ich Schweden beherrschte", sagt sie, „war „ich gleichsam noch ein Kind, und es hat allen An„schein, daß ich mit göttlicher Hülfe mich itzt meiner „Pflicht ohne Vergleich besser entledigen würde, da „ich in vollen Geistes- und Leibeskräften und aller „Beschwerden und Anstrengungen fähig bin. Und „was kann man am Ende von mir fodern, das ich „nicht leisten werde? Ist es darum zu thun, Recht

„zu sprechen, in dem Rath Gründe vorzutragen oder „Beschlüsse zu fassen? Ich erbiete mich, diesen Fo„derungen Genüge zu leisten, wenn auch nicht mit „so viel Beredsamkeit und Geschicklichkeit, wenig„stens mit so viel gesundem Verstand als irgend je„mand. Kommt es darauf an, sich im Dienst der „Republik an die Spitze einer Armee zu stellen? Ich „werde mit Vergnügen hingehen und kann versi„chern, daß die blosse Hoffnung, diese Befriedigung „zu haben, mich die polnische Krone wünschen „läßt, und wenn man sie mir unter der Bedingung „geben wollte, daß ich nicht in's Feld gehen solle, „so würde ich sie nie annehmen. Ich habe eine sol„che Gelegenheit mein ganzes Leben hindurch leiden„schaftlich gewünscht, aber meine Lage erlaubte es „nie, und ich bezeuge, daß ich meine Armeen nie „von andern würde haben kommandiren lassen, „wenn nicht Staatsgründe mir die Erfüllung „dieses Wunsches unmöglich gemacht hätten. Aber „dem Wohl meines Staats habe ich alles, selbst „meinen Ehrgeitz und meine Neigungen aufgeopfert; „überzeugt, daß dieses meine Pflicht sey. Kurz, „wenn man sich die Mühe giebt, meinen ganzen Le„benslauf, meinen Charakter und mein Tempera„ment zu prüfen, so dünkt mich, man könnte mir „wohl die Gefälligkeit erweisen, auf mein Geschlecht „nicht zu sehen".

„Was nun den zweyten Punkt, meine Verheyra„thung anbetrifft, so gestehe ich, daß er mich unge-

„mein in Verlegenheit setzt; denn erwäge ich meine „Denkensart und mein Alter, so sehe ich hier kein Aus„kunftsmittel. Ich bin eine geschworne Feindin die„ses schrecklichen Jochs, in welches ich selbst um die „Herrschaft der Welt nicht einwilligen würde. Da „Gott mich frey geboren werden ließ, so könnte ich „mich nicht entschliessen, mir einen Herrn zu geben; „und da ich zum Herrschen geboren bin, so ist es mir „unmöglich zu gehorchen, oder mir eine Sclaverey „aufzulegen, welche für mich die unerträglichste wäre, „die meine Phantasie sich vorstellen kann. Vermöchte „ich aber auch meinen Widerwillen zu besiegen, so „bin ich in einem Alter, wo es lächerlich wäre, dar„an zu denken, und ich würde mich ohne Nutzen „unglücklich machen, weil man aller Wahrschein„lichkeit nach, in dem Alter, worin ich bin, keine „Kinder hoffen darf. Da aber Polen ein Wahl„reich ist, so dünkt mich, man könnte die Polen „dahin stimmen, weniger auf die Zukunft, und mehr „auf die Gegenwart zu denken". Nun sucht Chri„stine zu beweisen, daß ihre Wahl den Polen vor„theilhaft wäre, weil sie während ihrer Regierung Zeit haben würden, auf eine Familie bedacht zu seyn, welcher sie künftig die Regierung anvertrauen wollten. Wenn alles dieses nichts helfe, so solle der Nuntius sich einer List bedienen und sie hoffen lassen, wenn die Wahl auf ihre Person falle, so könnten nachher die Beredungen Seiner Heiligkeit und ihre Bitten sie zu einer Heyrath bewegen. Man müsse sie deßwegen wo-

mög-

möglich, glauben machen, die Königin seye jünger, als sie wirklich seye; obschon sie selbst zweifelt, daß es angehen werde, weil die Zeit ihrer Geburt gar zu bekannt wäre. „Es giebt noch", fährt sie dann fort, „eine dritte Schwierigkeit, die ich mir selbst entgegen„setze — die Unwissenheit in der Polnischen „Sprache. Dieses Hinderniß scheint mir so wich„tig, daß ich zittere, wenn ich daran denke; denn „wie ist es möglich ein Volk zu regieren, mit dem „man nicht reden kann? Wie werde ich die Befehle, „die gegeben werden müssen, begreifen? Wie Staats„schriften und Verordnungen unterzeichnen können, „ohne sie zu lesen oder zu verstehen? Aber weder der „Prinz von Conde, noch der Herzog von Neu„burg, noch der Prinz von Lothringen wissen „mehr davon als ich, und ich werde thun, was sie „nicht werden thun können, ich werde suchen sie in „kurzer Zeit zu erlernen. Indessen gestehe ich, daß „diese einzige Schwierigkeit mich für mich selbst zit„tern macht, wenn übrigens die Sache gelingen „könnte".

Christine billigte den Plan des Nuntius nicht, sie unter der Hand durch vertraute Personen nennen zu lassen, um zu hören, wie die Republik gegen sie gestimmt sey, und sie nicht etwa einer förmlichen Verweigerung auszusetzen. Vielmehr verlangte sie, er solle sie gleich nach der Abdankung im Namen des Pabsts öffentlich vorschlagen und empfehlen, welches sehr viel zur Erreichung des Zwecks beytragen würde.

„Es ist wahr" sagt sie in ihrer Denkschrift an den Polnischen Senat „ich kann Ihnen nichts anbie„ten, noch versprechen. Aber besässe ich auch des „Croesus Reichthümer, so hiesse das ihre Krone „wenig schätzen, wenn ich voraussetzen wollte, daß „man sie zahlen könne. Alles, was ich Ihnen an„bieten kann und darf sind meine Bemühungen, „mein Fleiß, meine Arbeiten und alle übrigen Ta„lente, welche mir Gott verliehen hat. Ich weiß „und kenne die Verpflichtungen eines Throns und „wage es, Sie zu versichern, daß wenn Gott mich „zu der Ehre beruft, den Ihrigen zu besteigen, ich „mir mit seinem Beystand alle Mühe geben werde, „mich der Ehre Ihrer Wahl würdig zu machen; we„nigstens, wenn ich Ihnen nicht nützlich bin, so „werde ich Ihnen auch in keiner Rücksicht zur Last „fallen. Ich bin allein und einzig, ohne Erben und „Verwandte; Sie werden keine Schulden für mich „zu bezahlen, Ihre Freyheit wird nichts von meiner „Macht zu befürchten haben, die Ihnen nie verdäch„tig werden kann" u. s. w.

Auch Kunstgriffe verschmähte Christine nicht, um ihren Zweck zu erreichen. In einem spätern Brief an den Nuntius giebt sie ihm die Erinnerung: Er könnte auch an einen gewissen Bruder schreiben, daß dieser die bewußte Weissagung auf eine geschickte Art in's Publikum bringe.

In der Beantwortung einiger Einwürfe, die man in Polen gegen ihre Wahl machte, sagt sie in Be-

ziehung auf den Tod des Monaldeschi: „Ich habe „keine Luſt mich über den Tod eines Italiäners bey „den Hrn. Polen zu rechtfertigen. Ich brauche „Ihnen hierüber keine Rechenſchaft abzulegen, ob„ſchon ich es leicht thun könnte; aber ich glaube in „Polen könne man mir dieſe Handlung weniger als „an irgend einem Ort der Welt zum Verbrechen ma„chen, da bekannt iſt, daß Leute von weit geringe„rem Stand als ich, ſich gegen ihre Diener und Un„terthanen ſelbſt Gerechtigkeit verſchaffen, wann und „wie es ihnen gefällt, ohne daß weder der König „noch der oberſte Gerichtshof es wagt, ſie um die „Urſache zu befragen! Um ſo viel mehr, da dieſes „mehrere Italiäner vom erſten Rang nicht abge„halten hat, in meine Dienſte zu tretten, und da „mehrere unter ihnen ſind, welche mir ſchon ſeit acht „bis zehen Jahren mit Ergebenheit und Treue die„nen. Aber der Pater (Hacki) mag zur Steuer „der Wahrheit ſagen, daß dieſer Mann durch die „ſchwärzeſte Verrätherey, welche ein Diener gegen ſei„nen Herrn begehen kann, mich zwang, ihn hinrich„ten zu laſſen; daß ich ſeinen Tod nicht eher befahl, „als bis ich ihn durch Briefe von ſeiner eigenen Hand „ſeiner Verbrechen überwieſen, und ihn ſelbſt in Ge„genwart dreyer Zeugen und des P. Priors von „Fontainebleau zu dem Geſtändniß derſelben „gebracht hatte. Dieſe wiſſen, daß er ſelbſt ſagte: „Ich habe den Tod tauſendmal verdient, „und daß ich ihm die Sakramente, welche er zu em-

„pfangen im Stande war, vor dem Tode reichen „ließ".

Die Schläge, die sie einem ihrer Diener gegeben haben sollte, und die man ebenfalls als einen Einwurf brauchte, könnten, meint Christine, kein Ausschliessungsgrund seyn: „Denn", sagt sie, „wenn „das genug ist, um die Leute auszuschliessen, so denke „ich die Polen werden nie einen König finden". So viel Mühe sie sich übrigens gegeben hatte, ihren Zweck zu erreichen, so ruhig blieb sie, als ihre Wünsche fehlschlugen — wohl mochte auch das viel beytragen, weil keiner ihrer Mitwerber den Thron bestieg, sondern die verschiedenen Partheyen sich vereinigten, jeden Fremden auszuschliessen und einen ihrer eigenen Piasten auf den Thron zu setzen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß sie in einem Brief an ihren Agenten Hacki ihm aufträgt sich nach dem Geburtsort des neuen Königs von Polen und der Polhöhe desselben zu erkundigen. Vermuthlich in der Absicht, um diesem Fürsten seinen Horoscop stellen zu lassen.

Der Hof Clemens IX. war sehr glänzend und mithin geschickt die Königin für ihren mißlungenen Plan auf Polen durch Vergnügungen nach ihrem Geschmack schadlos zu halten. Indessen vergaß sie über diesen Vergnügungen die ernsthaftern Beschäfftigungen nicht, und fuhr immer fort sich über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. Unter den Gelehrten in Rom, mit denen sie umgieng, war einer der vorzüg-

lichsten der Erzbischof Angelo della Noce. Christine schätzte ihn wegen seiner tiefen Kenntniß in den schönen Wissenschaften und unterstützte ihn, um seinem Stande gemäß leben zu können. Einst da sie erfuhr, daß er Geld bedürfte, schickte sie ihm zweyhundert Dukaten mit folgendem Billet: „Ich schicke „Ihnen 200 Dukaten, die weder Ihren Verdiensten „noch meinem Wunsch genüge leisten; aber Sie sind „durch meine Beschämung gerächet — sagen Sie „keinem Menschen davon, wenn sie die Königin nicht „tödlich beleidigen wollen". Auch mit auswärtigen Gelehrten setzte Christine ihre Verbindung fort. Sie schrieb einen verbindlichen Brief an Otto Guerike den Jüngern über die Verdienste seines Vaters, dessen Versuche über die Luftpumpe er ihr zugeschickt hatte.

Auf den Reichstag 1672, welcher zusammenberufen wurde, den König Karl XI. für majorenn zu erklären, hatte Christine den Marquis Delmonte nach Schweden geschickt. Seiner Instruction gemäß sollte er vorzüglich darauf dringen, daß die Verordnungen des letzten Reichstages in Ansehung der Königin bestätiget und in Erfüllung gebracht würden: für die Summe von 1500000 Thaler baares Geld oder sichere Anweisungen wollte sie alle ihre Güter und Domänen der Krone Schweden überlassen, und bey der Schwierigkeit, eine so grosse Summe aufzubringen, dafür das Fürstenthum Bremen als Pfand annehmen, mit dem Vorbehalt, es unumschränkt

zu beherrschen bis ihre Anforderung getilgt wäre. In den geheimen Artikeln seiner Verhaltungsbefehle empfiehlt ihm Christine besonders die möglichste Sorgfalt um Freunde und Feinde für ihr Interesse zu gewinnen. „Und da", sagt sie, „Eigennutz heutzutag „das herrschende Gestirn Schwedens ist, so muß „man sich dessen bedienen, und zu diesem Endzweck „alles versprechen, Pensionen, Güter, Gnadenbezeu„gungen, was nur die Herzen gewinnen kann, das „alles muß man freygebig versprechen, und mit „der Zeit wird man davon halten, was „man kann".

„Sie sind in einem Land", schrieb sie an den Marquis, nachdem er ihr seine Ankunft in Schweden gemeldet hatte, „wo man nichts glauben darf, als „was man mit Händen greift. Hüten Sie sich vor „dem Trinken, lieben können Sie so viel Sie wollen; „aber trinken Sie nicht, wenn Ihnen etwas an mei„ner Gnade liegt". Später schreibt sie ihm nach Stockholm: „Was die Handschuhe und die wohl„riechenden Wasser betrifft, welche ich der Königin „Mutter von Rom hätte zum Geschenk schicken sollen, „so müssen Sie wissen, daß ich es gethan hätte, wenn „ich nicht besorgte, man würde sagen, es seye nur „geschehen, um sie zu vergiften, wie man dort spricht. „Aber Ihnen die Wahrheit zu gestehen, ich habe we„nig Lust, Geschenke zu machen, weil ich wahrnehme, „daß eine Menge solcher Galanterien für mich ohne „allen Nutzen waren, und mich dünkt, es habe das

„Ansehen einer Niederträchtigkeit; zu geschweigen „daß, wenn man eine Person beschenkt, man alle be„schenken sollte und zu allen reichen meine Kräfte „nicht hin. Am Ende gewinnt man die nicht immer, „welchen man Geschenke macht, und alle die nichts „bekommen, finden sich beleidiget".

Durch eben diesen Abgeordneten bey dem schwedischen Hofe gab sich Christine alle Mühe, das Ansuchen des Pabsts um Hülfe für die Republik Polen gegen die Türken nachdrücklich zu unterstützen. Wenn diese Kreaturen, bemerkt sie in ihrem frommen Eifer, etwa nicht mit dem Pabst in Unterhandlungen tretten wollten, so solle er Maasregeln nehmen diesen durchaus keiner Unhöflichkeit auszusetzen, und ihnen begreiflich machen, daß der Pabst, auch blos als weltlicher Fürst betrachtet, ein so schönes und mächtiges Land besitze: „daß eine Spanne seines Gebiets mehr werth seye, als das ganze Schwedische Reich". Ehe aber noch etwas über diese Sache beschlossen wurde, rief Christine ihren Abgeordneten, der ihre persönlichen Angelegenheiten zu ihrer Zufriedenheit beendigt hatte, zurück. Wenn der geheime Zweck jener Unterhandlungen mehr der gewesen war, Schweden von einer befürchteten Allianz mit Frankreich abzuhalten, als wirkliche Furcht vor den Fortschritten der Türken, so wurde auch dieser Zweck verfehlt; denn man vermochte den noch sehr jungen König Karl XI., sobald er die Regierung übernommen hatte, zu Gunsten Frankreichs an dem in Europa ausgebro-

chenen Krieg Antheil zu nehmen. Da dieser Krieg, wie man leicht vorausſehen konnte, für Schweden unglücklich ausfiel und Christine für ihre Einkünfte mit Recht besorgt war, so schickte sie deßwegen den Grafen von Wassenau nach Schweden. Der Cardinal Azzolini und der Marquis von Delmonte, eifersüchtig auf seinen grossen Credit bey der Königin, hatten ihn durch diese Gesandtschaft zu entfernen gesucht, und benutzten nun seine Abwesenheit, ihn um ihre Gewogenheit zu bringen. Ihre üble Stimmung äusserte sich schon in der Antwort (*) auf den ersten Brief, worin er ihr seine Ankunft in Hamburg berichtete. „Ihre Langsamkeit ist mir so ärgerlich, daß ich Mühe habe, es Ihnen auszudrükken. Mein Feuer und ihr Phlegma passen schlecht „zusammen". Er hätte die Reise ungesäumt fortsetzen und seine weitere Verhaltungsbefehle in Stokholm erwarten sollen. „Auch mit Ihrer Schreibart", fährt sie fort, „bin ich schlecht zufrieden. „Ihre Briefe sind trocken und geben mir wenig „Licht in meinen Angelegenheiten. Wenn man einen „so wichtigen Auftrag hat, wie der Ihrige ist, so „muß man deutlicher und bestimmter sprechen: Wollen Sie, daß ich mit Ihnen zufrieden seyn soll, so „ändern Sie Ihren Styl, zeigen sie mehr Wärme „in den Geschäfften, verlieren Sie keine Zeit u. s. w. „Ich sehe überall schreckliche Langsamkeit und schöne

(*) 14. Juli 1674.

„Versprechungen, aber schlechten Erfolg; das macht „mir viel Verdruß und Unruhe. Ich schickte Sie nach „Schweden, um dem allem abzuhelfen, aber statt „dessen dünkt mich, Sie verbinden Phlegma mit „Phlegma, und damit machen Sie mir schlecht den „Hof. Bessern Sie sich also, in dieser Erwartung „wünsche ich, daß Gott Sie erhalte".

Ihre Ermahnung hatte nichts gefruchtet oder ihre Laune sich nicht gebessert. „Ihre Briefe", schreibt sie später an den armen Grafen, „sind voll von einer „Sorglosigkeit und Gefühllosigkeit, die mich in Ver„zweiflung setzt. Wenn Sie glauben mit einem König „Casimir zu thun zu haben, so irren Sie sich sehr. „Ich bin nicht von dieser Art, sondern von ganz an„derm Schlag". Und unter dem ersten September 1674. „Der Brief, den ich bey Ihrer Ankunft in „Stokholm von Ihnen erhielt, befremdet mich „nicht mehr. Ich fange an, mich an Ihren Styl „zu gewöhnen und einzusehen, daß Sie zu gar nichts „taugen. Ich schäme mich, mich in der guten Mey„nung, die ich von Ihnen hegte, betrogen zu haben. „Ich gestehe Ihnen, wenn ich geglaubt hätte, so fade „Briefe von Ihnen zu erhalten, ich würde mich wohl „gehütet haben, Sie, wie ich es that, in der wich„tigsten Angelegenheit meines Lebens zu gebrauchen. „Sie verweisen mich auf die nächste Post, und ver„sprechen Wunder; aber ich fange an, Sie zu gut „zu kennen, als daß ich Ihnen glaubte, und ich bin „vest überzeugt, daß Sie nichts taugliches thun wer-

„den. — Strengen Sie sich an, mir zu zeigen, daß „ich mich in der schlimmen Meynung irre, die ich „von Ihnen habe". Noch empfindlicher sind ihre Vorwürfe in dem nächsten Brief. (8. September.) „Sie müßten sich zu Tode schämen, wenn Sie im „Stande wären, die Briefe zu überlegen, die Sie „mir schreiben; aber ich sehe klar, daß Sie unfähig „sind, Ihre Fehler zu erkennen und zu verbessern, „und Sie müssen nothwendig eines Glücks müde „seyn, dessen Sie sich so unwürdig machen. Bilden „Sie sich etwa darauf was ein, daß ich Sie für mei„nen Verwandten von linker Hand erkannt habe? (*) „Elender, Sie irren sich sehr. Sie müssen wissen, „daß Könige kein Geblüt haben, und daß ich mit „dem meinigen freygebig genug bin, um es mir ohne „die mindeste Mühe abzuzapfen, wenn ich überzeugt „bin, daß es schlecht ist. Denken Sie also an sich selbst, „und ändern Sie Ihr Betragen, wenn Sie nicht „Willens sind, sich ganz zu Grunde zu richten". Hierauf lobt die Königin ihren Agenten Texeira und befiehlt dem Grafen, ihm pünktlich Folge zu leisten, und nichts ohne seinen Beyfall zu thun. „Vorzüg„lich", fährt sie dann fort, „vorzüglich müssen Sie „wissen, daß, wenn Sie die Reise nach Gothland „unternehmen, um Ihren Hof zu machen, es am

---

(*) Der Graf war ein natürlicher Sohn des polnischen Königs Uladislaf, und von dieser Seite mit Christinen verwandt.

„Besten für Sie ist, sich auf dieser Reise zu ersäufen;
„denn es wäre wahrhaftig Ihr Glück, nie von der-
„selben zurückzukommen. Ihr erster Brief von Stock-
„holm ließ mich hoffen, der zweyte würde voll An-
„zeige von Neuigkeiten ꝛc. seyn. Ich empfange ihn, und
„er ist noch fader als der erste, und bezieht sich statt
„alles andern Trostes auf diesen, der mich von der
„Lage meiner Sachen gehörig unterrichtet haben
„würde. In der That ich bin vortrefflich unterrichtet,
„und vortrefflich bedient! In allen Ihren Briefen
„ist nicht ein Körnchen Menschenverstand. Ich weiß
„Sie nicht zu entschuldigen, als wenn ich mir vor-
„stelle, Sie hätten, seit Sie mich verliessen, den
„Verstand verlohren. Ich erwarte Ihre Briefe mit
„Grauen, und ich bin unwillig auf mich selbst, wegen
„aller der Gunstbezeugungen, die ich Ihnen erwiesen
„habe; vorzüglich werde ich mir nie den groben Feh-
„ler verzeihen, den ich dadurch begieng, daß ich Sie
„zu etwas brauchbar glaubte. Indessen bin ich noch
„so töhricht, Ihnen so viele Briefe zu schreiben, in
„der Hoffnung Sie aus Ihrer Schlafsucht zu wecken,
„und zu Aenderung Ihrer Methode zu bewegen. Aber
„was ist zu machen? Ich bin nun einmal zu meinem
„Unglück so weit, und muß für meinen Fehler hart
„genug büssen. Bis itzt setzte ich einen Werth darauf,
„die Menschen zu kennen, und mich in meiner Wahl
„nie zu irren; aber Sie haben mir über diese Eitelkeit
„die Augen geöffnet, und ich bin, Gott sey Dank,
„von ihr geheilt; denn ich habe mich in Ihnen so

„gröblich betrogen, daß ich mich dessen mein Leben-
„lang schämen werde. Sie sind kein Sohn des Königs
„Uladislas, Sie müssen nothwendig der Sohn des
„Königs Casimir seyn; wenigstens sind Sie eben
„so dumm als er. Adieu".

Nachher, als Christine die Intriguen derer, welche sie gegen den Grafen einzunehmen suchten, einsahe, und man ihr denselben auch von Stockholm aus als einen rechtschaffenen Mann geschildert hatte, der nichts versäume, um seinem Auftrag genüge zu leisten, und daß nur der Krieg ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege, nahm sie mildere Gesinnungen gegen ihn an. „Ich bin itzt ziemlich zufrieden
„mit Ihnen", schreibt sie ihm den 17. Nov. 1674,
„und mein Zorn ist ganz besänftiget, weil Sie zum
„Theil Ihre Schuldigkeit gethan haben. Fahren Sie
„fort Texeira zufrieden zu stellen, wie Sie es bis
„itzt gethan haben, und seyen Sie nicht so albern sich
„zu erstechen. Leben Sie, um mir zu dienen, mir zu
„gehorchen, und geben Sie mir genaue Rechenschaft
„von allem".

„N. S. Um mich ganz zu befriedigen, brauchen
„Sie nur alles zu thun, was Ihnen Texeira sagen
„wird; denn sobald er zufrieden ist, werde ich es
„auch seyn, und mich dünkt er ist es itzt".

Christine hatte den unglücklichen Erfolg des Krieges immer vorausgesagt, und diejenigen, welche Schweden darin verwickelten, in den stärksten Ausdrücken getadelt. „Man hatte Recht", schreibt sie in

Dieser Rücksicht an Texeira, „den schwedischen Senat „roth zu kleiden, denn sie sollten über das, was ge„schehen ist, erröthen. Ach, welch ein Ersaz ist dieser „Purpur für die verlornen Provinzen! Wer mitem„pfindet, muß über alle diese Dinge lachen und „weinen".

„Der Verlust den Schweden leidet", sagt sie in einem andern Brief (6. Nov.) „ist mir nicht um „meines Privatintereſſe willen empfindlich. Denn „durch Gottes Gnade ist mein Herz stark genug, sich „deswegen nicht zu bekümmern. Aber das betrübt „mich, ein Reich so elend zu Grunde gerichtet zu „sehen, für dessen Ruhm und Glück ich mich so sehr „zerarbeitete, und für dessen Erhaltung ich tausend„mal mein Blut würde vergossen haben. Doch Gott „wollte es so. Sein heiliger Wille geschehe! Ge„duld! — Ich lache der schönen Worte, die sie (die „Franzosen) den Schweden geben, welche man „im Stich lassen wird. Aber sie wollen es nicht besser; „wer sich auf Frankreich verläßt, verdient ver„rathen zu werden".

Das französische Ministerium, dem Christine bey jeder Gelegenheit das Unglück Schwedens Schuld gab, ließ, um sich zu rächen, die Memoiren aus den Papieren des Sieur Chanüt drucken, worüber die Königin sehr aufgebracht war. Sie schreibt in Beziehung auf diese oder vielleicht noch auf frühere Schmähschriften, welche in Frankreich gegen sie erschienen waren, an Bourdelot: „Ich bin es

„meiner Ehre schuldig, die Sache zu ahnden. Aber „ich thue es ohne Verdruß und ohne Unruhe. Unser „Zeitalter tröstet mich; man verschont heut zu Tage „niemand, und die Verläumdung hängt sich gewöhn„lich an die größten Verdienste an. Ich für meine „Person, seit Langem der Mißgunst und dem Be„truge ausgesetzt, habe mich an die Undankbarkeit „der Menschen gewöhnt. Mein Trost ist, daß mir „mein Gewissen nichts vorwirft. Schweden, Rom „und alle andern Orte, wo ich mein Leben zugebracht „habe, werden mir wenigstens nach meinem Tode „das Zeugniß geben, daß jene Verläumdungen falsch „waren".

„Mich verläumden", sagt sie mit Bezug auf jene Memoiren in einem spätern Brief an ebendenselben, „mich verläumden, heißt die Sonne antasten, da „ein wenig gesunde Philosophie mich so weit über „alles das erhebt, daß Sie die Leute versichern kön„nen, ich seye von allen Seiten unverwundbar. Wir „werden sehen, ob die Beförderer dieser Armseligkei„ten eben so unverwundbar sind, wie ich, wenn man „sie einst auf Proben stellt, die sie nicht erwarten. „Indessen möchte ich wohl wissen, und Sie werden „mir einen Dienst erweisen, wenn Sie entdecken „können, womit ich es um die Leute verdient habe, „daß sie sich gegen mich bis zu einer solchen Unbillig„keit vergassen, deren ich mich selbst für sie schäme. „Ich glaube doch denen, welche so erbittert gegen „mich sind, mehr als einen wesentlichen Dienst gelei-

„ stet zu haben. In der That ich bemitleide sie, daß „ sie die Kunst sich zu rächen, so schlecht verstehen. „ Hat man etwas auf dem Herzen, warum sucht man „ sich nicht gegen einander zu erklären? Ich meines „ Theils, welche Beleidigungen ich auch empfangen „ hätte, möchte mich nicht auf meine eigenen Unko- „ sten rächen, und ich glaube, sich so rächen, heisse „ an sich selbst Rache üben. Indessen verzeihe ich die „ Wuth, die man gegen mich beweiset, von ganzem „ Herzen. Ich kann, ich will niemand zwingen, mein „ Freund zu seyn, und ich begehre nichts weiter, als „ daß man wisse, daß ich von Allem, was geschiehet, „ unterrichtet bin; daß mir die geheimsten Cabalen, „ die man gegen mich schmiedet, nicht unbekannt blei- „ ben, und daß ich bey allem dem nichts fürchte und „ alles verachte".

Während des Conclave, in welchem Pabst Innocenz XI. erwählt wurde, schrieb Christine dem Nuntius in Wien sowohl über die bevorstehende Wahl als über ihre eigenen Angelegenheiten einen weitläufigen Brief, aus welchem ich nur dasjenige aushebe, was sie persönlich charakterisiert. „Ich habe „(sagt sie) wenige Diener, und diese haben und kön- „nen keine andere Absichten und kein anderes Interesse „am Herzen haben, als das meinige; und obschon „sie nicht sonderlich unterrichtet sind, so wissen sie „doch so viel, daß sie mir gehorchen, und mir allein „und keiner andern Person dienen müssen. Wissen „Sie, daß in meinem Hause, wo ich allen, die mir

„angehören, diesen Grundsatz eingeprägt habe, nicht „einer ist, der nicht überzeugt wäre, wenn er anders „handelte, so würde es ihm das Leben oder seine „Stelle kosten; und das Beyspiel einiger, welche „meinen Absichten entgegen handelten, hat alle be„lehrt, daß ich dabey nicht viele Umstände mache. — „Als ich noch in meinem Königreich lebte, hatte ich „eine Menge Räthe und Minister, die ich alle zu Ra„the zog und ihre Meynungen anhörte: aber die Be„schlüsse faßte ich aus mir selbst nach meiner Weise, „sowohl bey grossen als geringen Gegenständen; ich „foderte von meinen Dienern und Ministern nichts „anders als einen blinden Gehorsam, und so führ„ten sie meine Verordnungen ohne Widerrede aus. „Ich war allein unumschränkte Gebieterin, ich wollte „es seyn und wußte es, durch Gottes Gnade, zu seyn. „Der Kayser, Schweden und die ganze Welt „weiß das. Freylich habe ich itzt meinen Stand aber „nicht meine Gesinnungen geändert; nnd ich thue ge„genwärtig im Kleinen, was ich damals im Grossen „that. Ich versichere Sie, daß keiner unter meinen „Dienern und Ministern ist oder seyn wird, der die „Kühnheit hätte einen Schritt ohne meinen Befehl „und ohne mein Wissen zu thun".

Christine war Willens gewesen den Marquis Delmonte als ihren Gesandten auf den Friedenskongreß nach Nimwegen zu schicken. In der Instruction, die sie ihm mitgeben wollte und die vom 17ten April 1677 datiert ist, befiehlt sie ihm: „Kei-

nen

nen Paß für seine Person von jemand zu fodern, sondern mit ihrem eigenen dahin zu gehen, weil sie die Freundin aller seye. Er solle keinem Gesandten den Rang lassen, als dem päbstlichen Nuntius und, wenn es die übrigen gleichfalls thäten, dem kayserlichen. Er solle nicht gestatten, daß man ihr weder schriftlich noch mündlich den Titel *Serenissima* gebe; sondern sie entweder Augusta oder nur gerade zu die Königin Christine nennen, dieses seye mehr als alle Titel in der Welt. Wenn er von ihr spreche, soll er sie nur ganz kurz die Königin nennen; spreche er von andern Potentaten, so solle er sagen: der König von Frankreich, der König von Spanien. Auch soll er sich hüten bey Nennung der Königin weder schriftlich noch mündlich den Titel Clementissima beyzufügen und solche deutsche Pedantereyen wie die Pest vermeiden. Im Lateinischen soll er sagen: *Regina Christina* sonst aber nur, die Königin". Aber weil die Königin sich nicht der Kränkung aussetzen wollte, ihrem Gesandten vielleicht seine Rechte streitig gemacht zu sehen; so änderte sie ihren Plan und schickte nur ihren Sekretair Cederkranz nach Nimwegen. Die Unterhandlungen fielen nicht nach Christinens Wunsch aus, und sie muß sich darüber gegen den französischen Hof ziemlich stark ausgedrückt haben, weil selbst ihr Sekretair Santini die Sache gefährlich fand. „Sie haben Recht", antwortete sie ihm auf seine geäusserten Besorgnisse, „aber Geduld!

„wenn mich der König von Frankreich mit glei-
„cher Münze bezahlt. Es wird doch immer der Un-
„terschied seyn, daß ich wenigstens das, was ich ihm
„schreibe, selbst aufgesetzt habe; Er für sich ist nicht
„im Stande, das zu thun".

Die Tapferkeit Karls XI. durch die er in weni-
ger als einem Jahr drey Schlachten gegen die Dä-
nen gewann, änderte die Lage der Dinge zu Gunsten
Schwedens. Und sobald der Friede wieder herge-
stellt war, ließ es der schwedische Hof eine sei-
ner ersten Sorgen seyn, die Königin zu befriedigen.
Man übermachte ihr monatlich eine gewisse Summe,
und erhöhete dieselbe verhältnißmässig, je nachdem
die vom Kriege erschöpften Provinzen sich nach und
nach erholten, und so sahe sich Christine in den
Stand gesetzt, wieder wie sonst einen glänzenden
Hofstaat zu halten.

Unter der Regierung Innocenz XI. machten
die molinistischen Streitigkeiten in Rom grosses
Aufsehen. Man beschuldigte die Königin eine An-
hängerin des Molinos zu seyn, weil sie ihn in dem
Gefängniß immer aus ihrer Küche mit dem Noth-
wendigen versorgte. In einem Brief über diese An-
gelegenheit an den Erzbischof von Palermo nennt
sie Molinos einen Heiligen. „Obschon", setzt
sie hinzu, „ich nicht an Heilige glaube, welche
„essen".

Auf Ansuchen des Pabsts bewies sich Christine
Anfangs geneigt das Vorrecht der Quartierfreyheit,

welches sie mit allen Gesandten gemeinschaftlich besaß, aufzugeben, behielt sich aber, als der französische Gesandte seine Einwilligung versagte, auch ihre Ansprüche vor. Nicht lange nachher ließ sie einen Menschen, den die Sbirren mißhandelten und mit Gewalt von der Thür ihrer Remise, wo er sich fest angeklammert hielt, wegschleppen wollten, durch einen Kapitain und einen ihrer Bedienten den Händen derselben entreissen. Das Gericht der Schatzkammer foderte beyde zur Verantwortung. Christine schrieb dem Schatzmeister folgendes Billet: „Sich und Ihren Herrn entehren, heißt dermalen in Ihrem Tribunal Gerechtigkeit üben. Ich bemitleide Sie itzt „schon, werde es aber noch mehr thun, wenn Sie „einmal Kardinal sind. Indessen gebe ich Ihnen mein „Wort, daß diejenigen, welche Sie zum Tode verurtheilt haben, so Gott will noch einige Zeit leben „werden: und daß, wenn sie etwa eines andern als „natürlichen Todes stürben, sie nicht allein sterben „werden. Aus dem Pallast 24. Jul. 1687".

Der Pabst, so empfindlich er über diese Behandlung seines Ministers war, begnügte sich zu sagen: *è Donna*, sie ist ein Weib; worüber Christine mehr aufgebracht wurde als durch die Aufhebung der Pension, welche ihr die apostolische Kammer seit Langem hatte auszahlen lassen: denn dieses Mittel, statt sie zu dehmüthigen, gab ihr vielmehr einen neuen Triumph über ihn. „Ich kann Sie versichern", schrieb sie auf der Stelle an den Kardinal Azzolini, der

ihr diesen Entschluß des Pabsts bekannt machte, „daß „Sie mir die angenehmste Neuigkeit von der Welt „mitgetheilt haben; ich beschwöre Sie um Ihrer „selbst willen, mir so viel Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen. Gott, der mein Innerstes kennt, weiß, „daß ich Ihnen keine Unwahrheit sage. Die 12000 „Thaler, die mir der Pabst gab, waren der einzige „Flecken meines Lebens, und ich empfieng sie von der „Hand Gottes, als die größte Kränkung, durch die „er meinen Stolz dehmüthigen konnte. Ich sehe „wohl, daß er mich wieder seines Wohlgefallens ge„würdiget hat, da er mir die besondere Gnade erzeiget, „sie mir auf eine für mich so rühmliche Weise zu ent„ziehen. Gott hat mich bey diesem Anlaß für das We„nige belohnt, was mich seine Kraft für ihn zu thun „in den Stand setzte. Gern thue ich auf jede andere „Belohnung in dieser Welt Verzicht. Diese mir von „Gott erwiesene Wohlthat ist mehr werth als tau„send Königreiche und ich bitte ihn mich vor der Ei„telkeit zu bewahren, zu welcher mich eine so schöne „Gelegenheit reitzen könnte. Das Einzige, was ich „bedaure, ist, daß man mir nicht 100000 Thaler zu „nehmen hatte: das wäre eine eines Pabstes würdige „Unterstützung für den Kayser, und ich hätte ein „wenig mehr Verdienst, mich darüber zu freuen. „Mir nimmt der Pabst nichts, er beraubt aber viele „Leute, die dessen mehr bedürfen als ich. Ich bitte „Sie, dem Kardinal Cibo und dem Pabst in mei„nem Namen für die Gnade zu danken, die er mir

„dadurch bewiesen hat, daß er mich dieser Verpflich-
„tung entlediget. Ich war allein, als ich Ihr Billet
„erhielt. Ich hätte in demselben Augenblick ge-
„wünscht, daß die ganze Welt die Freude meines
„Herzens hätte sehen können, womit es mich erfüllte;
„aber Gott weiß es, das ist genug. Beten Sie für
„mich, daß er mich vor der Einbildung bewahre,
„welche mir die Gesinnungen, die er mir gab, ein-
„flössen könnten. Ich unterstehe mich zu sagen, daß
„sie seiner würdig sind, und daß er mir heute eine
„Gnade bewiesen hat, die eine der ausgezeichnetsten
„ist, mit denen er bisher mein Leben so reichlich
„segnete".

Hiemit noch nicht zufrieden, ließ sie dem Cardinal Cibo, Staatssekretair des Pabsts, durch den Grafen D'Alibert folgende Erklärung thun: „Ihre Majestät die Königin, meine Gebieterin, hat mir befohlen Ihro Eminenz die grosse Freude zu bezeugen, mit welcher sie durch den Cardinal Azzolini den von S. Heiligkeit unserm Herrn gefaßten Entschluß vernommen hat, daß die Unterstützung von 12000 Thalern, welche er Seiner Majestät jährlich gäbe, sollte eingezogen werden. Die Königin erklärt sich S. Heiligkeit für diese Gnade auf ewig und so nachdrücklich verpflichtet, daß es ihr an Ausdrücken des Danks dafür fehlt; und sie bittet Eure Eminenz unserm Herrn in ihrem Namen dafür zu danken, und erklärt hiemit, daß sie ihm für diese Gnade mehr verpflichtet sey, als für irgend eine auf der Welt,

indem sie dieselbe für die einzige dieses Pontifikats halte, die aber alle, welche sie je empfangen hätte, übertreffe, und viel grösser sey, als Seine Heiligkeit und Eure Eminenz es sich vorstellen können".

In Beziehung auf den damaligen, weitaussehenden Zwist zwischen dem französischen Hof und dem Pabst, schreibt Christine an Bremont, ihren Agenten in den Niederlanden: „Es wird in Rom nächstens „sonderbare Neuigkeiten geben, und ich glaube, wir „sind auf dem Punkt die Geheimnisse entziffert, und „die Comödie sich bald entwikeln zu sehen; aber ich bin „auch überzeugt, daß dieses auf eine für beyde Partheyen wenig rühmliche Weise geschehen wird. Was „mich betrifft, die ich hier am Fenster und, obwohl „der Willkühr zweyer mächtigen Partheyen ausgesetzt, „ruhige Zuschauerin dessen, was vorgeht, bin, ich „fürchte, und gebe Ihnen mein Wort, daß ich, welche Wendung auch die Sachen nehmen mögen, mich „ruhmvoll und im Triumph aus einer so kritischen „Lage ziehen werde. Ich sehe zum voraus, daß man „sich auf meine Unkosten vertragen, und daß ich „vielleicht das Opfer dieser Vereinigung seyn werde, „da sie sich schon über die Aufopferungen und die „Schlachtopfer selbst verstanden haben, aber trifft „das Loos mich, so werden ehe man damit zu Stande „kommt, manche Dinge vorfallen, die man nicht „erwartet. Wie dem seye, was auch geschehe, und „was Ihnen auch meine Verläumder sagen mögen,

„so seyn Sie versichert, daß ich umkommen, oder „mit göttlicher Hülfe über meine Feinde triumphie„ren werde; und wenn ein Ueberrest von Achtung „für den heiligen Stuhl bis itzt meiner Rache Auf„schub gebot, so könnte eben diese Achtung mich „zwingen, Entschlüsse zu fassen, die man nicht erwar„tet, und die alle Jahrhunderte in Erstaunen und „Verwunderung setzen würden (*). Es ist schwer „über das, was vorgehet, ein richtiges Urtheil zu„fällen. Aber man kann immer ohne Verwegenheit „voraussetzen, daß man hier nichts thun wird, das „etwas taugt, und wenn sich nicht Wunder ereignen, „so werden Sie diese Vorherverkündigung in kurzer „Zeit nur gar zu gut erfüllet sehen". (Febr. 1688.)

Ungefähr um die gleiche Zeit schrieb die Königin an Olivekranz: „Ich bin hier in Rom wie ehe„mals Cäsar unter den Händen der Seeräuber, „nach seinem Beyspiel bedrohe ich sie, und sie fürch„ten mich. Ein Pröbchen davon werden Sie an „dem Vergleich gesehen haben, welchen der König „von Frankreich mit mir machen wollte, ohne

---

(*) Worin die Plane bestanden, von denen Christine hier in einem so hohen Tone spricht, ist wohl itzt schwer auszumachen; eben weil sie von der Ausführung derselben abstand. Soviel ist gewiß, daß sie Willens war, hundert Offiziere nach Rom kommen zu lassen, die sie von dem Churfürsten von Brandenburg verlangte, und daß sie dieses Vorhaben aufgab, weil der französische Hof sich mit ihr auszusöhnen suchte.

„daß ich dabey den geringsten zuvorkommenden „Schritt that, und ich versichere Sie, daß ich mich „ruhmvoll und triumphirend aus der Sache ziehen „werde". Und in einem Brief an Delmonte heißt es: „Hier stehen die Sachen noch auf dem gleichen „Fuß. Die Franzosen sind in Rom stärker als wir, „obschon nicht bewaffnet. Der Pabst ist verhaß„ter als irgend jemand, und was noch schlimmer „ist, von allen verachtet. Er hat endlich Englands „Vermittlung angenommen, von der er Anfangs „nichts hören wollte". Als Innocenz gerade in diesem Zeitpunkt den siamschen Gesandten ein mit Edelsteinen besetztes Bild verehrt hatte, sagte Christine darüber: „Der Pabst beweiset den Königen „Indiens und ihren Gesandten Höflichkeiten, um „sich desto schlechter gegen die in Europa zu betragen". Noch stärker äusserte sie sich über die päbstliche Regierung gegen Bürnet, der sie auf seiner Reise durch Italien besucht hatte. „Die Kirche", sagte sie zu ihm, „muß nothwendig von dem H. Geist regiert wer„den; denn seit ich in Rom bin, sahe ich vier Päbste „und ich schwöre Ihnen, daß keiner von ihnen gesun„den Menschenverstand hatte. Ich kann bezeugen, „daß sie dem Buchstaben nach die ersten und letzten „der Menschen waren".

In ihren letzten Jahren scheint Christine mit wichtigen Projekten, Schweden betreffend, umgegangen zu seyn. „Lassen Sie keinen Menschen etwas „von Ihrem Vorhaben merken, (schreibt sie an Del-

„monte) fassen Sie Muth. Unsere Plane werden „alle gelingen. Ich weiß wohl, daß alle Grossen des „Reichs für mich seyn werden, da der König sich „ihnen gar zu verhaßt gemacht hat. Aber halten „Sie die Sache geheim". Wollte man auch diese Stelle für untergeschoben erklären, so sind dafür andere, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln ist, und die ähnliche Aeusserungen enthalten. So heißt es in einem andern Brief an Ebendenselben: „Sagen „Sie dem General-Gouverneur, daß ich in zwölf „Tagen in Hamburg seyn kann, (versteht sich's im „Sommer, denn im Winter brauchte ich mehr Zeit) „sobald meine Gegenwart dort nothwendig seyn „wird. Aber um Kleinigkeiten oder um Schimären „willen möchte ich mich nicht von der Stelle bewegen. „Er wird mich verstehen. Ich gestehe Ihnen, der „bloße Gedanke Rom zu verlassen, durchschneidet „mir das Herz, aber wo es darum zu thun ist, mei„nem Vaterlande und meinem Königreiche Dienste „zu leisten, so werde ich immer bereit seyn, ihnen „tausend Leben aufzuopfern. Es bedürfte nichts wei„ter, als daß ich es wüßte".

Und in einem spätern Brief schreibt sie ihm: — „Wenn sie Ihnen sagen, daß ich das Reich nicht „andern geben könne (*), da ich einmal der Krone

---

(*) Christinens Absicht gieng also, wie es scheint nicht dahin, sich selbst wieder auf den Thron zu setzen. Obschon auf der andern Seite der kleine Umstand be-

„entsagt hätte, so verlangen Sie zu wissen, wer an„ders als ich dem König dieses Recht gegeben habe; „ich, die ihn meiner Macht gemäß fähig machte, „gewählt zu werden, ohne daß er ein anderes Recht „hatte als einzig meinen entschiedenen und unerschüt„terlichen Willen..... Seyn Sie versichert, wenn „auch nicht alles gelingt, wie Sie und ich es wün„schen, so werde ich Ihnen die Gerechtigkeit wieder„fahren lassen, daß die Schuld nicht auf Ihrer „Seite ist. Es liegt mir nichts daran. Auch behalte „ich gewissermassen gern immer offnen Krieg mit „Schweden. Ich hoffe den König einst noch seine „Undankbarkeit und seine Ungerechtigkeit bereuen zu „machen; und Sie müssen wissen, daß ich das nicht „in die Luft hinein rede". Nachdem, wie es scheint, ihr Plan mißlungen war, sagt sie in einem Brief an Olivekranz: „Alles ist für mich in Schwe„den verloren, wo man nichts als meinen Tod „wünscht und erwartet, aber man könnte sich irren. „Ich weiß, daß ich sterben muß, aber ehe ich von „der menschlichen Gesellschaft Abschied nehme, dürf„ten vielleicht Dinge geschehen, die man nicht denkt".

Der Churfürst von Brandenburg, durch Olivekranz dazu aufgefodert, benutzte die Streitigkeiten der Königin mit dem Pabst und ihr Misvergnügen über

---

merkenswerth ist, daß sie sich in diesen und einigen andern Briefen gegen ihre sonstige Gewohnheit „die Königin", oder „Ihre Königin", unterzeichnet.

Schweden, ihr einen sichern und angenehmen Aufenthalt in seinen Staaten anzubieten. Christinenahm dieses sehr gut auf, und da indessen der Churfürst starb, so wurden die Unterhandlungen mit seinem Sohn Friedrich III. fortgesetzt, von ihr aber mit Fleiß, um Zeit zu gewinnen, in die Länge gezogen. Friedrich, vielleicht um die Königin unter einem so scheinbaren Vorwand von Rom wegzuziehen, und die Unterhandlungen glücklich zu beendigen, lud sie ein dem Leichenbegängniß des Churfürsten beyzuwohnen. Sie schrieb aber hierüber an Texeira: „Die Zeit erlaubte mir wohl zu dem Trauerfest in „Brandenburg zu gehen, wenn ich wollte; aber „ich, die wenig Gemeinschaft mit Todten hat, werde „sicher die Einladung nicht annehmen und sage wie „der, welcher zum Duel mit einem spanischen Ca„valier herausgefodert wurde: *Por tal cosas muy „de mi gusto non mi levanto tantemprano*, ich „liebe meine Bequemlichkeit viel zu sehr, um mich deß„wegen von der Stelle zu bemühen". Wahrscheinlich war übrigens Christinens Plan, ihren Aufenthalt irgendwo in Deutschland zu nehmen, und sie soll deßwegen dem Churfürsten von Brandenburg vorgeschlagen haben, ihn gegen den lebenslänglichen Genuß der Einkünfte von Magdeburg und Halberstadt zu ihrem Universalerben einzusetzen; aber ihr unerwarteter Tod machte allen diesen Projekten ein Ende.

Schon im Hornung und März des Jahrs 1689 war

Christine sehr krank, und man bemerkte eine Geschwulst an ihr, die man für ein Symptom der Wassersucht hielt; diese verließ sie wieder, aber bald darauf wurde sie von einem Rothlauf befallen, der mit einem bösartigen Fieber verbunden war. Ihre gute Natur machte, daß sie sich auch diesmal und gegen ihre eigene Erwartung wieder erholte. „Die Stärke „meines Temperaments", schreibt sie den 20. März 1689 an Olivekranz, „hat eine Krankheit besiegt, „die im Stand gewesen wäre zwanzig Herkulesse „zu tödten; aber ich setze voraus, die göttliche Gnade „seye es, welche mein Temperament so ausserordentlich gestärkt hat, daß die Aerzte sich darüber höchlich „verwundern..... Die Sache, worüber der brandenburgische Gesandte mit dem Marquis sprach, ist „eine alte Geschichte, die schon lange zur Zufriedenheit beyder Partheyen beendiget ist. In solchen „Fällen muß man nichts antworten als: Die Königin weiß, was sie thut und was sie zu „thun hat".

Ihre Wiederherstellung verursachte in Rom allgemeine Freude, nicht nur weil sie dort sehr geliebt war, sondern auch wegen ihres grossen Aufwandes, der vielen Menschen Nahrung verschaffte. Sie unterhielt daselbst ein Jahr ins andere vierhundert Personen, ohne die Freygebigkeiten, welche sie Gelehrten und andern Leuten erwies. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Noch am zweyten April fühlte sie sich stark genug einen Brief an Olivekranz zu schrei-

den. „Ich kann Ihnen", sagt sie in diesem ihrem wahrscheinlich letzten Brief, „nichts auf ihre Briefe „antworten, als daß ich alle Ihre Gedanken billige; „ich bin voll Ungeduld, Sie zu sehen, und erwarte Sie „wie die Juden ihren Messias. Ich habe Ihnen hun„dert Sachen zu sagen, die sich nicht schreiben lassen, „und ich hoffe, Sie sollen eben so zufrieden mit mir „seyn, als ich es mit Ihnen bin. Indessen geht es „mit meiner Genesung vorwärts obwohl nur lang„sam wegen der unfreundlichen Jahrszeit, aber bey „Ihrer Ankunft werden Sie mich, hoffe ich, wieder „völlig gesund finden. Adieu". Diese Hoffnung blieb unerfüllt, es stellte sich kurz nachher wieder ein bösartiges Fieber ein, das sie in's Grab legte. Der Rückfall ließ Christinen das Ende ihres Lebens ahnden, und sie sahe den Tod mit einer Unerschrokenheit nähern, die der Tochter des grossen Gustavs geziemte. Sie war früh darauf bedacht, ihre Gewissensangelegenheiten in Ordnung zu bringen; sie ließ sich bey dem Pabst über zu lebhafte Ausdrücke, die ihr gegen ihn entfallen seyn könnten, entschuldigen und ihm ihre Bedienten empfehlen; sie unterzeichnete das Testament, welches ihr der Cardinal Azzolini überreichte, (der bey Abfassung desselben nur auf seinen eigenen Nutzen gesehen hatte, obschon er sie glauben machte, es seye für ihr Haus sehr vortheilhaft) und entschlief sanft, unter den Zusprüchen des Großvikars der Carmeliter, eines Böhmen, den 19. April 1689. Nach ihrer Verordnung sollte nur ein einfa-

cher Stein auf ihr Grab gesetzt werden, mit der Inschrift:

D. O. M.

Vixit Christina annos LXIII.

---

Ich füge diesem Abriß der Lebensgeschichte einer durch ihre Fehler wie durch ihre Tugenden merkwürdigen Person noch einige andere Stellen aus ihren Briefen bey, welche zur weitern Beleuchtung ihres Charakters dienen können.

Bey Anlaß eines sich in Schweden verbreitenden Gerüchtes von ihrem Tode, schrieb die Königin an den Generalgouverneur ihrer dortigen Domainen unter dem 25ten Februar 1682: „Die Nachricht von „meinem Tode befremdet mich nicht. Es giebt so „viele Leute, die ihn wünschen, daß ich ihnen gern „zuweilen die Freude gönne, sich mit dieser Hoffnung zu schmeicheln: Er wird erfolgen, wenn es „Gott gefällt; bis itzt aber bin ich noch nicht stark „genug in der Gnade, um es zu hoffen. Ich bin „völlig so gesund und bey Kräften wie je in meinem „Leben; nichts destoweniger könnte ich doch sterben, „obschon wahrscheinlich viele Leute vor mir sterben „werden, die nicht daran denken. Ich versichre Sie, „daß ich den Tod mit vieler Ruhe erwarte, und daß „ich ihn weder fürchte noch wünsche; aber eben so „versichre ich Sie auch, daß ich nie an dem Uebel „sterben werde, wovon man in Schweden spricht,

„und daß weder Furcht noch Eigennutz mir (wie
„man ausgestreut hat) das Leben rauben werden.
„Man muß die Königin Christine wenig kennen,
„um sie einer solchen Niederträchtigkeit der Seele fä-
„hig zu halten. Zu welcher Zeit es Gott gefallen
„möge, mein Leben zu enden, so wird man (das
„versichre ich Sie) von meinem Absterben in Schwe-
„den authentische Berichte erhalten, und man wird
„die Freude haben, es auf eine Art zu erfahren, die
„keinen Zweifel übrig lassen wird. Ich habe hier
„viele Freunde und Diener, die bey diesem Anlaß,
„wie bey jedem andern, ihre Schuldigkeit thun
„werden. Glauben Sie nichts, bis man Ihnen mei-
„nen Tod auf die angezeigte Weise bekannt macht,
„und seyen Sie überzeugt, daß ich unsterblich seyn
„werde, wenn nur Furcht oder Eigennutz mir den
„Tod bringen können".

„N. S. Ich sehe wohl, daß man mich in Schwe-
„den ganz vergessen hat, da man so unwürdige Din-
„ge von mir denken kann; indessen tröste ich mich
„darüber, weil ich weiß, daß es unvermeidlich ist,
„Abwesende zu vergessen. Ich werde sterben, wenn
„es Gott gefällt, aber auf eine meiner würdige Art,
„und wann auch mein Tod kommen möge, so wird
„er, so Gott will, nie mein Leben Lügen strafen".

Ueber ihre Gesundheitsumstände schreibt Chri-
stine an Bourdelot, der ehmals in Schwe-
den ihr Arzt gewesen war, und dem sie ihrer Mey-
nung nach die Rettung ihres Lebens zu verdanken

hatte: „Schon lange befolge ich ungefähr Ihre Me-
„thode, ich purgiere zweymal des Jahrs und lasse
„fast alle Monate zu Ader. Nie trinke ich Wein, esse
„nie etwas Gewürztes, und nähre mich nur von
„kühlenden Sachen; bey allem dem zieht mir das feu-
„rige Temperament, das mir angeboren ist, von
„Zeit zu Zeit hitzige und heftige Krankheiten zu, aus
„denen ich mich bisher durch starkes Aderlassen glük-
„lich gezogen habe, und dieses ist mir so gut gelun-
„gen, daß ich mich allemal auf der Stelle wieder
„hergestellt fand. Die Aerzte dieses Landes sind dar-
„über erstaunt, und der meinige, obschon ein sehr
„geschickter Mann in seiner Kunst, hatte Mühe sich
„daran zu gewöhnen. Er möchte mich gern Wein
„trinken machen, aber das wird ihm nie gelingen,
„und ich habe ihn dahin gebracht, diesen Vorsatz
„aufzugeben, weil er selbst einsahe, daß er Unrecht
„hätte. So ungefähr benehme ich mich in Ansehung
„der Sorgfalt für meine Gesundheit, und das ist
„die Methode, durch welche ich sie mit Gottes Gnade
„bisher in einem vollkommenen Zustand erhielt: sie
„wird fortdauern so lang es Gott gefällt, und ich
„versichre Sie, daß ich weder den Tod fürchte, noch
„das Leben hasse".

Madam Scudery hatte ihr Portrait verlangt. „Wissen Sie", schreibt ihr Christine bey dieser Gelegenheit, „daß ich mich, seit Sie mich sahen, „gar nicht verschönert habe. Ich besitze alle meine gu-
„ten und schlimmen Eigenschaften noch so ganz und

„in -

„in dem gleichen Grade wie sonst. Ich bin auch, „was die Schmeicheley immerhin sage, noch eben „so unzufrieden mit meiner Person, als jemals. We„der Glück noch grosse Staaten noch Schätze, benei„de ich denen, die sie besitzen; aber durch Verdienste „und Tugend möchte ich mich gern über alle Sterb„lichen erheben, und darin liegt die Quelle meiner „Unzufriedenheit mit mir selbst. Uebrigens geniesse „ich einer vollkommenen Gesundheit, welche, so „lange es Gott gefällt, fortdauern wird. Ich habe „einen natürlichen, sehr starken Widerwillen gegen „das Alter, und ich weiß nicht, wie ich mich werde „daran gewöhnen können. Wäre mir zwischen ihm „und dem Tod die Wahl gelassen worden, ich würde, „glaube ich, ohne Bedenken den letztern gewählt „haben. Da wir aber dabey nicht zu Rathe ge„zogen werden, so habe ich mir angewöhnt gern „zu leben. Auch macht mir der herannähernde Tod, „der zu seiner Zeit nie ausbleibt, keine Unruhe. Ich „erwarte ihn ohne Sehnsucht und ohne Furcht". (30. September 1687.)

Dem jungen Marquis Delmonte, den sie nach Schweden geschickt hatte, schrieb Christine über den schnellen Tod seines Vaters einen schönen Brief, der von einem gefühlvollen Herzen zeugt. Nachdem sie dem Sohn ihre Rührung und Theilnahme bey diesem unerwarteten Verlust auf eine unzweydeutige Weise zu erkennen gegeben hat, fährt sie fort: — „Diesen Morgen um 15 Uhr ist er krank geworden

„und beym Untergang der Sonne ist er tod. Was „sind wir? Asche, Staub, Nichts. Gott er„zeige uns die Barmherzigkeit in seiner göttlichen „Gnade zu leben; alles Uebrige ist Eitelkeit. Es „thut mir leid, daß Sie keine Messe hören können; „aber man findet Gott überall; er allein ist allge„nugsam, und alles andere, so gut es sonst seyn mag, „ist nichts ohne ihn. Erinnern Sie sich, daß wir „alle wie Schatten verschwinden werden. Das Le„ben ist nichts als ein Traum, es vergehet und ent„fleucht wie ein Blitz. Wir gehen alle der Ewigkeit „entgegen. Gott verleihe nach seiner Barmherzig„keit, daß sie glücklich und herrlich für uns seyn „möge".

Wenn die Königin gegen Schmeicheleyen nicht immer unempfindlich blieb, so bewies sie doch in manchen Fällen, daß sie dieselben für das nahm, was sie wirklich waren. Einem ihrer Correspondenten in Frankreich antwortete sie bey einem solchen Anlaß: „Ihr Herren Gelehrte seyd so gewohnt Leu„ten meiner Art Weihrauch zu streuen, daß man „Euch nicht hindern kann, solchen selbst denen aus„zutheilen, welche sonst nicht von Rauch leben und „Sie haben mir für lange Zeit genug zukommen „lassen. Ich verzeihe es Ihnen, weil ich Ihre Ab„sicht kenne". Und in einem andern Brief, nachdem sie ihm ebenfalls seine Schmeicheleyen verwiesen hatte: — „Sie sind sehr glücklich, daß Sie noch „jung sind; ich wollte, ich wäre es auch, damit ich

„die Hoffnung nähren könnte noch etwas zu werden.
„Aber wenn man fünfzig Jahre hinter sich hat, ohne
„zu etwas zu taugen, kann man da noch je zu irgend
„etwas brauchbar werden? Wäre das möglich, so
„würde ich mich bemühen, das noch zu werden, wo-
„für Sie mich nach Ihrer Versicherung halten. Es
„thut mir leid, daß ich mir den Weihrauch, den
„man ehemals meinem Stande streute, so wenig zu
„Nutzen machte; denn ich glaube die Schmeicheley,
„welche das Gift der Fürsten ist, würde ihr bestes
„Gegengift seyn, wenn sie das Geheimniß wüßten,
„es gehörig zu brauchen; aber für mich ist es zu
„spät und Sie müssen ihrer Freunde schonen, welche
„nicht mehr im Stande sind daraus Nutzen zu
„ziehen".

Ueber die grosse Revolution in England, die Christine der Anhänglichkeit Jakobs II. an die katholische Religion zuschrieb, drückt sie sich in einem Brief an Bremont auf folgende Art aus: — „Die Angelegenheiten Englands sind in einer Lage, die „ich schon lange vorausgesehen habe. Gott kann „Wunder thun, daran ist kein Zweifel, aber er ist „nicht immer geneigt, sie zu thun, und er hat seine „Gründe dazu. Ich wünsche, daß er für die gute „Sache thue, was das Beßte für seine Ehre und „den Ruhm des braven Königs ist, der keinen an-„dern Fehler hat, als seinen zu grossen Eifer; aber „ich erwarte in Zukunft wenig gute Nachrichten aus „jenem Land. Ich fürchte die Armee nicht weniger

„als das Parlament. Gott gebe, daß ich mich irre,
„aber ich hoffe nichts gutes mehr; die Jesuiten und
„die grauen, weissen oder schwarzen Mönche taugen,
„wenn sie regieren, zu nichts als alles zu Grund zu
„richten; ihr einziges Geschäft ist zu beten, jeden an-
„dern Beruf, in den sie sich mischen, verderben sie".

Von ihrem richtigen Blick auf den Gang der politischen Ereignisse in England zeugen folgende Stellen aus ein Paar andern Briefen an Ebendenselben:

„Es befremdet mich wahr zu nehmen, daß man da,
„wo Sie sind, so schlecht von den Angelegenheiten
„Englands unterrichtet ist und daß Ihr ganzes
„Raisonnement über diese Sache auf eine Unrich-
„tigkeit hinausläuft. Wir wissen hier viel besser, was
„vorgehet, und so viel Mühe sich auch die Franzosen
„geben, uns die Wahrheit zu verbergen, so wissen
„wir doch recht gut, daß die Sachen des Königs in
„einem sehr traurigen Zustand sind, da der Prinz
„von Oranien mit Beyfall aufgenommen wird
„und triumphiert. Was die Kriegserklärung Frank-
„reichs gegen die vereinigten Niederlande betrifft, so
„wird sie das Unglück Englands nicht aufhalten.
„Der Prinz wird sich dort so fest setzen, daß es schwer
„seyn dürfte, ihm die Beute abzujagen. Gewiß ist,
„daß Frankreich allein aus dieser schrecklichen Revo-
„lution, von der eine sonderbare Veränderung in
„der Welt zu erwarten ist, Nutzen ziehen und indessen
„mit Erfolg an seinen grossen Entwürfen arbeiten
„wird; und welchen Ausgang die Sache nehmen

möge, so wird Frankreich es benutzen. Der Prinz „wird mit Ruhm gekrönt, die katholische Religion „in England verlohren und jener brave König des „Mitleidens würdig seyn. Das ist alles, was ich da„von weiß".

An Ebendenselben 5. Februar 1689. „Ist es mög„lich, daß Sie die Rückkehr des Prinzen von Ora„nien nach Holland hoffen können? Ich glaube „er hat sich itzt in England so fest gesetzt, daß er „dort sein Lebenlang im Frieden regieren, und es nie „wieder verlassen wird. Er wird sich sogar dort „zum furchtbarsten Monarchen in Europa machen, „und vielen Leuten zu thun geben, die für itzt keine „Ahndung von dem Ungewitter haben, das sie bedro„het. Das ist meine Ueberzeugung. Sie wissen, „daß ich schon lange eine schlechte Meynung von den „Angelegenheiten des Königs von England hatte; „indessen gestehe ich, daß die Umstände seines Un„glücks mich in das größte Erstaunen setzten, und „der Verlust von drey schönen und grossen Reichen, „so wichtig er ist, scheint mir das kleinste Unglück „dieses armen Fürsten zu seyn; ich bin auch fest „überzeugt, daß er nur entkommen ist, weil der Prinz „ihm das Leben erhalten wollte, um sich ein Verbre„chen zu ersparen".

Ein Schriftsteller von Christinens Bekanntschaft hatte ziemlich nachtheilig über Augustin geurtheilt. Sie verwies ihm dieses. „Man hat mir gesagt, „(schrieb sie) daß Sie in einigen Ihrer Werke wenig

„Achtung für St. Augustin bezeugen; das stimmt „nicht mit dem überein, was ich Sie von diesem gros„sen Manne sagen hörte. Ich hatte gestern Lust, Ih„nen darüber Vorwürfe zu machen, aber es fehlte „mir an Zeit, mich gegen Sie zu erklären. Recht„fertigen Sie sich, denn über dieses Kapitel haben „Sie keine Schonung von mir zu hoffen. Sie wer„den mir sagen, ich seye in Ansehung der Bücher des „St. Augustin wie jene irrenden Ritter, welche „für unbekannte Damen kämpften. Ich gestehe das „unverholen! aber was ich von den Werken dieses „unvergleichlichen Mannes gesehen habe, ist genug „um mir Bewunderung für das Uebrige einzuflössen, „das ich vielleicht nie sehen werde".

Christine war, wie wir bereits an verschiedenen Beyspielen sahen, eine sehr eifrige Katholikin. Ihr Eifer gieng so weit, daß sie sogar in einem Briefe an Bourdelot, nach der Versicherung in Rom gebe es keine Jansenisten, und wenn es ja deren gebe, so seyen es Thoren und Leute ohne Namen, hinzusetzt: „Ich meines Theils folge blindlings den Meynungen „der römischen Kirche, und glaube ohne Vorbe„halt alles, was ihr Haupt befiehlt". Aber so auffallend dergleichen Aeusserungen seyn müssen, so war sie doch weit entfernt, ihre Religion durch unwürdige Mittel ausbreiten zu wollen. Sie erklärte laut und nachdrücklich ihren Unwillen über die Behandlung der Protestanten in Frankreich. „Ich weiß nicht", sagt sie in einem ihrer Briefe darüber, „ich weiß

„nicht, ob man in Frankreich daran arbeitet die „Ketzer zu Katholiken oder die Katholiken zu Ketzern „zu machen".

Nach der Befreyung von Wien durch Johann Sobiesky und seinem Sieg über die Türken, unter dessen wichtigste Folgen Christine die zählt, daß dadurch die Welt von dem französischen Uebel geheilt worden sey, schreibt sie unter andern an Terlon der sie immer bereden wollte, daß das vorgebliche Einverständniß zwischen den Türken und dem französischen Hof auf einem völlig grundlosen Gerücht beruhe: — „Ich wünsche, daß die Sache „Gottes überall triumphiere, wie sie bey Wien tri„umphiert hat. Man weiß auch sehr wohl, daß der „König, Ihr Herr, nur Gott von seinen Handlun„gen Rechenschaft zu geben hat. Doch hat er dieses „Vorrecht nicht allein; es ist uns allen gemeinschaft„lich, denen Gott die Gnade erzeigt hat, sie als Kö„nige geboren werden zu lassen. Indessen ist doch „diese Rechenschaft fürchterlich und wir kommen dar„um nicht leichter durch. Man kann die Menschen „auf tausenderley Arten täuschen, aber Gott täuscht „man nie, man kann ihm nichts vorgeben, und das „Gewissen schmeichelt und täuscht niemand".

Christinens Brief an Ebendenselben, über die gewaltsamen Mittel die Hugenotten zu bekehren, ist zu merkwürdig als daß ich mir ein Bedenken machen dürfte, ihn seiner Länge ungeachtet hier ganz mitzutheilen. Er ist vom 2ten Februar 1686.

„Da Sie meine Gesinnungen über die vorgebliche „Ausrottung der Ketzerey in Frankreich wissen „wollen, so bin ich sehr erfreut, sie Ihnen über eine „so wichtige Sache zu eröffnen. Ich bin dafür be„kannt, niemand zu fürchten und niemanden zu schmei„cheln, und will Ihnen also freymüthig gestehen, „daß ich nicht sonderlich an den Erfolg dieses grossen „Unternehmens glaube, und daß ich mich darüber „nicht als über eine unserer heiligen Religion sehr „vortheilhafte Sache freuen kann; im Gegentheil sehe „ich viele Nachtheile voraus, welche ein so ungewohn„tes Verfahren überall nach sich ziehen wird. Sind „Sie wohl im Ernst von der Aufrichtigkeit dieser „Neubekehrten überzeugt? Ich wünsche, daß sie „Gott und ihrem König von Herzen gehorchen; aber „ich fürchte ihre Hartnäckigkeit, und möchte nicht „alle die Entheiligungen verantworten, welche jene „Katholiken begehen werden, und wozu Missionaire „sie zwingen, die unsere heiligen Mysterien gar zu „cavalierisch behandeln. Soldaten sind sonderbare „Apostel; sie taugen besser zu töden, zu schänden, „zu rauben, als zu überzeugen; auch sagen uns Nach„richten, die nicht zu bezweifeln sind, daß sie sich „bey dieser Sendung ganz ihrer Manier gemäß be„nehmen. Ich bemitleide die Menschen, die man „ihrer Willkühr überläßt. Ich beklage so viele zu „Grund gerichtete Familien, so viele an den Bettel„stab gebrachte, rechtschaffene Leute; und ich kann „das, was itzt in Frankreich geschieht, nicht ohne

„Mitleiden betrachten. Ich beklage jene Unglückli-
„chen, daß sie im Irrthume geboren wurden, aber
„mich dünkt, sie verdienen deßwegen mehr Mitleiden
„als Haß; und so wie ich um der Herrschaft der gan-
„zen Welt willen nicht an ihren Irrthümern Theil
„nehmen möchte, so möchte ich auch nicht Ursache ih-
„res Unglücks seyn. Ich sehe itzt Frankreich als
„einen Kranken an, dem man Arme und Beine ab-
„schneidet, um ihn von einem Uebel zu heilen, wel-
„ches ein wenig Geduld und Schonung völlig würde
„gehoben haben; ich fürchte aber sehr, das Uebel
„werde sich verschlimmern und zuletzt unheilbar wer-
„den; das unter der Asche verborgene Feuer werde
„sich einst heftiger als je wieder entzünden und die
„versteckte Ketzerey alsdann um so gefährlicher seyn.
„Nichts ist lobenswürdiger als das Vorhaben Ketzer
„und Ungläubige zu bekehren, aber die Art, wie
„man sich dabey benimmt ist sehr neu; und da unser
„Herr sich nicht dieser Methode bedient hat, um die
„Welt zu bekehren, so muß sie wohl nicht die beste
„seyn. Ich wundre mich und fasse diesen Eifer und
„diese Politik nicht, die über meine Begriffe gehen,
„und ich freue mich, sie nicht zu fassen". Nun sucht die Königin zu zeigen, daß es gar nicht die rechte Zeit sey, die Hugenotten bekehren zu wollen, da die Streitigkeiten der gallikanischen Kirche mit dem Pabst vielmehr dazu dienten, sie in ihren Grundsätzen und in ihrer Widersetzlichkeit zu bestärken. „Das In-
„teresse der römischen Kirche", fährt sie hierauf fort,

„ist mir gewiß so lieb als mein Leben; aber eben die„ses Intresse macht, daß ich mit Schmerzen sehe, „was vorgehet, und ich gestehe Ihnen auch, daß mir „Frankreich lieb genug ist, um die Verheerung „eines so schönen Reichs zu beklagen. Ich wünsche „von ganzem Herzen, daß ich mich in meinen Muth„massungen irre und daß alles zur grössern Ehre „Gottes und des Königs, Ihres Herrn, ausschlage; „ich bin sogar versichert, daß Sie nicht an der Auf„richtigkeit meiner Wünsche zweifeln werden".

Daß damals selbst an dem römischen Hofe ähnliche Gesinnungen herrschten, erhellet aus einem andern Briefe bey Anlaß der öffentlichen Bekanntmachung des vorigen, über welches Christine eben kein Mißfallen bezeuget. „Ich bereue nicht (sagt sie) ihn ge„schrieben zu haben; denn ich scheue niemand, und „ich bitte Gott von Herzen, daß dieser falsche Tri„umph der Kirche ihr nicht einst wahre Thränen koste. „Doch muß man zur Ehre Roms wissen, daß alle „Leute von Geist und Verdiensten, die sich hier be„finden, und von einem ächten Eifer beseelt sind, „so wenig als ich, sich in dieser Sache von Frank„reich irre führen lassen, und daß sie, so wie ich, „alles mit Mitleiden betrachten, was in einer Welt „geschieht, wo man den Zuschauern so viel Stoff zu „weinen und zu lachen giebt. Unser einzige Trost ist, „Gott werde seine Kirche nicht verlassen und allem „diesem Unglück, das grösser ist, als man denkt, ein „glorreiches Ende machen. Aber man muß Gott und

„die unerforschlichen Wege seiner Vorsehung in allem „verehren, was geschiehet". (18. May 1686.) Ueber den gleichen Gegenstand schrieb die Königin an ihren Minister im Haag Herrn Bremond: „Sie müssen „wissen, daß das unbegreifliche Uebergewicht Frank„reichs, welches jene Freudenfeuer (*) ange„zündet hat, Seine Heiligkeit nicht hinderte, mei„nem Brief die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen; aber Seine Heiligkeit hat ein zu starkes „Interesse, Frankreich zu schonen, und da der „Schein für dasselbe ist, so fodert die neumodische „Politik, daß man denen, die man auf ihr Wort „hin fürchtet, statt des verweigerten Weihrauchs, „wenigstens Rauch gebe. Ich selbst, die ich in der „ganzen Welt ausser Gott nichts fürchte noch scheue, „und die sich's herausnimmt die Götzen der Zeit cava„lierischer zu behandeln, habe es wie andere gemacht; „denn Sie wissen, daß man so ziemlich auf römische „Art leben muß, wenn man in Rom ist". Und in einem spätern Brief an ihn — „Man soll wissen, „daß ich glücklich und mit meinem Loos zufrieden, „eine ruhige Zuschauerin alles dessen abgab, was ge„schehen ist, und daß ich mich auf eine edle Weise an „dem Schauspiel, welches mir die Welt giebt, er„götze. Indessen wenn mich die Geigen einmal nach „einer meiner würdigen Musick zum Tanz einladen,

---

(*) Die in Rom wegen der vorgeblichen Ausrottung der Ketzerey in Frankreich abgebrannt wurden.

„so werde ich springen, wie sich's gehört. Wie die „Sachen itzt gehen, fürchte ich nicht und hoffe nicht, „daß dieses geschehe; und ich sehe wohl, daß ich al„lein beneidenswerth bin, da ich die einzige Person „in Europa seyn werde, welche ihr Knie nicht vor „dem goldenen Kalbe unsers Zeitalters (*) beugte".

Terlon hatte, vermuthlich auf Auftrag seines Hofes, Christinen auf andere Gedanken über jene Gegenstände zu bringen gesucht. Sie antwortete ihm — „Man hat Ihnen vergebliche Mühe verur„sacht, da man sich Ihrer bedient, mich zu Aende„rung meiner Sprache und meiner Gesinnungen zu „bewegen; hätte man Sie auch beredter als Cicero „gemacht, so würde man seinen Zweck doch nicht „erreichen. Ob diese Sprache und diese Gesinnun„gen Ihrem Hofe und Ihrer Clerisey mißfallen oder „nicht, daran liegt mir wenig, man wird mich „nicht hindern, die Wahrheit zu sagen, und ich be„wundere die Mühe, die man sich giebt, die Dra„goner-Missionaire zu rechtfertigen. Vielleicht „hätte man mich beredet, wenn ich diese Generation „weniger kennte: aber wenn man mir auch ihre Red„lichkeit beschwören würde, so vermag ich's nicht „über mich, sie zu glauben. Indessen beredet man „mich nicht, so belustiget man mich doch. Man „irrt sich sogar sehr, wenn man den Zeitungen die „Begriffe Schuld giebt, welche ich von dem gegen-

(*) Frankreich.

„wärtigen Zustande Frankreichs habe. Man sollte „wissen, daß ich gedruckte und geschriebene Sachen „nur lese, um selten zu glauben, was sie enthalten. „Aber man hat Unrecht sich darüber zu beklagen: „die Zeitungsschreiber sind viel zu gut bezahlt, als „daß sie nicht alles schrieben, was Frankreich ge„fällt. Weißt man nicht, daß es Regimenter von „Lobrednern, wie Regimenter von Grenadieren giebt? „Da die Welt so voll Thoren und Memmen ist, so „verrichtet diese Gattung von Truppen überall Wun„der zu seinen Gunsten, in einem Jahrhundert, wo „man so geneigt ist, alles zu glauben. — Was die „Unfehlbarkeit des Königs, Ihres Herrn, betrifft, „so wird man mir doch nicht zumuthen daran zu „glauben, da Salomo, der nicht nur der Weiseste „unter den Königen, sondern auch der Weiseste unter „den Menschen war, hundert Thorheiten begieng. — „Es befremdet mich nicht zu sehen, daß die Verwe„genheit derer, in deren Namen Sie schreiben, sie „so weit verleitet, mir sogar den Vorwurf zu machen, „als ob ich dem Eigensinn der Ketzer schmeichle, und „ich werde mich wegen einer so lächerlichen Beschul„digung nur durch Verachtung rächen. Ich biete „jedem, wer er auch seye, Troz, meinem Brief ei„nen so verkehrten Sinn zu geben. Ich wage sogar „zu behaupten, daß er, wenn es Gott gefällt, mehr „wahre Bekehrungen bewirken wird, als Eitelkeit, „Eigennutz und Grausamkeit falsche bewirkt ha„ben. Die Zeit wird uns alles aufklären, und den

„ falschen Ruhm zugleich mit den falschen Tugenden „ verschwinden machen, sie wird der Wahrheit und „ Tugend überall einen so auffallenden Triumph ver„ schaffen, daß sich die ganze Welt darüber verwun„ dern wird".

---

Ich schliesse diesen Abschnitt mit dem, wie mich dünkt, sehr wohl getroffenen Portrait Christinens von Bielefeld, welches Arkenholz (*) aus dem französischen Merkur entlehnt hat. — „Schon Christinens Jugend verkündigte die Superiorität ihres Geistes und die Grösse ihrer Seele: Tausend Talente wurden mit ihr geboren und beynahe eben so viele Schwachheiten. Ein gewisses Merkmal von Enthusiasmus, welcher das Siegel des Heldenmuths zu seyn scheint, zeigte sich frühe in ihrem ganzen Benehmen und selbst in ihren Reden. Für die größten Prinzessinnen ist die Toilette eine Beschäftigung; Putz ein Vergnügen und Schminke oft ein Bedürfniß. Christine wußte nicht liebenswürdig zu seyn, verschmähte es zu seyn oder wollte es nur nach ihrer Weise seyn. Oeffentlich spielte sie immer die Rolle eines Mannes".

„Cäsar vergoß bey dem Anblick eines Gemäldes von Alexander Thränen, in denen sich der Held lebhaft mahlte. Alles, was die menschliche Natur

---

(*) Tom. IV. Anhang XLIX.

über sich selbst erheben kann, riß Christinen zur Bewunderung hin. Ihre Seele strebte immer nach dem Grossen, aber ihre starker Eindrücke zu empfänglicher Einbildungskraft ließ sie zuweilen den Schein der Grösse für Grösse selbst nehmen. In allem ausserordentlich wollte sie nur durch grosse Handlungen glänzen und verschmähte nicht genug sich in kleinen auszuzeichnen. Gelehrte, welche zuweilen den Verstand schmücken und ihn noch öfter verderben, hatten vielleicht in ihrer Jugend zu viel Einfluß auf ihren Geschmack und auf ihre Denkart. Sie liebte die Wissenschaften leidenschaftlich, und legte sich auf dieselben mit einem Erfolg, auf den ihr Rang keinen Einfluß hatte; sie wollte alles kennen, alles ergründen".

„Unermüdlich in der Arbeit, emsig in Geschäften führte sie ihre Entwürfe mit mehr Festigkeit als Klugheit aus; unfähig einen gefaßten Entschluß zurückzunehmen, wollte sie nur durch sich selbst regieren. Welch Vergnügen für ein junges Frauenzimmer durch die Stärke ihres Genies in einem aus Greisen bestehenden Rath zu herrschen, welcher mit aller Weisheit der Erfahrung alle Anmassung derselben verband. In ihrem Sinne war Weichlichkeit ein Laster und Feigheit ein Verbrechen. Mit dem lebhaftesten Geschmack an Vergnügungen scheuete sie die Ehe, weil sie immer befürchtete, darin solche zu finden, die sie von irgend jemand abhängig machten. Selbst auf dem Thron kannte sie die Freundschaft und ihr Her-

war der Zärtlichkeit nicht unfähig; aber alle ihre Leidenschaften waren der Liebe zum Ruhm untergeordnet. Diese Leidenschaft, welche grosse Seelen immer auf das Bessere, oft aber auf das Aeusserste führt, ist der Punkt, um den sich ihr ganzes Leben drehte".

„Sie stieg aus Ueberdruß von dem Thron, sagen die einen; aus Politik, sagen einige andere; aus Liebe zur Ausgelassenheit, wenn man Ausgelassenen glauben soll. Ich meines Theils glaube, Begierde eine in ihrer Art einzige Handlung zu thun, war die mächtigste Triebfeder ihrer Abdankung. Alexander hätte die ganze Welt erobern wollen, Christine hatte den Wunsch die Herrschaft über dieselbe ablegen zu können. Nachdem sie Europa dieses überraschende Schauspiel gegeben, gab sie ihm ein in der That weniger auffallendes, aber eben so ausserordentliches, als das erste, dadurch daß sie den Glauben ihrer Väter abschwur. Sie durchreisete fremde Länder eben so sehr aus Coketterie als aus Neugierde. In Schweden von den Gesetzen abhängig, kannte sie keines mehr, sobald sie keine Macht mehr besaß, selbst Gesetze zu geben. Monaldeschi wurde weniger ihrer Ehre aufgeopfert als der Schwierigkeit der Rache und vielleicht dem Vergnügen, die größte Handlung der Gewalt in dem Pallaste eines Fürsten auszuüben, der auf sein Ansehen am eifersüchtigsten war. Ueberall dachte, handelte sie als Königin; sie konnte nicht leiden, wenn man ihre Person weniger ehrte, als ihre Würde und glaubte nicht, daß Gewalt

nö-

nöthig sey, um ihr Gehorsam zu verschaffen. Unfälle, welche sonst so sehr den Stolz der Menschen beugen, vermehrten den ihrigen: sie litt sie mit eben so viel Gleichgültigkeit als sie Verachtung für Grösse hatte. Der Fürst, welcher den Vortheil ihrer Abdankung genoß, gab ihr Ursache, sie zu bereuen, aber diese Reue mußte man nur errathen".

„Es ist in ihrem Charakter ein Contrast und Züge, die sich unmöglich vereinigen lassen, wie in den Charaktern der meisten Helden. Grosse Leute sind keine Götter, sondern nur grosse Leute".

# Zweyter Abschnitt.

## Leben der Königin Christine, von ihr selbst.

### An Gott (*).

Kap. 1. Es wäre schändlicher Undank von mir, wenn ich die Musse, welche du, Herr, mir verliehen hast, nicht zu deinem Preis anwendete. Was du bist und was ich bin, verpflichtet mich dazu. Du bist alles, und ich bin nichts; aber ein Nichts, welches du des Ruhms fähig machtest, dich anzubeten und dich zu besitzen. Durch deine Gnade bin ich unter allen deinen Geschöpfen dasjenige, welches du am meisten begünstiget hast. Alles, was ein Geschöpf in dieser Welt glücklich und geehrt machen kann, hast du in reichem Maasse über mich ausgegossen. Du hast die Kräfte meiner Seele und meines Leibes, Geburt, Vermögen, und Grösse zur Beförderung deines Ruhms und meiner Glückseligkeit gereichen lassen; aber alles, was sich aus einem so bewundernswürdigen Zusammenfluß günstiger Umstände ergiebt, selbst daß du mich als unumschränkte Beherrscherin der tapfersten und berühmtesten Nation in der Welt geboren werden liessest, ist gewiß noch die

(*) Christine schrieb diese ihre, an Gott gerichteten, Bekenntnisse acht Jahre vor ihrem Tode. S. Ark. Mem. III. S. 45. not.

geringste meiner Verpflichtungen gegen dich: Denn nachdem du mir so viel gegeben, liessest du mir auch noch die Ehre zu Theil werden, dir, wie es Pflicht war, mein Vermögen, meine Grösse und meinen Ruhm ohne allen Vorbehalt aufzuopfern, um dir auf eine ehrenvolle Weise zurückzugeben, was du mir geliehen hattest. Und weil ich alles nur durch deine Güte bin, so bin ich dir ehrfurchtsvollen Dank schuldig, daß du mir Kraft gabest, dieses grosse Opfer zu vollbringen. Ich halte mich also für verpflichtet, deine Gnade gegen mich der Nachwelt kund zu thun, und sie der ganzen Erde bekannt zu machen, indem ich die Geschichte eines Lebens schreibe, welches du durch Gutes und Böses, durch Glück und Unglück ausgezeichnet und berühmt gemacht hast.

Erlaube mir, Herr, alle deine Anordnungen über mich zu bewundern. Möge ich immer, wie ich es bin, überzeugt bleiben, daß selbst deine Zulassungen anbetenswürdig seyen, und daß du die Zukunft regieren werdest, wie du das Vergangene regieret hast, zu deinem Ruhm und am Ende zu meiner Glückseligkeit. Denn du weißt es, Herr, daß du mir ein Herz gabest, welches durch nichts befriediget werden kann; daß es mit einer schrecklichen Undankbarkeit alle Gnadenbezeugungen für nichts achtet, mit denen du mich überhäuft hast, da ich die größten derselben mit allen Menschen gemein habe, obschon ich dir noch besondere verdanke, welche eben so unbegreiflich sind: aber wie wunderbar sie immer seyn mögen, sie

befriedigen mich nicht. Nichts kann mich sättigen, nichts mir Genüge leisten als du. Du hast mich so groß gemacht, daß, wenn du mir auch die Herrschaft der ganzen Welt gäbest, sie mich nicht befriedigen würde. Alles andere ausser dir muß ich für nichts achten. Nach der Gnade, mit welcher du mich in diese wunderbare und geheimnißvolle Einsamkeit, wo man nichts suchet und nichts findet als dich allein, hineinführtest, kann die ganze übrige Welt keinen Werth mehr für mich haben.

Laß, o Herr, die Betrachtungen, welche ich über mein verflossenes Leben anstellen will, mich mit Bewunderung gegen dich und mit Beschämung über mich erfüllen; möge alles, was ich sagen werde, der Wahrheit Zeugniß geben, die nichts anderes ist, als du selbst. Leite meine Hand und meine Feder, daß mir nichts entfahre, was dir mißfalle. Verbanne alle eitle Menschengefälligkeit und Selbstsucht aus meinem Herzen. Erleuchte meinen Verstand, damit er deine Gnade und meine Fehler erkenne. Rufe mir in's Gedächtniß zurück, was die Zeit aus demselben ausgelöscht hat, und was nur in dasselbe zurückgerufen werden soll, um dir allein dafür gebührenden Ruhm zu geben. Gieb mir Stärke, wo es nöthig ist, auf meine eigenen Unkosten die Wahrheit zu sagen; und da du mir den Trieb dazu eingeflößt hast, und es haben willst, so verleihe mir die Gnade ein deiner nicht unwürdiges Werk hervorbringen zu können. Du allein weißt, ob ich mich in der Mey-

nung irre, daß dieses Werk weder ein Product meiner Eigenliebe, noch meiner Eitelkeit sey. Vielleicht hätte ich besser gethan, mein Leben der Vergessenheit zu überlassen, welche es um seiner Unbedeutsamkeit willen verdiente. Aber Leute, deren Meinungen ich Achtung schuldig bin, haben mich beredet, daß ich es zur Verherrlichung deines Ruhms bekannt machen müßte. Ich glaubte deine Stimme durch sie zu vernehmen und habe darum die Abneigung von mir selbst zu sprechen, die du mir eingeflößt hast, bey dieser Gelegenheit überwunden. Durch deine Gnade unterstützt, werde ich also von mir selbst sprechen, wie von einer Fremden, die mich auf keine Weise interessiert. Ich scheue die Wahrheit nicht. Nur sich kann man durchaus richtig beurtheilen, und deine Zulassungen haben mich so oft und so stark gedehmüthiget, daß ich mich selbst nur zu gut kenne. Ich schreibe nicht, mich zu rechtfertigen; ich schreibe, um mich vor der ganzen Welt, wie ich es in deinen Augen bin, schuldig zu bekennen, daß ich alle deine Gnaden und Wohlthaten grausam mißbraucht, dir schlecht gedient, und mich aller deiner Güte unwürdig gemacht habe. Ich schreibe, um meinen Abscheu zu bezeugen gegen alles, was dir an mir mißfällig ist; ich schreibe endlich, um dir allein für alles, was ich bin, die Ehre zu geben. Ich überlasse dieses Werk ganz dir, o Herr. Du wirst es so machen, wie es dir gefällt. Meine einzige Sorge soll die seyn, der Wahrheit ein redliches, ächtes Zeugniß zu geben, für alles Uebrige

aber dich sorgen zu lassen. Du weißt, daß heutzutage die Geschichte nichts weiter ist, als eine beständige Lobrede oder eine blutige Satyre auf diejenigen, deren Namen sie führt. Neid, Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen sind immer bereit das unglückliche Verdienst zu zerreissen und herrschenden Fehlern und Lastern zu schmeicheln. Du hast mir noch nicht Stärke genug gegeben, gegen eine solche Ungerechtigkeit so gleichgültig zu seyn, wie ich sollte. Ich fühle hierüber einen Unwillen, den ich nicht zu unterdrücken vermag, und ich will mich dadurch, daß ich dieses Geschäffte einem andern auftrage, weder dem Neid, noch der Schmeicheley aussetzen; sondern nach dem Beyspiel so vieler grossen Männer, denen du die Zuversicht gabest, ohne Eitelkeit und ohne die geringste Verletzung der Wahrheit von sich selbst zu sprechen, deinem Antriebe folgen.

Dir also, Herr, weihe ich in diesem Werk, wie es auch seyn mag, mein vergangenes Leben. Ich weihe es dir, der du mein einziger und herrlicher Ursprung; dir, der du mein ruhmvolles und einziges Ziel bist und ewig seyn wirst. Um deiner selbst willen flehe ich dich an, mir alles Vergangene zu verzeihen. Ich werfe meine Unwissenheit und meine Vergehungen, die allein mein sind, in den tiefen Abgrund deiner Unermeßlichkeit; meine Tugenden und Fähigkeiten, wenn ich deren habe, gehören dir zu. Vernichte selbst alles, was nicht von dir herkommt, und vervollkommne nach deiner Güte dein Werk zum Ruhm

deines Namens. Verschaffe deiner Güte den Sieg über meine Undankbarkeit und meine Schwäche. Schütze mich gegen mich selbst, nachdem du mich gegen alle meine Feinde beschützet hast. Ich verlange nur dich von dir selbst und durch dich selbst. Verweigere dich dieser heissen und unersättlichen Sehnsucht nicht, die du in meinem Herzen entzündet hast und die ich für die größte aller deiner Gnadengaben erkenne. Mache mich durch diese blinde und gänzliche Ergebung, welche dir mit so grossem Rechte gebührt, und die man dir nicht entziehen kann, ohne ewig unglücklich zu seyn, würdig dich zu besitzen. Zerreisse alle meine geheimen Bande, so edel oder unschuldig sie seyn mögen. Mache, daß ich dir allein mein Werk, mein Leben und meinen Tod für Zeit und Ewigkeit völlig überlasse.

Kap. 2. (Nachdem Christine zuerst der Gottheit, sonderbar genug, die Lage, Grösse und ältere Verfassung des schwedischen Reichs hererzählt hat, fährt sie fort: —)

Mit meiner Person endigte sich die Herrschaft der Gustavischen Familie, welche mit Gustav I., meinem Aeltervater, angefangen hatte, und mit dem König Karl Gustav beginnt die Regierung des Pfälzischen Hauses, welches itzt in Schweden herrscht. Denn, obschon einst vor ein Paar hundert Jahren ein König aus dieser Familie, unter dem Namen Christoph von Bayern regierte, so beweiset doch seine Regierung nichts für die Rechte des

itzt herrschenden Hauses, weil Schweden damals ein Wahlreich war. Und der gegenwärtige König Karl hat kein anderes Recht auf den schwedischen Thron, als das, welches ich dem Könige, seinem Vater, und ihm gegeben habe: So daß ausser mir und dem itzt regierenden König Karl kein Mensch in der Welt ist, der einen rechtmässigen Anspruch an dieses Königreich hätte. Doch nehme ich die künftig gebornen Söhne dieses Fürsten aus, welche vermöge der im Jahr 1654 von mir gemachten Schenkung nach uns in den Genuß unserer gemeinschaftlichen Rechte tretten würden. Die Gründe, die mich zu dieser Schenkung bewogen, wird man aus dem Verfolg dieser Geschichte ersehen (*). Ich glaubte meinem Leser diese Erzählung schuldig zu seyn, um ihn über verschiedene gemeine Irrthümer zu belehren, welche sich aus Unkenntniß der schwedischen Angelegenheiten bey ihm hätten einschleichen können. Aber in dem Verfolg meiner Erzählung werde ich ihn besser von der Wahrheit unterrichten, und ihm alle Knoten dieser Geschichte auflösen, so daß ihm kein Zweifel mehr übrig bleiben wird.

Diese Pflanzschule der schwedischen Nationen (**), sage ich, ist es also, aus welcher ehemals jene unzählbare Menge Menschen hervorgieng, die das übrige Eu-

---

(*) Schade, daß Christine ihre Lebensbeschreibung nicht so weit brachte, dieses Versprechen erfüllen zu können.

(**) Schweden, Dänemark und Norwegen.

ropa und einen so grossen Theil von Asien und Afrika überschwemmt haben. Diese tapfere Nation ist es, welcher der traurige und ruhmvolle Vorzug zu Theil ward, das größte und schönste Reich der Welt zu stürzen; welche Rom selbst, die Stadt ohne ihres gleichen, plünderte, und durch ihre barbarische Wuth es zweifelhaft machte, ob diese Königin der Welt wirklich ewig wäre, wie sie sich rühmte. Nichts widerstand diesem reissenden Strom, keine Kraft war vermögend seinen Lauf zu hemmen. Sie unterwarfen zuerst Deutschland, England, Gallien, Spanien ihren siegreichen Waffen, und das schöne Italien selbst trug endlich ihr Joch mit einem grossen Theile von Asien und Afrika. Sie verheerten in kurzer Zeit beynahe die drey Theile der Welt; alles beugte sich unter ihrer Macht. Die beyden Kaiserthümer standen damals unter Fürsten, deren Schwäche die erste Quelle des allgemeinen Unterganges war. So viele Beyspiele haben uns belehrt, daß dieses das Zeichen sey, wodurch du, Herr, es uns kund thust, wenn du entschlossen bist, Staaten und Monarchieen zu Grund gehen zu lassen. Dieß sind die Vorbedeutungen, tausendmal verderblicher als Cometen, welche deine Todesurtheile über Völker und Könige verkündigen. Das unüberwindliche Rom unterlag mehr der Schwäche seiner Fürsten, als der Stärke und Anzahl jener tapfern Nation, die eine Zeitlang beynahe der ganzen Welt Gesetze gab.

Aber du, Herr, der du dem Meere Gränzen setzest; du, der du diese Völker tief aus dem Norden herrufstest, um deine gerechten und schrecklichen Rathschlüsse zu vollführen; du hast auch diese Geisseln der Völker mit allem ihrem Ruhm und aller ihrer Macht, die mit ihnen wie Traumbilder verschwanden, zerstreut; und nach tausend Revolutionen, welche ihnen bald zum Ruhm bald zum Verderben gereichten, endlich diese siegreiche Nation in ihr Schweden eingeschlossen und dieses zu einem sehr mächtigen Reich in Europa gemacht. Hier hat ihre Nachkommenschaft so oft an sich selbst Rache genommen, für die Uebel, welche sie der übrigen Welt zugefügt hatte, und ihre Eingeweide im eigenen Busen zerrissen, bis die glückliche Zeit kam, wo du dieses Königreich erleuchtetest, und es unter der Regierung des Königs Stenkild, Sohn König Erichs des Siegreichen, aus einem abgöttischen in ein christliches, aus einem barbarischen in ein katholisches Reich verwandeltest. Nach Einführung des Christenthums hatte dieser König die Ehre für dasselbe zu sterben, so wie auch St. Erich, den sein rühmlicher Tod beneidenswürdiger machte, als sein siegreicher Vater es durch den Ruhm seines Lebens gewesen war.

Kap. 3. Seit dem Jahr Christi 940, wo die Katholische Religion in Schweden eingeführt worden war (*), blühete sie durch Reinigkeit der Sitten,

(*) Da dieser Aufsatz Christinens nicht hier steht,

durch frommen Eifer und durch Wunder in diesem Königreiche, welches in Absicht auf Katholizismus eines der eifrigsten unter allen europäischen Ländern war, und in seinen verschiedenen Revolutionen und Veränderungen die Reinheit der katholischen Religion bis zum Jahr 1523 unverletzt erhielt. In diesem Jahr bestieg Gustav I. den schwedischen Thron, und machte ihn in seinem Hause erblich, nachdem er das Königreich, sein Vaterland, auf eine ruhmvolle Art von der Tyranney Christians II. befreyt hatte, den man in Schweden so wie in Dänemark, aus welchem er ebenfalls vertrieben wurde, den Tyrannen nannte. Gustav, der damals nur ein blosser Edelmann von gutem Hause war, flüchtete sich aus seiner Gefangenschaft in Dänemark, kehrte nach Schweden zurück und warf sich zum Haupt einer Parthey gegen den Tyrannen auf. — Nach mehrern Gefechten, in welchen er immer den Sieg davon trug, gab er Schweden die Freyheit wieder und erhielt zur Belohnung die Ehre,

---

um daraus die schwedische Geschichte, sondern vielmehr um die Verfasserin desselben näher kennen zu lernen, so enthalte ich mich aller Berichtigungen von Anachronismen u. dgl., die der Kenner der Geschichte nicht bedarf und die für die übrigen Leser ohne Interesse wären. Christine schrieb, nach ihrer eigenen Versicherung, diese Bekenntnisse ohne alle Hülfsmittel des Gedächtnisses. Solche Verstosse gegen die Zeitrechnung waren also unvermeidlich.

einstimmig zum König eines Vaterlandes erklärt zu werden, welches er in den Stand gesetzt hatte, sich einen zu wählen: und eben sein Verdienst erwarb ihm auch den Vorzug, diese Krone auf seine männliche Linie zu vererben. Aber dieser so grosse, so tapfere Fürst, der ohne Zweifel einer der größten Könige war, die jemals in Schweden regierten, hatte das Unglück seinen Ruhm durch das Verbrechen des Abfalls zu beflecken und damit sein ganzes Reich anzustecken, indem er die Ketzereyen Luthers (*) einführte, bey welchen alle seine Nachfolger bis itzt unglücklicher Weise verharret sind, ausgenommen König Siegmund, der nebst mir seit dem Abfall der erste katholische König unseres Hauses war, obschon man seinen Vater, den König Johann, wegen dieses schönen Verbrechens in Verdacht hatte.

Ich will nicht von dem Ursprung unseres Hauses sprechen, welches unstreitig eines der edelsten und berühmtesten in Schweden war. Seit wir auf dem

---

(*) Wie auch diese Erscheinung in Christinens Charakter zu erklären seyn möge (und vielleicht nahm ihr Geist die gleiche Richtung, wie bey so vielen andern vor und nach ihr, welche nur gar zu leicht von einem Extrem zu dem entgegengesetzten übergiengen) so beweiset doch, sowohl diese als manche andere Stelle, die in ihren Schriften und in ihrer Geschichte vorkommt, daß sie wirklich, wenigstens in den letzten Jahren ihres Lebens, eine eifrige Katholikin nicht blos scheinen wollte, sondern es war.

Throne sind, hat man nicht ermangelt uns glauben zu machen, wir stammten von König Erich dem Siegreichen her, und es habe schon ehemals eine grosse Menge Könige unsers Hauses in Schweden gegeben. Man hat diese Muthmassungen selbst auf ziemlich wahrscheinliche Gründe gestützt, die durch Wappen und Zunamen bestätiget werden. Aber dem sey, wie ihm wolle, so ist gewiß, daß unser Haus in Schweden berühmt und alt war, und das ist genug und so ziemlich alles, was ich von unserer Herkunft wissen will, und alles was man davon sagen kann, ohne Fabeln zu erzählen.

Ich wage es nicht, Herr, hier über deine Zulassungen zu klagen. Man muß dich anbeten und vor dir über die Vergehungen unserer Väter seufzen, welche ihnen so schreckliche Unfälle zugezogen haben. Der König Gustav starb, und hinterließ seinen ältesten Sohn den Prinz Erich XIV. zum Nachfolger seines Throns, wie man übereingekommen war. Erich unterlag bald der feindseligen Gewalt seines Bruders Johann. Sigismund sein Sohn, König von Polen und ein Katholik, folgte ihm; aber er regierte nicht lange. Er wurde von seinem Oheim Karl IX., meinem Großvater, der schwedischen Krone beraubt; dieser nahm das Reich in Besitz, und machte es auch auf die Töchtern erblich, welche ihm oder seinen Nachfolgern geboren würden; doch mit der Bedingung, daß sie nicht verheurathet wären, wenn die Reihe an sie käme, welches nur

dann der Fall seyn sollte, wenn es an männlichen Erben fehlte. Er machte diese Verordnung, um Sigismund und seine Kinder auf immer auszuschliessen. Auf Karl folgte mein Vater Gustav Adolph, eben der, den man den Grossen nannte. Er verdiente diese Benennung durch seine Sorgen, durch seine Anstrengungen und endlich durch Aufopferung seines Bluts und Lebens, wodurch er den Ruhm seines Namens erkaufte, welchen andere oft schon um einen viel wohlfeilern Preis erlangt haben. Verdienst und Glück machten ihn wahrhaft groß. Nichts würde zu seiner Glückseligkeit gefehlt haben, wenn er in der alten Religion seiner Väter gestorben wäre, statt daß er in Vertheidigung der Ketzerey das Leben verlor. Indessen, um einem so grossen Manne nicht Unrecht zu thun, will ich glauben, daß er sich eigentlich nicht für eine so schlimme Sache der Gefahr ausgesetzt habe. Vielmehr denke ich, er habe sich dieses Vorwands geschickt bedient, um seine grossen, ruhmvollen Plane auszuführen. Wie dem seyn mag, so hatte er das Unglück sich entweder für eine Unwahrheit oder für jenes Hirngespinnst, welches die Menschen Ruhm nennen, und welches, so sehr es Hirngespinnst ist, doch für edle Herzen so hohen Reitz hat, aufzuopfern.

Dieser Fürst fand bey'm Antritt seiner Regierung drey Kriege zu führen, die ihm der König, sein Vater, hinterließ. Er hatte es zu gleicher Zeit mit Dänemark, Rußland und Polen zu thun.

Aber er zog sich auf eine so ehrenvolle Art aus der Sache, daß er Dänemark nöthigte, den Vortheilen, welche es über uns davon getragen hatte, gegen eine grosse Summe Gelds zu entsagen. Die Russen zwang er, den Frieden durch Abtrettung einer ihrer Provinzen zu erkaufen; und setzte den Krieg mit Nachdruck gegen Polen fort, dem er Livland und einen beträchtlichen Theil von Preussen abgenommen hatte. Endlich endigte Gustav Adolph seine Eroberungen auf dieser Seite durch einen Stillstand, welcher im Jahr 1629 geschlossen wurde, und ihn in den Stand setzte, seine Gedanken ernstlich auf Deutschland zu richten, wohin er von allen protestantischen Fürsten berufen wurde, welche seinen Schutz suchten, nachdem sie sich in ihren Hoffnungen auf den des Königs von Dänemark getäuscht sahen: denn der Versuch war diesem theuer zu stehen gekommen, indem er von dem Kaiser seiner Staaten beraubt und genöthiget wurde einen nachtheiligen Frieden mit ihm zu schliessen. Hier muß ich für Leser, denen der Lauf der Weltbegebenheiten fremd ist, einen gewöhnlichen Irrthum unserer heutigen Schriftsteller berichtigen, die entweder der Geschäffte unkundig, oder von Eigennutz geleitet oder an Frankreich verkauft sind: denn bey allem ihm mit Recht gebührenden Ruhm weiß sich dieses mit einer ganz eigenen Kunst auch des Ruhms anderer Nationen zu bemächtigen; so daß es in seinen Schriftstellern stets als das erste Triebrad alles dessen erscheint, was in

Europa geschieht, und daß die übrigen Nationen, die nur seine Bücher nachschreiben, ihre Behauptungen immer für baare Münze nehmen, ohne sich die Mühe zu geben, sie zu prüfen. So sind fast alle andern Nationen auf die Meynung gekommen, man habe es Frankreich und der Geschicklichkeit des Cardinals Richelieu zu verdanken, daß Gustav nach Deutschland kam; welches ganz unrichtig ist. Frankreich trug in der That etwas, aber sehr wenig, dazu bey. Man hatte in Deutschland den König Gustav schon lange um seinen Schutz angerufen; aber erst nach einer sehr reifen Berathschlagung ließ sich dieser grosse König auf ein so wichtiges Unternehmen ein.

Nach der Niederlage, welche der kaiserliche General Tilly dem König von Dänemark beybrachte, hatte sich dieser Fürst genöthiget gesehen, in Unterhandlungen zu treten und seine Bundsgenossen den Waffen des Kaisers zu überlassen, welcher die Herzoge von Meklenburg ihrer Länder beraubte und seine Eroberungen bis zum Baltischen Meer ausdehnte, indem seine Besatzungen Wismar und andere Orte an den Küsten des Baltischen Meers inne hatten. Man fürchtete die Nachbarschaft eines so mächtigen Feindes, der bereits Polen nachdrücklich gegen uns unterstützt hatte, und von dessen Macht und Grösse man in Schweden, wie allenthalben, tausend nachtheilige Folgen besorgte: vorzüglich fürchtete man, mit einer grössern Macht als Dänemark,

wel-

welches uns damals die Wage hielt, um die Herrschaft der Ostsee kämpfen zu müssen. Dazu kam alles, was die Religion eingeben kann, wenn sich die Menschen ihrer entweder zum Vorwand oder aus Gründen der Ueberzeugung bedienen. Der König berief im Jahr 1627 den Reichstag zusammen, um über den Krieg zu berathschlagen, und er wurde beschlossen. Da Stralsund Gustav um Hülfe bat, und ihm ihre Thore zu öffnen versprach; so gewährte man der Stadt ihre Bitte. Sie nahm schwedische Besatzung ein, und war die erste, die uns im Jahr 1628 ihre Thore öffnete. Indessen wurde im Jahr 1629 der Stillstand mit Polen geschlossen. Nun beschäfftigte man sich einzig mit den Zurüstungen zu jenem Krieg, welcher der längste, der wichtigste und ruhmvollste war, den Schweden je geführt hatte. Der König Gustav betrat Deutschland im Jahr 1630. Stralsund, wo er bereits eine Besatzung hatte, nahm ihn freywillig auf. Rügen nebst andern Orten, und zuletzt Stettin unterwarf er sich. Er machte seine erste Erscheinung in Deutschland durch tausend Handlungen merkwürdig, welche, wenn das unter den Menschen möglich wäre, verdienten auf ewig der Vergessenheit entrissen zu werden. Er unterwarf sich alles, er stürzte alles nieder, was sich ihm widersetzte, er siegte überall, und flog wie ein Blitz, immer siegreich, immer triumphierend, von den Küsten der Ostsee beynahe bis an das entgegengesetzte Ende von Deutschland. Er

schlug die kaiserliche Armee bey Leipzig und Nürnberg (*) auf's Haupt, nahm Kanonen, Gepäck, Fahnen und Standarten, bezwang Städte und Pässe; wurde überall Meister und unterwarf sich den größten Theil von Deutschland. Kaum hatte er Deutschland betreten, so boten ihm Frankreich, England und Holland eine Verbindung an. Der König schloß mit Frankreich auf sechs Jahre ein Bündniß, ohne von Seite desselben eine offne Erklärung darüber zu erhalten. England gab, so wie Frankreich, Geld, und ließ nach seinem Willen zehentausend Mann anwerben. Holland schloß ebenfalls seinen Vertrag und gab Geld. Man brachte ihm von allen Seiten Geld; jene drey Mächte beeiferten sich in die Wette, es anzubieten. Beynahe alle protestantischen Fürsten und Städte erklärten sich für ihn, und nahmen seine Parthey, oder blieben neutral und warteten den Erfolg ab. Er war in tausend grossen und kleinen Gefechten glück-

(*) Die Königin macht hier für ihren Copisten die Anmerkung: „Sie haben mich an Nürnberg erinnert, wo (wenn mich mein Gedächtniß nicht irre führt) kein Sieg sondern vielmehr ein Rückzug statt hatte, wobey sich mein Vater mit besonderm Glück aus der Sache zog". Wenige Zeilen nachher setzt sie hinzu: „Unter dem schreiben fange ich an zu zweifeln, ob es Nürnberg oder Wirzburg war. Weisen Sie mich zurecht, machen Sie mir die Wahrheit bekannt, denn ich schreibe ohne Bücher und ohne Denkschriften". (Es war Nürnberg.)

lich. Ueberall siegte er, entweder selbst oder durch seine Generale, bis auf den unglücklichen Tag der Schlacht bey Lützen im Jahr 1632, wo er als Ueberwinder und triumphierend in den Armen des Sieges starb, und mich in einem Alter von fünf (sechs) Jahren als Erbin seines Ruhms, seines Glücks und seines Throns hinterließ.

Dieser Fürst, der, wie gesagt, in den Armen des Sieges starb, war in allem groß. Er war es in Ansehung seiner Fähigkeiten, wie in Ansehung seiner Geburt: Sein Ehrgeitz war grösser als seine Kräfte, aber nicht grösser als sein Glück. Er war klug, tapfer, ein grosser General, (*) und ein grosser König; kurz, er war der größte Mann seines Zeitalters, so wie auch der letzten drey oder vier Jahrhunderte vor ihm. Er war großmüthig, bis zur Verschwendung freygebig;

---

(*) Den Vorwurf, Gustav Adolph habe zuweilen mehr die Pflicht des Soldaten, als des Feldherrn erfüllt, beantwortet Christine anderswo also: Der König, ihr Vater, habe beyden vollkommen Genüge gethan. Von der Mode wohlfeilern Kaufs, und durch Poltronerie ein Held zu seyn, habe man damals noch nichts gewußt: um eben so berühmt, als die grossen Männer des Alterthums zu werden, müsse man nicht feiger seyn, als Cäsar und Alexander. „Aber „(setzt sie hinzu) unsere neumodischen Helden verste„hen das besser als sie, und heut zu Tage heißt man „nur insofern ein Held, als man ein grosser Prahler „ist". Ark. Mem. *T. III.* S. 19. *not.*

dabey doch ein guter Haushalter, und in allem geschickt. Er redete und verstand mehrere Sprachen, harangierte ziemlich gut, liebte die Lektüre und die schönen Wissenschaften. Er war ein schöner Herr, aber zu dick und zu vollblütig; welches anfieng ihm Beschwerden zu machen. Er war zu heftig und zu schnell, und hatte zuviel Neigung für das Frauenzimmer. Ohne eben den Wein zu lieben, trank er viel, welches der gewöhnliche Fehler der Nordländer ist; indessen hinderte ihn das nicht seinem Ruhm und seiner Pflicht zu leben. Er trank nicht aus Neigung, sondern weil er mußte, und aus Politik. Gegen seine Freunde war er vertraut, und gegen die Soldaten zurückhaltend.

Kap. 4. Du, Herr, wolltest es, daß ich aus einem so glorreichen Hause abstammte. Von einem so grossen Königz sollte ich nach deinem Willen herkommen. Ueber eine so tapfere und siegreiche Nation, wolltest du mich regieren lassen; aber der Verfolg dieser Geschichte wird zeigen, daß das noch die geringsten Gnadenbezeugungen und Wohlthaten sind, mit denen du mich überhäuft hast.

Mein Vater heyrathete im Jahr 1620, die Churfürstliche Prinzessin Marie Eleonore von Brandenburg, älteste Tochter des Churfürsten dieses Namens, weil sie unter den protestantischen Fürstinnen jener Zeit, auf welche um der Religion willen seine Wahl gerichtet blieb, die seiner würdigste Parthie, und überdas die Verbindung mit dem Churfürsten,

ihrem Vater, ihm in dem Krieg, welchen er damals mit Polen führte, nicht unwichtig war.

Diese Prinzessin, die einige Schönheit mit den Tugenden ihres Geschlechts verband, lebte mit dem Könige in einer ziemlich glücklichen Ehe, welcher nichts als Nachkommenschaft fehlte; denn die Königin meine Mutter, hatte nur eine Tochter zur Welt gebracht, die wiederum starb. Seitdem war sie vor der Zeit, und in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft mit einem Sohn niedergekommen; ein Umstand, der meine Geburt so besonders wichtig machte. Auf einer Reise nach Finnland erhielt endlich der König, was er so sehnlich wünschte; die Königin, die ihn begleitete, empfieng mich in Abo; beyde hatten darüber eine falsche Freude, denn sie glaubten fest, der Himmel werde ihnen einen Erben schenken. Die Königin, meine Mutter, hat mich versichert, alle Zeichen hätten sie getäuscht und in der Meynung bestärkt, daß sie einen Sohn gebären würde. Sie und der König hatten Träume, die sie für geheimnißvoll hielten. Die Astrologen, immer bereit Fürsten zu schmeicheln, versicherten ihn, daß die Königin mit einem Thronfolger schwanger gehe. So schmeichelte man sich, hoffte, und wurde getäuscht; man erreichte endlich das Ziel, welches du, Herr, allen denen gesetzt hast, die in die Welt treten. Schon war der Hof wieder nach Stockholm zurückgekommen. Auch der König war da, aber ziemlich krank, und die anwesenden Astrologen versicherten einmüthig, die Aspekten

bey meiner Geburt, die sie heranrücken sähen, seyen von einer solchen Beschaffenheit, daß es dem König oder der Königin, oder dem Kind beynahe unvermeidlich das Leben kosten würde. Sie behaupteten ferner, es wäre etwas ganz Ausserordentliches, wenn das Kind länger als 24 Stunden am Leben bliebe. Unter einer solchen Konstellation kam ich (18. Dec. 1626) auf die Welt. Dieß ist der verhängnißvolle Zeitpunkt, den du von aller Ewigkeit her zu meiner Geburt bestimmt hattest. Ich kam vom Kopf bis an die Kniee eingehüllt zum Vorschein, und nur Gesicht, Arme und Beine waren frey. Ich war ganz mit Haaren bewachsen, und hatte eine grobe und starke Stimme. Alles das machte die Frauen, die sich mit meinem Empfang beschäfftigten, glauben, ich seye ein Knabe. Sie erfüllten den ganzen Pallast mit einer falschen Freude, wodurch selbst der König auf einige Augenblicke getäuscht ward. Hoffnung und Verlangen halfen jedermann irre führen; aber die Frauen waren in grosser Verlegenheit, als sie ihren Irrthum einsahen. Sie wußten nicht, wie sie es anstellen sollten, den König eines andern zu belehren. Die Prinzessin Katharine, seine Schwester, übernahm diesen Auftrag. Sie trug mich auf ihren Armen, und zwar so, daß der König selbst sehen konnte, was sie ihm nicht zu sagen wagte. Sie setzte ihn in den Stand, sich selbst seinen Irrthum zu benehmen. Der grosse König bezeugte keine Bestürtzung darüber, er schloß mich in seine Arme, und nahm mich so günstig auf, als ob

er gar nicht in seiner Erwartung getäuscht worden wäre. Er sagte zu der Prinzessin: „Wir wollen „Gott danken, meine Schwester! Ich „hoffe diese Tochter werde mir einen „Knaben reichlich ersetzen, und bitte Gott, „daß er sie mir erhalte, da er mir sie ge„geben hat". Die Prinzessin, um ihm den Hof zu machen, wollte ihm mit der Hoffnung schmeicheln, er seye noch jung, und die Königin auch; sie würde ihm bald einen Erben schenken. Aber der König sagte nochmals zu ihr: „Meine Schwester, ich bin „zufrieden, und bitte Gott, daß er mir „dieses Kind erhalte". Hierauf entließ er mich mit seinem Segen, und schien so vergnügt, daß er jedermann in Erstaunen setzte. Er befahl, das *Te Deum* zu singen, und alle Lustbarkeiten anzustellen, die bey der wichtigen Geburt erstgeborner Prinzen gewöhnlich sind. Kurz er erschien hier so groß, wie in allen andern Vorfällen seines Lebens. Indessen verschob man es, die Königin aus dem Irrthum zu ziehen, bis sie im Stand wäre eine so unangenehme Nachricht zu ertragen. Man gab mir den Namen Christine. Der lutherische Geistliche, der mich taufte (es war der Oberhofprediger des Königs), machte mit dem Taufwasser das Zeichen des Kreutzes auf meine Stirn, und warb mich so, ohne zu wissen, was er that, seit diesem glücklichen Augenblick für deinen Dienst an. Denn es ist gewiß, daß seine Handlung den gewöhnlichen Ceremonien der Luthe-

raner entgegen lief. Man stellte ihn auch darüber, als über einen Aberglauben, zur Rede, und er zog sich so gut er konnte aus der Sache. Der König sagte lachend von mir: „Sie wird nicht dumm „werden, denn sie hat uns alle betro= gen". Auch strafte ich von meiner Geburt an die Astrologen öffentlich Lügen; denn der König wurde gesund, die Königin, meine Mutter, hatte eine glück= liche Niederkunft, ich befand mich wohl, und war überdas ein Mädchen.

Jener grosse Mann dankte dir einst, o Herr, daß du ihn nicht als Weib, sondern als Mann geboren werden liessest. Ich muß hier gerade das Gegentheil thun; denn ich, Herr, ich danke dir, daß ich als Mädchen zur Welt kam, und das um so viel mehr, da du mir die Gnade erwiesen hast, keiner Schwäche meines Geschlechts den Eingang in meine Seele zu gestatten, indem du sie, so wie den übrigen Theil meines Körpers, ganz männlich schufest. Du bedien= test dich meines Geschlechts, um mich vor den La= stern und Ausschweifungen des Landes zu bewahren, wo ich geboren bin; und da du mich zu dem schwä= chern Geschlecht verurtheiltest, wolltest du, daß ich wenigstens von allen seinen gewöhnlichen Schwach= heiten frey bliebe. Auch sollte ich nichts von seiner ganzen Abhängigkeit erfahren, weil du mich als Alleinherrscherin auf einem Thron geboren werden liessest. Eben so wolltest du mich mit allen Vortheilen einer so grossen Unabhängigkeit, die ich zu behaupten

wußte, und bis an meinen Tod behaupten werde, schon von der Wiege an bekannt machen. Als Mann würden mich vielleicht Gewohnheit und Beyspiel verdorben haben. Vielleicht hätte ich alle Tugenden und alle Talente, die du mir gabst, wie so viele andere, im Wein ersäuft. Vielleicht hätte mich mein feuriges und ungestümmes Temperament zu Ausschweifungen mit dem andern Geschlecht hingerissen, von denen ich mich weit schwerer hätte frey erhalten können. Vielleicht daß jener versatile Geist (ich finde kein anderes Wort um meine Gedanken auszudrücken), den du mir verliehen hast, und der mich so nachgiebig gegen die Sitten aller Nationen macht, mit denen ich lebe, zuletzt doch meinen schrecklichen Abscheu gegen den Wein und gegen Saufgelage besiegt, und daß ich, statt meine Unterthanen zu Ablegung jener verabscheuungswürdigen Laster zu vermögen, mir nach und nach ihre Fehler angewöhnt hätte, um mich ihnen angenehm zu machen. Wenigstens wäre ich in Gefahr gewesen, Weibern die Zeit zu widmen, welche ich auf das Studieren und auf Erforschung der Wahrheit verwendet, und wodurch ich mich fähig gemacht habe, deinen Winken zu folgen. Vergönne mir, deine Güte zu bewundern, die mich auf so mancherley Weise begünstigte, daß sie meinen größten Fehler zu einer Art von Verdienst oder vielmehr von Glück für mich werden ließ.

Die Königin, meine Mutter, die neben den Tugenden ihres Geschlechts auch alle Schwachheiten des-

selben besaß, war untröstlich. Sie konnte mich nicht leiden, weil ich, wie sie sagte, ein Mädchen und häßlich wäre; und sie hatte nicht sehr unrecht, denn ich war schwarz wie ein kleiner Mohr. Mein Vater liebte mich sehr, und ich erwiederte seine Zärtlichkeit auf eine Art, welche über mein Alter gieng. Es schien, als wüßte ich den Unterschied ihrer Verdienste und ihrer Gesinnungen, und wollte bey ihnen schon in der Wiege anfangen gerecht zu seyn.

Wenige Tage nach meiner Taufe fiel ein diker Balken herab und zerschmetterte beynahe die Wiege, worin ich schlief, ohne mich jedoch im geringsten zu beschädigen. Ausser diesem Zufall war ich noch andern Angriffen ausgesetzt. Man ließ mich mit Vorsatz fallen, man versuchte tausend andere Wege, um mir das Leben zu rauben, oder mich wenigstens zum Krüppel zu machen. Die Königin, meine Mutter, sagte darüber schöne Sachen, und man konnte sie nicht von ihren Einbildungen heilen (*). Wie dem allem seyn möge, so bleibt mir doch davon kein anderer Nachtheil übrig, als eine kleine Unregelmäßigkeit meines Wuchses, welche leicht zu verbessern gewesen wäre, wenn ich mir die Mühe hätte geben wollen.

Aber warum, o Herr, liessest du mich nicht in meiner Unschuld sterben? Wie glücklich wäre ich ge-

---

(*) Ist hier im Original eine Lücke, oder drückt sich Christine absichtlich so zweydeutig und dunkel aus? Auch Arkenholz läßt diese Stelle ohne Anmerkung.

wesen umzukommen, ehe ich strafwürdig und gegen dich undankbar war! Auf ewig würde ich itzt schon bey dir Glück und Herrlichkeit geniessen. Indessen, da nicht meine Unwürdigkeit, sondern dein Wille dieses unaussprechliche Glück verzögert hat, so muß ich dir danken, daß du mir ein Leben erhieltest, welches in so mancher Rücksicht dein ist. Kurz, ich sollte leben, und du wolltest, daß ich selbst in den Windeln triumphirte, da du mich in denselben den Neid bekämpfen und besiegen liessest. Du umgabest mich von Geburt an mit Lorbeeren und Palmen. Ich schlief von ihrem Schatten bedeckt, und mein erster Schlummer war unter Trophäen; Sieg und Glück schienen um mich her zu scherzen. Der Thron diente mir statt der Wiege, und kaum geboren, mußte ich ihn besteigen. Der König, mein Vater, berief in dieser Absicht wenige Monate nachher die Reichsstände zusammen. Er ließ mir von ihnen huldigen, und noch in der Wiege verehrte mich Schweden auf den Knieen.

Kap. 5. Nachdem man mir auf dem Reichstage 1627 gehuldiget, und zu gleicher Zeit den Krieg in Deutschland beschlossen hatte, verließ der König Schweden nicht mehr, obschon die Schriftsteller, welche seine Geschichte schlecht genug geschrieben haben, das Gegentheil sagen (*). Er verweindete die Jahre,

(*) In Ansehung dieser Behauptung berufe ich mich auf die Anmerkung S. 186. Wem daran liegt, diese Stelle berichtiget zu sehen, den verweise ich auf Arkenholz Mém. Tom. III. p. 26. Anm.

die ihm übrig blieben, theils auf Unterhandlungen, theils auf Zurüstungen zu dem deutschen Krieg und auf Anordnung der Angelegenheiten eines Reichs, welches er, nach seiner unglücklichen Abreise nicht mehr betreten sollte. Die ersten Jahre meiner Kindheit hatten nichts Merkwürdiges als eine tödtliche Krankheit, die mich während einer Reise des Königs in die Bergwerke befiel. Man fertigte einen Kourier an ihn ab, um ihm meinen Zustand zu melden. Er eilte mit einer so ausserordentlichen Schnelligkeit zu mir zurück, daß er in vier und zwanzig Stunden ankam, was noch kein Kourier je gethan hat. Er fand mich äusserst schlecht, und schien darüber untröstlich; aber endlich erholte ich mich wieder, und er bezeugte eine Freude, die seinem vorigen Schmerz angemessen war. Er ließ deßwegen das *Te Deum* singen. Nachher nahm mich der König auf seiner Reise bis nach Calmar mit, wo er mich bey der Ankunft auf eine kleine Probe setzte, die seine Zuneigung gegen mich stark vermehrte. Ich war noch nicht zwey Jahre alt, als er nach Calmar kam. Man wußte nicht ob man ihn, nach Gewohnheit, mit den Salven der Besatzung und der Artillerie von der Festung begrüssen sollte, weil man besorgte, ein Kind von solcher Wichtigkeit, wie ich war, zu erschrecken; um es also in nichts zu versehen, verlangte der Kommandant des Orts die Befehle des Königs. Dieser, nachdem er einen Augenblick unschlüssig gewesen war, sagte: „Schiesset zu, „sie ist die Tochter eines Soldaten, und muß sich

„daran gewöhnen". Man that es, und feuerte in aller Form. Ich war bey der Königin in ihrer Kutsche, und anstatt, wie andere Kinder von so zartem Alter, darüber zu erschrecken, lachte ich, schlug in die Hände und äusserte, weil ich noch nicht reden konnte, meine Freude so gut möglich durch alle Zeichen die ein Kind von meinem Alter in seiner Gewalt hat, und gab auf meine Weise zu verstehen, daß man mehr schiessen sollte. Dieser kleine Vorfall vermehrte die Zärtlichkeit des Königs gegen mich sehr, denn er schöpfte daraus Hoffnung, ich sey von Natur so unerschrocken wie er. Seitdem nahm er mich immer mit, um der Musterung seiner Truppen zuzusehen, und überall gab ich ihm Beweise eines Muths, wie er ihn nur immer von einem so jungen Kinde, das nur noch mit Mühe sprach, fodern konnte. Er scherzte gern mit mir, und sagte: „Laß mich nur „machen: ich will dich einst an Oerter führen, wo es „dir gefallen wird". Aber zu meinem Unglück hinderte ihn der Tod, mir Wort zu halten, und ich genoß das Glück nicht, meine Lehrjahre unter einem so guten Führer zuzubringen. Als er verreisete war ich ein wenig grösser, und man hatte mich ein kleines Compliment gelehret, das ich ihm hersagen sollte; er war aber zu beschäfftiget, um sich mit mir abzugeben, und weil er mir kein Gehör gab, zupfte ich ihn an seinem Koller, daß er sich gegen mir umwandte. Als er mich erblickte, nahm er mich in seine Arme küßte mich und konnte, wie mir Augenzeugen sagten,

seine Thränen nicht zurückhalten. Auch haben sie mich versichert, daß ich nach seiner Abreise drey ganze Tage lang ununterbrochen so heftig geweint hätte, daß es mir eine schwere Augenkrankheit verursachte und ich darüber beynahe das Gesicht verlor, welches bey mir, so wie bey dem Könige, meinem Vater, sehr schwach war. Man hielt meine Thränen für eine schlimme Vorbedeutung, um so viel mehr, da ich sonst wenig und selten weinte.

Der König reisete ab, und die Königin begleitete ihn. Er übertrug die Sorge für meine Erziehung seiner Schwester, der Prinzessin Catharine, und dem Pfalzgrafen ihrem Gemahl, und befahl ihnen, während seiner Abwesenheit für mich zu sorgen. Auch trug er diesem Fürsten die Besorgung und Aufsicht über seine Finanzen auf, mit der Anweisung, er und seine Gemahlin sollten, bis auf weitern Befehl, bey meiner Person bleiben. Ohne Zweifel würde er den Pfalzgrafen zu meinem Oberhofmeister ernannt haben, wie er seine Gemahlin zu meiner Hofmeisterin erklärte — denn er verrichtete wirklich eine Zeitlang, wie sie, alle dazu gehörigen Geschäffte — aber die Religion hinderte ihn, diese Stelle zu bekommen, weil er ein Calvinist, und zwar einer der eifrigsten war. Die Schwester des Königs war eine Lutheranerin, allein, sey es mit Recht oder Unrecht, ein wenig des Calvinismus verdächtig, mit dem sie ihr Gemahl angesteckt hatte. Aber ich war noch so klein, daß man mich ohne Gefahr ihren Händen übergeben konnte.

Doch setzte sich die Königin, meine Mutter, aus andern geheimen Gründen, welche sie der Prinzessin (die sie nie gut leiden konnte) abgeneigt machten, dagegen; der König indessen wollte seinen Willen befolgt wissen, und es geschahe.

Vor seiner Abreise ließ er mir von allen Ständen des Reichs und von allen seinen Armeen den Eid der Treue schwören, und ich wurde überall als seine einzige Erbin, und, wenn er nicht zurückkäme, als Königin von Schweden anerkannt. Er setzte eine Art von Instruktion oder Formular auf, worin er dem Senat und jedem Einzelnen während seiner Abwesenheit und meiner Minorennität seine Pflichten vorschrieb. Er schloß die Königin, meine Mutter, von der Regentschaft aus, woran er aus vielen Gründen, die ich vielleicht an ihrem Orte anführen werde, sehr wohl that, und übertrug die Vormundschaft den fünf ersten Reichsbeamten, die er zu meinen Vormündern erklärte. Diese fünf sind die gebornen Vormünder des Reichs in Abwesenheit oder Minderjährigkeit des Königs. Sie sind, eigentlich zu reden, nichts anderes als seine fünf Stellvertreter, jeder in seinem Departement. Der erste ist der Groß-Drost, Präsident des obersten Gerichtshofes in Schweden; der zweyte, der Groß-Marschall, führt im Kriegsrath; der dritte, der Großadmiral, in dem Conseil des Seewesens; der vierte, der Großkanzler in Abwesenheit des Königs in dem grossen Staatsrath oder schwedischen Senat den Vorsitz, wäh-

rend der Minderjährigkeit stehen auch alle Staatssekretaire unter ihm; der fünfte, der Groß-Schatzmeister ist das Haupt des Finanzrathes und verwaltet alle Einkünfte des Königreichs. Diesen fünf hohen Stellen und dem Senat trug er, während seiner Abwesenheit und meiner Minorennität die ganze Reichsverwaltung auf. Er bestimmte nichts über meine Mündigkeit, und überließ es dem Senat und den Ständen, sie, wenn es Zeit wäre, nach Beschaffenheit meiner Fähigkeiten festzusetzen. Ausserdem gab er dem Großkanzler Oxenstierna, der gewissermassen allmächtig war, und den man seit dem Tode des Königs als ein Orakel um Rath fragte, mehrere geheime Verhaltungsbefehle.

Nachdem er seine Anordnungen mit aller der Weisheit gemacht hatte, deren ein so grosser König fähig war, so stellte er mich dem Senate vor, und hielt eine Rede an ihn, welche jedermann zu Thränen rührte. Kurz, er vergaß nichts von dem, was zu meiner und zur Sicherheit des Reichs zu thun war. Er verreisete nach Deutschland, und hinterließ Schweden in einer Betrübniß und einer Trostlosigkeit, die man sich nicht vorstellen kann, worüber man sich aber doch, nach der gewöhnlichen Art der Menschen, bald zufrieden gab. Unglückliche Vorbedeutungen begleiteten ihn. Eines der größten Schiffe gieng in dem Hafen von Stockholm, ohne daß man je begreifen konnte durch welchen unglücklichen Zufall, zu Grunde; es geschahe bey der schönsten Wit-

terung

terung von der Welt. Es ereigneten sich noch andere Dinge, auf die man in Schweden nur zu genau acht giebt, und denen die Leichtgläubigkeit des Volks mehr Gewicht ertheilt, als sie verdienen. Gewiß ist, daß in den letzten Weihnachten vor seinem Tode, im Jahr 1631, der Fluß, welcher immer den Tod der Könige von Schweden anzeiget, stille stand (*); und obschon ich wenig auf Vorbedeutungen halte, so muß man doch gestehen, daß sie sich an der Person des Königs zu meinem und Schwedens Unglück nur zu sehr erwahret haben. Der König selbst zeigte bey seiner Abreise in allen seinen Handlungen ein Vorgefühl, welches ihm Unglück zu weissagen schien (**). Er verbarg nicht, wie schwer es ihm falle,

(*) Die Physiker haben dieses Phänomen durch sehr natürliche Gründe erklärt. Eisstücke verstopfen zuweilen den Ausgang des Flusses, so daß sein Lauf gehemmt oder gar völlig zum Stillestehen gebracht wird; fängt aber das Eis an zu schmelzen, so findet er wieder seinen vorigen Ausweg. S. Arkenholz. Mem. III. 29.

(**) In seiner Abschiedsrede an die Stände bedient er sich unter andern folgender Ausdrücke: „Der Krug „geht so lange zu dem Brunnen bis er bricht; so wird „es auch mir gehen. Ich habe mich zum Beßten unsers Vaterlandes bey verschiedenen Gelegenheiten „Gefahren ausgesetzt, und mein Blut dabey nicht gesparet. Durch Gottes Hülfe bin ich mit dem Leben „davon gekommen, zuletzt aber werde ich es verlieren". — So schrieb er auch aus Deutschland an den Großkanzler Oxenstierna: „Sollte mir et-

mich zu verlassen; aber zuletzt gieng er, und kam nicht wieder. Er starb in der Blüthe seines Alters, auf der höchsten Stuffe des Ruhms und in dem glänzendsten Zustand seiner Geschäffte; der traurige Tag bey Lützen war es, der den Lauf eines so schönen und ruhmvollen Lebens endigte.

Gustav der Grosse besaß grosse Talente und grosse Tugenden, und nur wenige Fehler. Er war tapfer und weise, ein grosser König, ein grosser Feldherr und ein grosser Soldat. Geburt, Glück und Ruhm waren seiner würdig. Alles trug dazu bey, ihn groß zu machen, am meisten aber die Gelegenheiten, die er gehörig zu benutzen wußte. Er gewann in seinen verschiedenen Kriegen zwanzig Schlachten,

---

„was Menschliches begegnen, so sind die Meinigen zu „beklagen, in Ansehung meiner und aus verschiedenen „andern Rücksichten. Es sind nur Personen vom an„dern Geschlecht: die Mutter, eine rathlose Person; „die Tochter, ein junges Mädchen von zartem Alter: „beyde unglücklich, wenn sie selbst regieren; und in „Gefahr, wenn sie von andern regiert werden. Liebe „und natürliche Zärtlichkeit lassen diese Zeilen aus „meiner Feder fliessen, deren ich mich gegen Sie be„diene; gegen Sie, sage ich, der Sie ein mir von „Gott geschenktes Werkzeug sind, um mich nicht nur „in vielen wichtigen Angelegenheiten zu unterstützen, „sondern zugleich immer die nöthigen Voranstalten zu „treffen, um auf alle Fälle gefaßt zu seyn, und mir in „allem dem beyzustehen, was mir in dieser Welt ganz „vorzüglich am Herzen liegt". Ark. Mem. III. 30. I. 18.

von denen er neun bis zehn persönlich beywohnte. Man kann sagen, daß sein Jahrhundert und das Glück ihn mehr als jemanden in der Welt begünstigten, denn nicht nur liessen sie seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren; nicht nur schrieb man ihm durch ein besonderes Verhängniß, welches ich nicht weiter untersuche, alle die grossen Dinge zu, die er während seines Lebens ausführte, sondern, was selten und erstaunenswürdig ist, vermöge einer Art von Privilegium, welches nie den Verdiensten und dem Glück irgend eines andern grossen Mannes aus den vergangenen Zeiten zu theil wurde, legt man ihm auch noch alles das bey, was lange nach seinem Tode geschehen ist. Er war siegreich während seines Lebens und triumphierte in seinem Tode; aber, ach! daß er nicht völlig triumphiert hat! Doch nichts mehr davon, es ist Zeit den Blick von einem so traurigen Gegenstande abzuwenden. Wir wollen alle die beklagen, welche den wahren Ruhm nicht kennen, und welche das unendliche Unglück haben, sein Phantom und seinen Schatten dafür zu nehmen. Indessen könnte man sich nicht, ohne deine Gerechtigkeit Herr, zu beleidigen, mit der Hoffnung schmeicheln, du werdest einen Mann begnadiget haben, den du so groß machtest; du, der du in allen Herzen geheime Hülfsmittel und Wege hast, die den Menschen so unbekannt und so verborgen sind? Ein Strahl deiner siegenden Gnade hätte ihn in dem letzten Augenblick seines Lebens beglücken können. Aber mag das geschehen seyn oder

nicht, so muß man sich allen deinen ewigen und gerechten Rathschlüssen unterwerfen; man muß sie bewundern und anbeten.

Kap. 6. Als der Tod des Königs unter der Armee bekannt wurde, so schwebte der Sieg, der auf dem Punkte gewesen war sich für uns zu erklären, noch eine Zeitlang in der Mitte, zweifelhaft, welche Parthey er ergreiffen sollte. Aber der Muth der Schweden und ihr Schmerz, der sie zur Rache beseelte, entschied ihn endlich zu unserm Vortheil, nach einem hitzigen Kampf, in welchem beyde Partheyen alles thaten, wozu die Kriegskunst tapfere und ihrer wohl kundige Leute begeistern kann. Von unserer Seite erwarb sich Bernhard von Weimar vorzüglichen Ruhm, aber auch alle übrigen Anführer, welche zugegen waren, zeichneten sich, die einen durch ihren Tod, die andern durch ihre Wunden, alle aber durch einen vollständigen Sieg aus, zu welchem jedermann beytrug, indem jeder seine Schuldigkeit so gut beobachtete, daß beynahe Wunder geschahen.

Deine mächtige Hand, Herr, war es, die meine Stirne mit diesen ersten, von einem so theuren Blute benetzten, Lorbeeren bekränzte. Der Sieg rief mich zuerst in Deutschland als Königin aus, und das traurige und ruhmvolle Echo davon erschallte wenige Zeit nachher in Schweden. Der Sieg war es, der zuerst meinen Namen auf dem unglücklichen Schlachtfeld aussprach, wo man eben den größten König in der Welt verloren hatte. Er diente in

Deutschland zum Herold, um (wie es Sitte ist) auszurufen: Der König ist tod: der König lebt (*). Aber welch' ein Unterschied zwischen diesen beyden Königen? Der verstorbene war der größte unter allen lebenden Menschen und der lebende das schwächste aller Geschöpfe. Welche Kränkung für so viele tapfere Leute an der Stelle des größten Königes in der Welt ein Mädchen zu sehen, das kaum der Wiege entwachsen war! Und doch hielt gerade dieses so schwache Band eine so grosse Menge tapferer Männer, von so verschiedenem und so entgegengesetztem Interesse zusammen, welche sich's alle zur Pflicht machten, die Rechte eines Kindes zu vertheidigen, das mit diesem fatalen Augenblick die Regierung antrat, und durch welches es dir gefallen hat, so viele grosse Dinge ruhmvoll zu Stand zu bringen, die seitdem, damit (wie es billig ist) der Ruhm davon dir allein bleibe, unter so schwachen Auspicien ausgeführt wurden.

Man berichtete es dem Großkanzler Oxenstierna nach Frankfurt. Man leistete mir den Eid in allen meinen Armeen unter der Aufsicht dieses grossen Manns und der übrigen Häupter (**). Jedermann unterwarf sich dem Namen Christine; jedermann huldigte mir förmlich, und der Großkanzler, der

---

(*) In Schweden, wie in Hungarn, werden auch weibliche Thronfolger Könige genannt.

(**) Hier folgen im Original die Namen der vornehmsten schwedischen Generale.

schon zu der Zeit des verstorbenen Königs beynahe die unumschränkte Leitung der Geschäffte auf sich hatte, that bey dieser wichtigen Gelegenheit seine Schuldigkeit. Dieser grosse Mann war schon der erste Minister des verstorbenen Königs, der ihn liebte, und ein unbeschränktes, beynahe blindes Vertrauen in ihn setzte (*), welches er auch um seiner ausserordentlichen Verdienste, seiner grossen Talente, vorzüglich aber um seiner unerschütterlichen und unvergleichlichen Treue willen wohl verdiente: und man kann behaupten, daß der Tod des Königs und mein zartes Alter für Schweden von den traurigsten Folgen gewesen wären, wenn du nicht für so vieles Unglück

(*) Einst schrieb ihm der König sogar: „Wenn er seine „grossen Fähigkeiten und seine Geschicklichkeit nicht „von Grund aus kennte, so wollte er lieber Scepter „und Krone niederlegen, als fortfahren die Geschäffte „zu führen". Bey allen Gelegenheiten bewies Gustav gegen seinen Kanzler das Zutrauen eines Freundes, und gestattete ihm alle Rechte desselben. Als er einst in Preussen eine sehr gefährliche Unternehmung wagen wollte, rieth ihm Oxenstierna davon ab, und stellte ihm die grosse Gefahr vor, der er sich dabey aussetzen würde. Gustav sagte zu ihm: „Sie sind „in Ihren Sachen immer zu kalt und hemmen mich „in meinem Lauf". „Das bin ich, Sire", erwiederte Oxenstierna, „es ist wahr; aber wenn ich „nicht zuweilen Wasser in Ihr Feuer gösse, so hätten „Sie sich schon längst verbrannt". Arkenholz. Mem. III. 33. I. 18.

dieses einzige Rettungsmittel geschenkt hättest. Es ist schon sehr schlimm für einen Staat, ein Kind zum König zu haben, aber zu noch grösserm Unglück für Schweden war dieses Kind ein Mädchen. Doch hat es dir, Herr, gefallen, so viel Unglück und Schwachheiten zur Quelle mancher grossen und ruhmvollen Ereignisse zu machen.

Der verstorbene König schrieb unmittelbar vor der Schlacht eigenhändig an seinen Günstling und Staatsminister (denn so kann man ihn nennen) und ermahnte ihn, seinen Tod ahndend, zu der Treue, die er mir, seiner einzigen Tochter, als seiner Beherrscherin schuldig wäre. Er erinnerte ihn an die ihm gegebenen Befehle auf den Fall daß seine Person ein widriger Zufall treffen sollte, und trug ihm auf, mir eine Erziehung geben zu lassen, wie sie einer Tochter, die nach ihm regieren sollte, würdig wäre. Er befahl ihm der Königin, seiner Gemahlin, zu dienen, sie zu ehren, ihr beyzustehen, und sie in ihrem Schmerz zu trösten; aber nie zu gestatten, daß diese Fürstin einigen Antheil weder an den Staatsgeschäften noch an meiner Erziehung nehme, so wie er ihm bereits darüber Befehle gegeben, die er nun aufs neue bekräftigte, und ihm die Ausführung derselben auftrug, indem er ihn dir dafür verantwortlich machte.

Der Großkanzler unterließ nicht, seinen Verhaltungsbefehlen gemäß, alles zu thun, was ihm möglich war. Während er Nachrichten aus Schweden

erwartete, fuhren die Armeen überall fort thätig zu seyn. Man eroberte eine Menge Plätze. Horn, die beyden Rheingrafen, Kagge, Birkenfeld und andere Generale erfochten allenthalben in Lothringen, in Bayern, in Sachsen (wo Weimar kommandierte) Siege für mich und für Schweden. Man gewann einige Zeit nach dem Tode des Königs im Elsas eine Schlacht, die wegen ihren besondern Umständen erwähnt zu werden verdient. Sie fiel in der Nähe der Stadt Zabern vor, und es war darum zu thun, diese gegen einen Angriff der Lothringer zu beschützen. Die Armee, welche zu Hülfe zog, wurde von dem Pfalzgrafen Birkenfeld und von Kagge kommandiert. Sie bestand aus deutscher Reuterey und schwedischem Fußvolk, welches diesen tapfern Schweden zum Anführer hatte. Die Armeen stiessen in der Gegend um die benannte Stadt auf einander, und nach einem ziemlich hartnäckigen Kampf wurde unsere Reuterey geworfen, und ergriff die Flucht. Birkenfeld, ihr General, rettete sich so gut er konnte. Indessen schlug sich Kagge an der Spitze des schwedischen Fußvolks mit solcher Tapferkeit, daß er der ganzen feindlichen Infanterie trotz bot, und sich ihrer Kanonen bemächtigte, hinter welchen er der feindlichen Reuterey, die auf einem ganz flachen Boden einhauen wollte, Stand hielt, und durch diese denkwürdige Handlung erfochten die Schweden ganz allein und ohne Reuterey den Sieg und schlugen den Feind auf's Haupt. Der

Pfalzgraf, welcher glücklich entkommen war, schickte einen Courier an den Großkanzler, um ihm den Verlust der Schlacht zu melden. Kagge seinerseits berichtete durch einen andern den erhaltenen Sieg. Der Großkanzler antwortete dem Pfalzgrafen: Er müsse ihm melden, daß seit seinem Abzug, die von ihm für verloren gehaltene Schlacht gewonnen worden sey: und wenn er weniger eilfertig gewesen wäre, das Schlachtfeld zu verlassen, so hätte er selbst Zeuge dieses Sieges seyn können. Es ist hier zu bemerken, daß alle Schriftsteller, welche die Geschichte dieser Zeit schrieben, auf die ungerechteste Weise allen Ruhm dem Pfalzgrafen Birkenfeld zutheilen; obschon er, da die Sache sich so ereignete, wie ich gesagt habe, Kagge und unserer Nation gebührte. Aber man darf sich darüber nicht verwundern: diese feilen Federn schrieben zu einer Zeit, wo sie es nicht mehr wagten, die Wahrheit zu sagen, oder einen Prinzen von dem itzt regierenden Hause anzuklagen, und um zu gefallen, mußte diese Erzählung aus ihren Nachrichten wegbleiben. Indessen hielt ich es für Pflicht hier dem Ruhm meiner Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem ich ihr zu Ehren die Wahrheit sage, und eine so besondere, beyspiellose Handlung ans Licht bringe. Von diesem Sieg, der, was in den verfloßnen Jahrhunderten beynahe ohne Beyspiel ist, gegen alle Regeln der Kriegskunst durch die bloße Tapferkeit des schwedischen Fußvolkes erhalten wurde, spreche ich, Herr, um dir den Ruhm

dafür zu geben; dir, der du allein Ruhm und Sieg verleihest, wem und wann du willst. Der Pfalzgraf kehrte zur Armee zurück und that seine Schuldigkeit besser. Er nahm noch Städte ein, und machte einige andere Fortschritte von keiner grossen Wichtigkeit.

Indessen rückten auf einer andern Seite der Marschall Horn und die beyden Rheingrafen, welche auch in meinen Diensten waren, im Elsas und Lothringen vor; aber ich habe nicht im Sinn, mich auf alle diese kleinen Umstände einzulassen, welche andere weitläufig genug beschrieben haben, und welche zu unwichtig sind um erzählt zu werden. Genug, man siegte überall. Alles gieng unter den Befehlen des Großkanzlers nach Wunsch, der in Deutschland mit voller Gewalt unter meinem Namen regierte: und die feindliche Parthey bemerkte bald, daß die auf den Tod des verstorbenen Königs gegründete Hoffnungen sie getäuscht hätten; der Sieg blieb uns treu, ungeachtet man uns an einigen Orten etliche entfernte Plätze von geringer Bedeutung, und die nicht genannt zu werden verdienen, abnahm. Die Feinde hatten zuweilen kleine Vortheile über uns; aber wir erhielten dafür beynahe immer sehr beträchtliche über sie.

Ludwig XIII., der durch seine Unternehmung gegen Nancy den Krieg bereits angefangen, sich aber noch nicht öffentlich erklärt hatte, machte Hoffnung, es bald zu thun. Indessen siegte man in zwey oder drey andern grossen Gefechten, welche andere

für wichtige Schlachten geltend machten, obschon es nicht der Mühe verlohnt davon zu sprechen. Arnheim und andere Generale kommandierten dabey und alles lief für Schweden glücklich ab. Man fieng damals an den feindlichen Soldaten Quartier zu geben, mit der Bedingung unter unsern Truppen zu dienen. Die Kaiserlichen thaten eben das in Ansehung der unsrigen, nur die Schweden ausgenommen, weil diese niemand als mir und Schweden dienen konnten. Die Deutschen hingegen dienten bald unter der einen bald unter der andern Parthey, je nachdem sich das Glück der Waffen für diese oder jene erklärte. Aber da wir beynahe immer siegten, so war der Vortheil davon auf unserer Seite.

Während dieser Vorfälle schrieb der Großkanzler, um den Befehlen seines Herrn, des verstorbenen Königs, folge zu leisten, und seine Absichten zu vollführen nach Schweden, und schickte einen Entwurf meine Erziehung betreffend dahin. Er gab auch einen Plan über die bürgerliche und militärische Verfassung für Dentschland, Preussen und Schweden selbst ein. Er ordnete alles den Vorschriften des verstorbenen Königs gemäß; indem er in Ansehung der Einrichtung mehrerer andern, sehr wichtigen Regierungs-Angelegenheiten und der Finanzen während der Minderjährigkeit von dem Seinigen beyfügte, was er für zweckmässig hielt, und man fragte ihn über alles, wie ein Orakel um Rath. Er unterließ nichts, was er für meinen Dienst und

für das Wohl des Reichs zuträglich und rühmlich hielt. —

Nun erzählt die Königin mit ziemlicher Umständlichkeit die bekannten Verhandlungen des Großkanzlers mit Frankreich und den deutschen Fürsten, und vergißt dabey nicht, mit besonderm Wohlgefallen zu erwähnen, daß auf dem Reichstag zu Heilbronn und bey ähnlichen Gelegenheiten der Großkanzler immer in ihrem Namen den Vorsitz geführt, und daß man ihr auf seinen Befehl alle die traurigen Trophäen aus der Schlacht bey Lützen zu Füssen gelegt habe. Dann fährt sie fort: —

„Indessen erwies man dem Leichnam des verstorbenen Königs so wie der Königin, meiner Mutter, die in ihrem Unglück untröstlich war, alle den Umständen angemessenen, traurigen Pflichten. Der Großkanzler gieng persönlich hin, um seiner Schuldigkeit gegen die Leiche ein Genüge zu leisten, und ordnete alles an, was erfoderlich war in Deutschland das Leichengepräng nach der Sitte unserer Nation, und den schwedischen Religionsgebräuchen gemäß, prachtvoll zu machen. Die Königin Mutter begab sich zu dem Leichnam des verstorbenen Königs, und verließ ihn nicht eher, als bis er in Schweden begraben wurde. Gegen seinen ausdrüklich hinterlassenen Befehl wurde er einbalsamiert. Man fand alle seine innern Theile gesund. Sein Herz war weit grösser als bey gewöhnlichen Menschen. Es ist bemerkenswerth, daß ein sehr grosser König die Schwäche hatte,

die Oeffnung seines Körpers nach dem Tode so sehr zu scheuen, wie er es durch seinen ausdrücklichen Befehl bezeuget. Aber diese Schwäche oder vielmehr dieses thörichte Vorurtheil gehört der Nation, und die unsrige hat für die Todten eine Ehrfurcht, welche bis zum Schwachsinn und Aberglauben geht. Indessen balsamierte man ihn aus Nothwendigkeit ein, und führte seinen Leichnam bis nach Wolgast, um dort zu warten bis die Jahrszeit es gestattete, ihn nach Schweden einzuschiffen. Die Königin Mutter verließ ihn keinen Augenblick und gab so ausschweifende Merkmale ihrer Liebe und ihres Schmerzens, daß man sie eher verzeihen, als rechtfertigen darf.

Kap. 7. Aber es ist endlich Zeit Deutschland, das erste Theater dieses traurigen Schauspiels, zu verlassen. Wir müssen über das Meer nach Schweden hinüber, um zu sehen, was dort bey der Ankunft dieser unglücklichen Nachricht geschahe. Ich muß hier die Nachlässigkeit meiner Nation und der Schriftsteller, welche diese Geschichte geschrieben haben, anklagen, daß sie davon nicht ein Wort sprechen. Ich kann keine Belehrung aus ihnen schöpfen, um die Sache richtig zu erzählen, und mein Gedächtniß hilft mir auch nicht aus. Die Nachlässigkeit jener Schriftsteller ist so groß, daß sie sich nicht einmal die Mühe nahmen, den unglücklichen Todestag eines so grossen Königs noch meine Thronbesteigung, welche auf eben den Tag fällt, an welchem er

starb, zu bemerken (*). Aber, einer so schrecklichen Nachlässigkeit ungeachtet, weiß ich doch gewiß, daß der 16. November jener, für Schweden auf immer merkwürdige Tag war. Wann aber diese traurige Nachricht nach Schweden kam, ist mir nicht zuverlässig bekannt. Nur so viel weiß ich, daß sie durch einen Expressen anlangte, der bey allem Phlegma der Nation und bey der möglichen Verzögerung wegen der Jahrszeit und anderer Zufälle wahrscheinlich nur wenige Tage dazu gebraucht haben wird. Es ist vorauszusetzen, daß man in dem Senat die Nachricht geheim hielt, bis man Zeit hatte über alles zu berathschlagen, was bey einem so traurigen Anlaß zu thun wäre. Man hat mich bereden wollen, es seye in gewissen Privat-Versammlungen darüber berathschlaget worden, ob man sich nicht in Freyheit setzen sollte, da man itzt nur ein Kind an der Spitze habe, dessen man leicht los werden, und sich so in eine Republik umschaffen könnte. Aber im Senat redete man eine andere Sprache. Jedermann stimmte zu meinem Vortheil, und alle erklärten, daß mein Recht unwidersprechlich sey, daß man den mir wegen der künftigen Thronfolge geschwornen Eid halten müßte. Man schätzte sich noch sehr glücklich dieses Kind zu haben, welches in einem so gefährlichen, so wichtigen und so delikaten Zeitpunkt ihre einzige Zuflucht und die ein-

(*) Arkenholz versichert, daß nicht einer der getadelten Schriftsteller war, der nicht den Todestag Gustav Adolphs angezeigt hätte.

zige Hoffnung der öffentlichen Wohlfahrt Schwedens war. Es wäre, sagten sie, das einzige Band ihrer gegenwartigen Vereinigung und die einzige Hoffnung ihres künftigen Glücks. Man beschloß einmüthig mich zu dem auszurufen, was du mich schon durch die Geburt werden liessest, zur Königin von Schweden; man that es ohne einen Augenblick zu säumen mit den gewöhnlichen Ceremonien und jedermann erkannte mich an. Der Pfalzgraf, des Königs Schwager, obschon ein Ausländer, war einer der ersten, seine Schuldigkeit zu thun, meine Parthie zu nehmen, und mir seine Dienste anzubieten; und alles strömte in Menge herbey, um ebenfalls seine Pflicht zu beobachten. Sogleich wurden in meinem Namen die Reichsstände zusammenberufen. Man schickte Circular-Briefe an alle Statthalter der Provinzen, und gab alle nöthigen Befehle zu meiner und des Reichs Sicherheit. Man ließ mich nebst dem ganzen Hof und der Stadt Trauer anziehen, und vergaß nichts von allem dem, was bey dergleichen Gelegenheiten zu thun ist. Ich war noch zu sehr Kind, daß ich weder mein Unglück noch mein Glück kannte: doch erinnere ich mich, daß es mir grosses Vergnügen machte, so viel Leute zu meinen Füssen zu sehen, um mir die Hand zu küssen.

Als die Reichsstände versammelt waren, mußte ich einen Thron besteigen, von dessen Pflichten und Lasten ich keinen Begriff hatte. Ich wußte noch nicht, wozu ein so furchtbarer Posten mich verband. Ich wußte

nicht, wie viel Nachtwachen, Schweiß und Arbeit es erfoderte, sich desselben würdig zu machen, und welch' eine schreckliche Rechenschaft ich dir, Herr, von einer schlechten Verwaltung würde zu geben haben. Ich hatte noch nicht den Verstand, dir die gebührende Huldigung zu leisten, noch unter so dringenden Umständen deine Hülfe anzuflehen. Du, Herr, warst es, der damals einem Kinde die Bewunderung seines Volks erwarb; indem jedermann über die grosse Art erstaunte, mit der ich bey dieser ersten Gelegenheit die Königin spielte. Ich war klein, aber ich hatte auf dem Thron ein solches Ansehen und eine so grosse Mine, daß sie jederman Ehrerbietung und Furcht einflößte. Du, Herr, bist es, der ein Mädchen, das noch nicht einmal den Gebrauch seiner Vernunft hatte, so erscheinen ließ. Du hattest meiner Stirne jenes Merkmal von Grösse aufgedrückt, das du nicht allen ertheilest, welche du wie mich zu der Ehre bestimmt hast, deine Stellvertreter unter den Menschen zu seyn. Man sagte: „Wie ist es möglich, daß uns „ein Kind solche Empfindungen einflösse, nachdem „wir einen Gustav den Grossen auf dem Thron „gesehen haben". Man bemerkte, daß du mich so gesetzt und ernsthaft gemacht hättest, daß ich keine kindische Ungeduld äusserte: daß ich während so langen Ceremonien und so vielen Haranguen, die ich aushalten mußte, nicht einschlief. Man sahe oft andere bey dergleichen Gelegenheiten schlafen oder heisse Thränen weinen; aber mich sahe man alle Huldigun-

gungen mit der Mine einer bejahrten Person annehmen, welche weiß, daß sie ihr gebühren. Es braucht so wenig um einem Kinde, vorzüglich einem Kinde des grossen Gustavs, Bewunderung zu verschaffen, und vielleicht hat die Schmeicheley, welche uns von der Wiege bis ins Grab begleitet, auch alles, was man mir davon gesagt hat, übertrieben. Indessen weiß ich, daß du alles vermagst, und daß du noch andere Wunder zu meinen Gunsten gethan hast. Ich erinnere mich noch gar zu wohl, daß ich dieses alles so sagen hörte, und daß ich daran ein Wohlgefallen fand, welches mich von da an strafbar gegen dich machte, weil es mir einen hohen Grad von Selbstzufriedenheit einflößte, und mich auf die Meinung brachte, ich hätte Wunder geleistet und wäre schon sehr geschickt, indem ich noch nicht einsahe, daß ich alles allein deiner Güte zu verdanken habe, und daß die übernommenen Verpflichtungen von einem furchtbaren Gewicht seyen.

Auf dieser ersten allgemeinen Versammlung der Stände ordnete man die Regentschaft an. Man erklärte die fünf Reichsämter zu meinen Vormündern. Man gab ihnen Vollmacht, alles, was unterzeichnet werden mußte, bis zu meiner Majorennität in meinem Namen zu unterzeichnen; mit der Bedingung, von der Zeit an, wo ich an der Regierung Theil nehmen könnte, nichts ohne meine Bestätigung zu thun. Man verordnete auch, daß bey'm Abgang oder in Abwesenheit eines dieser höchsten Reichsbeamten der

Stellvertreter desselben unterzeichnen sollte, damit alles in gehöriger Form und auf eine authentische Art geschehe. Man erneuerte alle Patente in meinem Namen. Man besetzte die erledigten Aemter und brachte alle innern und äussern Angelegenheiten des Reichs in die Ordnung, welche während der Minderjährigkeit in Ansehung derselben beobachtet werden sollte. Die Vormünder erhielten Vollmacht mit königlicher Autorität zu handeln, und in meinem Namen und unter meinen Auspicien vollständig für alles zu sorgen. Man nahm dem Pfalzgrafen sogleich die Oberaufsicht über die Finanzen ab. Aber dieser Fürst, der klug und verständig war, merkte es, zog sich von selbst zurück, und erwartete den Streich nicht. Doch ließ man meine Tante, seine Gemahlin, um mich. Man bestätigte das Ansehen und die Gewalt des Großkanzlers Oxenstierna in Deutschland, und man gab ihm alle erfoderliche Vollmacht für Krieg und Frieden, nebst der allgemeinen Oberaufsicht über alle Armeen bis zu meiner Volljährigkeit. Eben so bevollmächtigte man seine Räthe, welche man ihm in der That nur um der Form Willen und zum Schein beygelegt hatte, da alle Gewalt sich auf seine Person beschränkte, und er während seines Aufenthalts in Deutschland in meinem Namen mit unbegränztem Ansehen regierte. Nachdem er aber nach Schweden zurückberufen worden war, besaß dieser grosse Mann dort während der Minderjährigkeit, alles Neides und aller Eifersucht gegen ihn ungeachtet, eine noch unumschränktere Gewalt.

Die fünf grossen Aemter waren damals von folgenden Personen besetzt, welche ich hier, so gut es mir möglich seyn wird, nach ihrem Charakter und ihren persönlichen Eigenschaften, schildern will.

Der erste war der Großdrost, Baron Gabriel Oxenstierna Gustavson: ein Mann mit allen den Talenten begabt, die bey dem Volke beliebt machen. Er war leutselig, redlich und wurde von dem Adel und dem Volk geliebt. Er besaß, nach der Sitte des Landes, eine gewisse natürliche Beredsamkeit, ohne alle Kunst, denn er hatte nur eine oberflächliche Kenntniß des Lateinischen. Unter der Regierung des verstorbenen Königs war er in Polen, in England und in Holland Gesandter gewesen. Er hatte Statthaltereyen und andere Bedienungen verwaltet und sich dabey gut benommen. Er war ein jüngerer Bruder des Großkanzlers, Schwager des Großmarschalls, und ein sehr rechtschaffener Mann. Er starb während der Minderjährigkeit.

Der Graf Brahe trat an seine Stelle, wie ich in der Folge sagen werde. Er war der erste Edelmann in Schweden, der erste Graf im Senat, Abkömmling eines alten und sehr berühmten Hauses, und ein naher Verwandter des unsrigen. Er war sehr geschickt in seinem Amt. Er hatte mehrere gute Eigenschaften, die ihn bey jedermann beliebt machten, ungeachtet seines Geizes und einigen Eigensinns, dessen man ihn beschuldigte. Uebrigens war er sehr rechtschaffen, nicht unwissend, geschickt in Leibesü-

bungen und sehr angenehm im Umgang, über das auch von sehr viel persönlichem Muth. Er hatte die Ehre zweymal Regent und Vormund zweyer Könige zu seyn, nemlich der meinige, und der des itzigen Königs Karls XI: ein seltener und sehr ausserordentlicher Fall, der mir bemerkenswerth zu seyn scheint. Er starb verwichenes Jahr in einem hohen Alter, aber noch bey vollen Kräften (*).

Der zweyte war der Großmarschall, Graf Jakob De la Gardie, ein Franzose von Geburt, und ein in seinem Beruf fähiger, tapferer Mann, welcher der Krone unter der Regierung des verstorbenen Königs in Rußland und in Polen wichtige Dienste geleistet hatte. Er stieg Stuffenweise zu der höchsten Stelle eines Marschalls von Schweden, zu welcher seine Verdienste, mit Gunst verbunden, ihn erhoben hatten. Er war ein gerader Mann, nicht ohne Talente, etwas rasch, der Verstellung unfähig und ein ziemlicher Schwätzer: aber übrigens ein Mann, der allenthalben seine Pflicht sehr gut gethan hatte. Er war stets des Großkanzlers Mitwerber um die Gunst des verstorbenen Königs gewesen: und da er immer zur Anführung von Armeen oder zur Regierung entfernter Provinzen gebraucht wurde, so spielte er sein ganzes Leben hindurch, nächst dem Großkanzler, die größte Figur im Staat und starb endlich während meiner Regierung reich an Jahren und mit

(*) Der Graf Brahe starb den 12ten September 1680. Christine schrieb also ihre Bekenntnisse 1681.

menschlichem Ruhm bekrönt in der schwedischen Religion, in welcher er geboren und erzogen war.

Der dritte, der Großadmiral, Baron Carl Carlson, war ein unehlicher Bruder des verstorbenen Königs und mein Oheim: ein sehr tapferer, redlicher Mann, und guter Schwede von altem Schlag, vieler Rechtschaffenheit und ziemlichen Fähigkeiten, die grösser gewesen wären, wenn sie nicht das Unglück einer harten und langen, achtzehnjährigen Gefangenschaft in Polen, wo er diese ganze Zeit hindurch Fesseln an den Füssen trug, niedergedrückt hätte. Er besaß grosse persönliche Tapferkeit, wovon er bey mehrern Gelegenheiten treffliche Proben ablegte, und hatte sich allenthalben, wo er gewesen war, gut benommen. Sein Eifer und seine Treue für das königliche Haus waren unverletzlich. Er liebte mich wie sein Kind. Auch er starb in vollem Glanze menschlichen Ruhms während meiner Regierung.

Der vierte war der Großkanzler Axel Oxenstierna; eben jener grosse Mann, von welchem ich schon so viel gesprochen habe, in der Folge noch viel sprechen werde, und von dem man nicht genug sagen kann. Dieser grosse Mann hatte viel erworbene Kenntnisse, weil er in seiner Jugend fleissig studiert hatte. Er las noch mitten unter seinen wichtigen Geschäfften. Er hatte eine grosse Geschicklichkeit und Kenntniß in politischen Geschäfften und Welthändeln. Die Stärke und Schwäche aller Staaten unsers Europa war ihm bekannt. Er besaß eine vollendete Weisheit und

Staatsklugheit, unermeßliche Talente und ein grosses Herz. Er war unermüdlich. Seinem Fleiß und seiner Thätigkeit in den Staatsgeschäfften kam nichts gleich: sie machten sein Vergnügen und seine einzige Beschäfftigung aus und wenn er einige Erholung bedurfte, so suchte er diese nur wieder in Geschäften anderer Art. Er war nüchtern, soviel man es in einem Lande und in einem Zeitalter seyn kann, das diese Tugend nicht kannte. Er hatte einen guten Schlaf und sagte: nie seye er durch irgend etwas im Schlafe gestört oder wieder aufgewekt worden; ausser zweymal in seinem Leben, das erstemal bey dem Tode des verstorbenen Königs, das anderemal nach dem Verlust der Schlacht bey Nördlingen. Sonst hätte ihn kein Geschäfft je aufgeweckt, noch verhindert wie gewöhnlich zu schlafen. Er sagte mir oft, wenn er sich schlafen lege, so lege er mit den Kleidern alle seine Sorgen ab und lasse sie bis auf den folgenden Tag ruhen. Uebrigens war er ehrgeitzig, aber treu, unbestechlich, nur ein wenig zu langsam und phlegmatisch. Er wurde, wovon man in Schweden noch kein Beyspiel hatte, in einem Alter von 24 Jahren zum Großkanzler König Karls IX. gemacht. Er diente unter vier Königen in dieser Stelle und starb sechs Monate nach meiner Abdankung, die er nicht ertragen konnte. Sie fiel ihm so sehr auf's Herz, daß er nicht mehr der gleiche Mann war; indem ihn ohnehin schon sein hohes Alter unfähig machte, einem für ihn so schmerzhaften Schlag zu

widerstehen. Er war eines der größten Hindernisse, welche ich besiegen mußte, um meinen Entschluß, dir alles aufzuopfern, ausführen zu können; denn ich liebte diesen grossen Mann, wie einen zweyten Vater. Ich hatte Verpflichtungen gegen ihn, und wußte, was ich ihm schuldig war, wenn ich nicht gegen seine Verdienste um mich und um den Staat undankbar seyn wollte. Aber ich war zu dem Ruhm berufen, dir alles aufzuopfern, und dem mußte ich gehorsam seyn, wie ich in der Folge sagen werde. Ich bin dieses Zeugniß seinen Verdiensten schuldig, denn ich, die beynahe alles, was in meinem Zeitalter groß und berühmt war, kannte, habe wenige Leute gefunden, die ihm gleich kamen. Nur einen einzigen Mann kenne ich, der ihn in allem weit übertrifft (*). Von dieser unvergleichlichen Person werde ich oft zu sprechen Gelegenheit haben, und ihrem ausserordentlichen Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Der fünfte war der Großschatzmeister Gabriel Oxenstierna, Geschwisterkind mit dem Großkanzler: ein rechtschaffener und zu seiner Stelle hinlänglich geschickter Mann. Er hatte vorher Statthaltereyen, Stellen und Aemter verwaltet, bey denen er sich sehr gut benommen hatte, auch bewies er sich des Amtes, zu welchem ihn der verstorbene König erhob, sehr würdig. Er machte ihn zum Großadmiral und

(*) Arkenholz glaubt, Christine meyne hier den Cardinal Azzolini; findet aber natürlich die Vergleichung sehr hinkend.

er starb in dieser Würde unter der Regierung Karl Gustavs ein Jahr nach meiner Abdankung, die er wie alle seine Mitbrüder mit Schmerzen betrachtete.

Unter der Vormundschaft dieser fünf grossen Greise wurde ich erzogen, und unter ihrer Leitung wurde Schweden während meines zarten Alters in meinem Namen glücklich und ruhmvoll regiert. Unter so guten Meistern lernte ich, was ich von der Kunst zu leben und zu regieren weiß, so daß man, wenn ich ihre grossen Lehren schlecht befolgt habe, nur mir die Schuld beymessen muß. Indessen glaube ich mich verpflichtet, nachdem ich diese grossen Männer kennen gelehrt habe, nun von meiner Erziehung zu sprechen, da ich deine Güte, Herr, gegen mich in diesem Stück nicht genug bewundern kann.

Kap. 8. Diejenigen, welche der Erziehung die Kraft und den Namen der andern Natur beylegten, haben ohne Zweifel eingesehen, wie wichtig sie für alle Menschen ist; aber die Erziehung junger Prinzen ist es auf eine so vorzügliche Art, daß wer sie schlecht erziehet, dadurch ein nicht geringeres Verbrechen begeht, als jene Ungeheuer, (wenn es deren giebt) welche die Flüsse und Quellen vergiften, aus denen jedermann Wasser schöpft. Ein für den Thron gebornes Kind ist ein allgemeines Gut, von welchem der Ruhm des Staats und das Glück jedes Einzelnen abhängt. — Man kann hier nicht zu sorgfältig seyn, und sollte diese jungen königlichen Pflanzen mit dem Fleiß und der Kunst verpflegen, die sie wohl verdienen. Indessen

ist der Irrthum des Volks und das Unglück der Fürsten so groß, daß der gemeine Haufen der Menschen überzeugt ist, man müsse nur darauf arbeiten, die Fürsten zu albernen, dummen und schlechten Menschen zu machen, um sich gegen eine Gewalt zu sichern, vor der alles zittert. Die Menschen sind schwer zu überreden, daß man seinem eigenen Glück im Wege stehe, wenn man keinen fähigen und rechtschaffenen Herrn haben wolle. Und doch ist nichts gewisser, und jeder, der sich nicht selbst täuschen will, sollte überzeugt seyn, daß es kein grösseres Unglück gebe, als sich der Leitung eines Tohren überlassen zu müssen, der die Gewalt in Händen hat. Mehrere beynahe unüberwindliche Hindernisse machen die Erziehung der Fürsten sehr schwierig. Es ist unmöglich seine Begriffe so zu generalisiren, daß es nicht dabey viele Ausnahmen von den angenommenen Regeln gebe. Man sollte auf die natürlichen Anlagen der Kinder, auf das Clima, in dem sie geboren wurden, auf die Sitten ihrer Nation, auf ihre Kräfte, auf ihr Temperament, Fähigkeit und Genie; ja selbst auf das Jahrhundert, in welchem sie geboren wurden, und auf ihr Geschlecht Rücksicht nehmen. Alles dessen muß man sich nach reiflicher Erwägung zu bedienen wissen, um durch eine treffliche und königliche Erziehung einen Fürsten, so viel man es vermag, geschickt und seines Ranges würdig zu machen. Es ist freylich wahr, daß alle Mühe und Arbeit verloren ist, wenn es an natürlicher Anlage fehlt. Aber ich

bin überzeugt, daß eine gute Erziehung vortreffliche Anlagen noch bewundernswürdiger macht, und, wenigstens für eine Zeitlang, den Schlechten verhindert, sich ganz auf die schlimme Seite zu legen. Die Wahrheit hat Mühe an den Höfen Eingang zu finden. Die Lüge ist dort gar zu mächtig, und hat daselbst ihren Thron. Wer glaubt, die Kindheit seye noch die einzige Zeit, in welcher sich die Wahrheit den Fürsten nähere, irret sich. Denn man fürchtet sie und schmeichelt ihnen schon von der Wiege an. Sie würden noch gar zu glücklich seyn, wenn der Umgang dieser Göttin ihnen in ihrer Kindheit vergönnt wäre. Die Menschen fürchten eben so sehr das Gedächtniß der Fürsten als ihre Macht. Sie behandeln sie wie junge Löwen, die immer die Leute zerkrazen, wenn sie sie auch noch nicht verschlingen können. Kurz jedermann giebt sich aus verschiedener Absicht und Interesse Mühe, sie zu verderben. Alle Porphyrogeneten werden immer im Müssiggang, in der Unwissenheit, und in der Weichlichkeit erzogen. Man bildet sie unter Schmeicheley und Beyfallsbezeugungen. Und selbst die Schmeicheley ist nicht das gefährlichste Gift, das man ihnen beybringt. Würde man nur ihrem Verdienste Beyfall schenken, so müßte sie ihnen zur Ermunterung dienen gut zu handeln. Aber zu ihrem größten Unglück verderbt man sie dadurch, daß man selbst allen ihren Thorheiten und Fehlern Beyfall zuklatscht.

Zu Dir allein, Herr, muß man seine Zuflucht

nehmen. Du allein giebst jenes lenksame Herz und jenen verständigen Geist, deren einer deiner Lieblinge (*) sich so nachdrücklich freut. Deine Güte, Herr, schenkte mir diese Gabe mit einer ihrer würdigen Freygebigkeit. Mein Herz war lenksam. Es war edel und groß, sobald es zu fühlen anfieng. Von eben der Art war auch der Geist, dem du die gleiche Wohnung mit ihm angewiesen, und dem du eine unersättliche Begierde nach Wahrheit, nach Tugend und Ruhm eingepflanzt hattest. Noch itzt fühle ich sie eben so stark und feurig in mir, jene edlen und würdigen Empfindungen, die du dem weisesten unter den Menschen, dem größten aller Könige in's Herz legtest, und die einst seine Feder mit so vielem Nachdruck schilderte. Du hast auf eine so ausgezeichnete Art für mich gesorget, daß du, nicht zufrieden mit so vielen mir erwiesenen Gunstbezeugungen, mir noch alles das verschaffen wolltest, was man in meinem Vaterland zu einer königlichen Erziehung nur immer wünschen konnte. Du allein weißt, ob ich so vieler Gnade gehörig entsprochen habe? Ich könnte mich täuschen, indem ich mir und andern zu seyn schiene, was ich nicht bin. Dich aber kann ich nicht täuschen, denn du kennest das Werk deiner Hände.

Der König, mein Vater, der mich, und (wie es seine Schuldigkeit war) Schweden noch mehr, als mich, liebte, trug grosse Sorgfalt für meine Erzie-

---

(*) Salomo.

hung. Er wählte meine Aufseher und Lehrer, und war glücklich in seiner Wahl, insoweit es der Zwang erlaubte, den er sich dabey auferlegt hatte, diese Aemter keinen Ausländern zu geben. Man hatte, wie ich von guter Hand weiß, dem Könige vorher gesagt, ich würde nicht in der Religion, worin ich geboren war, sterben, und würde alles verlassen müssen. Dieses wirkte so stark auf ihn, daß alle seine Gedanken dahin abzielten, die Sache zu hintertreiben, und er hoffte, das zu erreichen, wenn er mich keinen andern als den Händen geborner Schweden anvertraute, deren er sich sicher zu seyn glaubte, vorzüglich aber dadurch, daß er befahl, keinem Katholiken den Zutritt zu mir zu gestatten. Aber du, Herr, der du alle Vorsicht menschlicher Klugheit vernichtest, und dessen Absichten nichts zu widerstehen vermag, du hast alle Hindernisse besiegt, die man meinem ewigen Glück entgegensetzte.

Er wählte also zu jenem Endzweck Axel Baner, Bruder des Marschalls, der sich in Deutschland so berühmt gemacht hat, und dem man in der Folge das verdiente Lob ertheilen wird. Er erklärte ihn zu meinem Gouverneur. Dieser Mann war schwedischer Senator und Großmeister des königlichen Hauses. Er war zu seiner Zeit ein so guter Hofmann, als irgend einer in Schweden. Er hatte allen Lustparthieen des Königs beygewohnt, war der Vertraute seiner Liebeshändel, und sein beständiger Gesellschafter auf Reisen, wie bey Lustbarkeiten und Aus-

schweifungen gewesen. Der König liebte ihn so sehr, daß er ihn vor seiner Heyrath, und wenn er von der Königin, seiner Gemahlin entfernt war, bey sich schlafen ließ. Er war lange Zeit sein Kammerherr, sehr geliebter Günstling und Vertrauter gewesen. Seitdem hatte er ihn zum Senator gemacht, und ihn in Schweden zurückgelassen. Dieser Edelmann zeichnete sich in allen Leibesübungen aus: er war ein Hofmann, aber sehr unwissend und verstand keine andere Sprache, als sein Schwedisches: Ueberdas war er sehr zornmüthig und hitzig: In seiner Jugend dem Wein und den Weibern ergeben: Seine Fehler begleiteten ihn bis an's Grab, aber doch hatte er sich darin sehr mässigen gelernt. Man muß sie den Sitten theils des Zeitalters, theils der Nation zu gut halten. Er war übrigens ein rechtschaffener Mann, und starb in seinem Amt im Jahr 1639.

Der König gab mir auch einen Unter-Gouverneur, Gustav Horn, Neffen des in Deutschland so bekannten Marschalls, dem man auch an seinem Ort wird Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dieses war ein sehr rechtschaffener Mann: er hatte gut studiert, verstand alle fremden Sprachen, und redete sie ziemlich gut. Er besaß Geschicklichkeit in Leibesübungen: er war ein Hofmann, hatte Reisen gemacht, und für den König, seinen Herrn, in Frankreich und andern fremden Ländern Aemter verwaltet. Bey den eigenthümlichen Fehlern seines Landes hatte er wenigstens einigen Anstrich von der Politur fremder Länder,

weil er Frankreich, Spanien und Italien gesehen hatte. Auch er war Senator und starb ebenfalls in seinem Amt, kurz vor Axel Baner.

Zu meinem Lehrer wählte der König den Doktor Johann Matthiä, seitdem Bischof von Strängnäs, einen Mann von guter Familie und gutem Charakter, erfahren in Wissenschaften und schönen Künsten, sehr geschickt ein Kind meiner Art gut zu unterrichten, von einer Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Sanftmuth, die ihm Liebe und Achtung erwarb. In seinem Aeusserlichen war nichts Pedantisches. Er war ein geschickter und redlicher Mann. Man hatte ihn im Verdacht eines grossen Hangs zu dem Calvinisme. Ich weiß nicht, ob ihm Unrecht geschahe: Aber am Ende ist das der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen konnte. Auch lag wenig daran, ob er Calvinist oder Lutheraner war. Ich sollte weder das eine noch das andere werden.

Noch nicht zufrieden mit so vieler Weisheit für meine Erziehung gesorgt zu haben, trug der König auch meinen Vormündern die Oberaufsicht über meine Jugend und meine Person auf. Vorzüglich übertrug er dem Großkanzler Oxenstierna eine speciellere Aufsicht über mich. Er befahl ihm besondere Sorge für meine Person zu tragen. Vorzüglich erklärte er gegen ihn seinen Willen, daß man mich von der Königin, meiner Mutter, wegnehme, sobald ich die Jahre der Vernunft erreicht hätte.

Solchen Leuten, wie ich sie eben geschildert habe,

trug der König die Sorge für meine Erziehung auf. Sie fiengen ihr Geschäffte sogleich an, nachdem sie im Jahr 1631 ernannt worden waren, und deine Gnade, Herr, war es, daß sie nicht ohne Nutzen daran arbeiteten, und daß ich in meinem Lernen, und in meinen Uebungen in kurzer Zeit Fortschritte machte, welche die Kräfte meines Alters und meines Geschlechts überstiegen. Der König hatte allen jenen Personen befohlen, mir eine ganz männliche Erziehung zu geben, und mich alles zu lehren, was ein junger Prinz wissen muß, um würdig zu regieren. Er erklärte ausdrücklich: Er wolle nicht, daß man irgend eine Eigenschaft des Weibes an mir ausbilde, als Sittsamkeit und Bescheidenheit. In allem Uebrigen sollte ich seinem Willen nach Prinz seyn, und in allem unterrichtet werden, was ein junger Prinz wissen muß. Meine Neigung entsprach hierin seinen Absichten ausserordentlich: Denn ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen und Antipathie gegen alles, was die Weiber thun und reden. Meiner Ungeschicklichkeit in allen ihren Handarbeiten war überdas durch nichts abzuhelfen. Man fand nie ein Mittel, mir etwas davon beyzubringen. Aber dagegen erlernte ich in einem Alter von vierzehn Jahren mit bewundernswürdiger Leichtigkeit alle Sprachen, Wissenschaften und Uebungen, die man mich lehren wollte. Aber seitdem habe ich ohne Hülfe eines Lehrers viele andere gelernt: Und es ist gewiß, daß ich nie einen hatte, um die deutsche, französische, italiä-

nische, spanische Sprache zu lernen, so wenig als für das Schwedische, welches meine Mutterſprache ist. Eben so verhält es sich in Ansehung der Leibesübungen. Ich lernte nur ein wenig tanzen und zu Pferd zu steigen. Dennoch verstehe ich auch die übrigen, und weiß alle Waffen ziemlich gut zu führen, beynahe ohne je gelernt zu haben, wie man sie behandeln muß. Kurz bey dem, was man mich lehrte, und was ich aus mir selbst erlernen wollte, hast du, Herr, mir die Gnade erwiesen, mich alles dessen, was ein Prinz zu wissen bedarf, und was ein Frauenzimmer mit Ehren lernen kann, fähig zu machen. Ich war überdas unermüdlich. Oft schlief ich unter freyem Himmel auf dem harten Boden. Ich aß wenig und schlief noch weniger. Ich blieb zwey bis drey Tage ohne alles Getränk, weil man mir nicht erlaubte, Wasser zu trinken, und ich gegen Wein und Bier einen fast unüberwindlichen Widerwillen hatte; ja die Königin, meine Mutter, gab mir einmal die Ruthe, als sie mich ertappte, daß ich verstolen den Thau trank, womit sie ihr Gesicht wusch. Dieses nöthigte die Leute mir Kofent zu gestatten, welchen man für das schlechteste Bier hält, das bey uns nur von dem niedrigen Pöbel getrunken wird. Aber genug ich trank aus Noth davon, weil ich ihn immer noch Bier und Wein vorzog. Ich glaube dieses habe mir die Eingeweide so sehr erhitzt und sie inwendig so stark entzündet, daß mir dadurch viele Beschwerden der Galle zugezogen wurden; denn

mei-

meine Galle hat mir das Blut auf eine ganz sonderbare Weise erhitzt, weil ich nie trank, als wenn mich die größte Noth dazu drang. Auch hungern konnte ich eben so gut, wenn es seyn mußte: aber zum essen war mir alles gut, Schinken ausgenommen und alles, was vom Schwein kommt, wogegen ich eine unüberwindliche Antipathie habe. Ich ertrug Hitze und Kälte ohne alle Mühe. Ich legte grosse Strecken zu Fuß zurück. Vom Reiten wurde ich nie müde. Ich führte diese ausserordentliche Lebensart aller Welt zum Trotz. Man unterließ nichts, mich daran zu verhindern, aber man mußte Geduld haben und mich machen lassen. Ich liebte das Studieren leidenschaftlich, aber die Jagd, Bewegung und Spiel nicht weniger. Ich liebte Pferde und Hunde, aber keinem Vergnügen opferte ich je einen Augenblick, der entweder meinem Studieren oder meiner Pflicht gehörte, auf: und du weißt, Herr, daß ich mir durch deine Gnade hierüber nichts vorzuwerfen habe. So sehr ich die Jagd liebte, war ich doch nicht grausam und nie tödete ich ein Thier, ohne lebhaftes Mitleiden gegen dasselbe empfunden zu haben. Männer und Weiber, die ich zur Aufsicht um mich hatte, wußten sich oft nicht mehr zu helfen, denn ich ermüdete sie ungemein, und ließ ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe: und wenn meine Frauen mich von einer so ermüdenden Lebensart abbringen wollten, spottete ich ihrer und sagte zu ihnen: Wenn ihr schläfrig seyd, so geht zur Ruhe, ich brauche euch nicht. Meine Tages-

stunden waren zwischen Geschäffte, Studieren und Leibesübungen getheilt. An Festtagen wurde gespielt, man gieng auf die Jagd oder genoß irgend eine andere Belustigung, die meinem Alter angemessen war.

Seit seiner Rückkehr nach Schweden (im Jahr 1636) brachte der Kanzler täglich drey bis vier Stunden mit mir zu, um mich in meiner Pflicht zu unterrichten. Von ihm eigentlich lernte ich zum Theil, was ich von der Regierungskunst weiß. Du wolltest, Herr, daß einer der größten Männer in der Welt mir den ersten Unterricht darin gebe, und das ist keine meiner geringsten Verpflichtungen gegen dich, daß du mir nach dem Verlust des Königs, meines Vaters, diesen grossen Mann übrig liessest, mich zu unterweisen. Ich fand ein ausserordentliches Vergnügen daran, ihn reden zu hören, und es gab kein Geschäfft, kein Spiel, kein Vergnügen, das ich nicht mit Freude verließ, um ihm zuzuhören. Dagegen war es auch seine größte Lust, mich zu unterrichten, wir brachten drey oder vier Stunden, oft auch mehr, sehr zufrieden bey einander zu, und, wenn ich es sagen darf ohne die Bescheidenheit zu verletzen, dieser grosse Mann sahe sich mehr als einmal gezwungen, ein Kind zu bewundern, welchem du so grosse Talente, und vorzüglich eine Lernbegierde und eine Empfänglichkeit für den Unterricht verliehen hattest, die er als eine, in meinem damaligen Alter, seltene Erscheinung bewunderte, ohne sie zu begreifen.

Meinem Lehrer machte ich die gleiche Freude.

Mein Fleiß war ununterbrochen. Ich liebte schöne Bücher und las sie mit Vergnügen. Ich hatte eine unersättliche Begierde alles zu wissen. Ich war zu allem geschickt und verstand alles ohne Mühe. Zuweilen erklärte ich ihm, was er nicht verstand, oder nicht zu verstehen vorgab. Kurz alle, deren Unterricht ich genoß, waren sehr mit mir zufrieden. Mein Lehrer war mein Vertrauter. Ich theilte ihm alle meine kleinen Bekümmernisse mit und setzte ihn oft durch meine Bemerkungen in Erstaunen. Wir sprachen miteinander über die Landesverfassung. Er sagte mir alles, was vorfiel, und ich machte bey ihm über alles meine Anmerkungen. Ich war ungemein verschwiegen, und man konnte sich in allem auf mich verlassen.

Mit einer so glücklichen Geburt, mit so vielen schönen Talenten, welche Geschenke deiner blossen Gnade, o Herr, sind, hatte die verdorbene Natur Fehler verbunden, die ich nicht verhelen will. Ich war mißtrauisch, argwöhnisch und überdas bis zur Ausschweifung ehrgeitzig. Ich war zornmüthig und hitzig, stolz und ungeduldig, verachtend und spöttisch. Ich verschonte niemand: und diese Fehler, statt sich mit dem Alter und den Glücksumständen zu vermindern, haben vielmehr so überhand genommen, daß sie mich nur zu gut einsehen lehrten, sie gehörten meiner Person und nicht meinem Stande zu: und, was sehr ungewöhnlich ist, ich fühlte diese Fehler im Unglück weit stärker und lebhafter, als im Glück. Denn es

scheint als ob die Ruhe des Glücks wilde Thiere gewissermassen besänftige und einschläfere, das Unglück hingegen sie reitze und aufwecke. Ich weiß wohl, daß ich sie verbergen kann, wenn ich will, aber ich erinnere mich nicht, mir je im Ernst Mühe gegeben zu haben, um sie völlig zu bezwingen. Deine Gnade, Herr, allein ist es, die sie verhindert hat, mich so weit hinzureissen, als sie gehen könnten, und wenn du ihnen zuweilen den Zügel liessest, so gestattetest du ihnen doch nie, daß sie mich in's Verderben stürzten. Ueberdas war ich ungläubig und nicht sonderlich andächtig (*), und mein feuriges, ungestümmes Tem-

(*) In den schon früher erwähnten Zusätzen Christinens zu den unter ihrer Aufsicht verfertigten Annalen ihrer Regierung, soll sie bey dem J. 1648 die Anmerkung gemacht haben: „Die Königin wurde von „einem gefährlichen Fieber befallen, und in dieser „Krankheit that sie Gott das Gelübde, alles zu verlassen, um eine Katholikin zu werden, im Fall ihr „Gott das Leben schenkte". Der Redakteur jener Annalen, freylich selbst ein eifriger Katholik, fügt folgende Stelle hinzu, die er in einem eigenhändigen Manuscript der Königin gefunden haben will: „Alle Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe, welche „ich mein ganzes Leben hindurch für dich, Herr, „hatte, hinderte mich nicht sehr ungläubig und we„nig andächtig zu seyn. Ich glaubte nichts von der „Religion, in welcher ich erzogen wurde. Alles, was „man mir davon sagte, schien mir deiner wenig wür„dig. Ich glaubte die Menschen liessen dich nach ih-

perament gab mir einen eben so starken Hang zur Liebe als zum Ehrgeitz. In welches Unglück würde mich nicht ein so fürchterlicher Hang gestürzt haben, wenn nicht deine Gnade sich selbst meiner Fehler bedient hätte, um mich von demselben zurückzubringen. — Mein Ehrgeitz, mein Stolz, unfähig sich jemandem zu unterwerfen, und mein alles verachtender Hochmuth dienten mir zu vortrefflichen Verwahrungsmitteln, und das zarte Gefühl, das du in mich pflanztest, beschützte mich zu deiner Ehre und meinem Glück gegen einen so gefährlichen Hang. So nahe ich oft auch dem

---

„rer Weise sprechen, und sie wollten mich täuschen „und mich in Furcht setzen, um mich nach ihrer Art „zu regieren. Ich hatte einen tödtlichen Haß gegen „die langen und häufigen Predigten der Luthera„ner; aber ich sahe ein, daß man sie müßte reden „lassen, und Geduld haben, und daß ich meine Ge„danken darüber verbergen müßte. Als ich aber ein „wenig groß geworden war, bildete ich mir eine Art „von Religion ganz nach meiner Weise, in Erwar„tung derjenigen, welche du mir einflößtest, und zu „welcher ich von Natur eine so heftige Neigung hatte. „Du weißt, wie oft ich in einer dem grossen Haufen „unbekannten Sprache dich um die Gnade bat, von „dir erleuchtet zu werden; daß ich gelobte, dir selbst „um den Preis meines Lebens und meines Glücks „gehorsam zu seyn". Wenn diese Stelle nicht untergeschoben ist, so machte sie wahrscheinlich ein späteres Fragment dieser, wie wir sehen werden, früh abgebrochenen Bekenntnisse aus.

Abgrund war, so hat mich doch deine mächtige Hand davon zurückgezogen. Du weißt, was immer die Verläumdung darüber sagen möge, daß ich an allen lügenhaften Sagen unschuldig bin, durch die sie mein Leben anzuschwärzen suchte. Ich gestehe, daß mich vielleicht der Hang meines Temperaments zu schrecklichen Unordnungen hingerissen hätte, wenn ich nicht ein Mädchen gewesen wäre. Aber du, der du machtest, daß ich mein ganzes Leben hindurch Ruhm und Ehre mehr liebte, als irgend ein Vergnügen, du hast mich vor allem dem Unglück bewahrt, in welches Gelegenheiten, die Freyheit meines Standes und mein feuriges Temperament mich sonst hätten stürzen können. Ich würde mich ohne Zweifel verheyrathet haben, wäre ich mir nicht der Stärke, die du mir gabst, die Freuden der Liebe zu entbehren, bewußt gewesen. Ich kannte die Welt viel zu gut, um nicht zu wissen, daß ein Mädchen, welches seinem Vergnügen nachhängen will, eines Mannes bedarf: vorzüglich ein Mädchen meines Standes, welches nie heyrathet, als sich einen Diener oder vielmehr einen Sklaven ihres Willens und ihrer Launen zu verschaffen. Ich war in einem Stand und in einer solchen Lage geboren, daß ich unter allen Männern denjenigen hätte wählen können, der am meisten nach meinem Sinn gewesen wäre; denn es war keiner auf der Welt, der sich nicht glücklich geschätzt hätte, meine Hand zu erhalten. Und ich hatte Verstand genug, meinen Vortheil zu kennen und zu benutzen.

Bey einigem Gefühl von Schwäche würde ich wie so viele andere geheyrathet haben, um mich zu vergnügen, und alle Vortheile meiner Lage zu genieſſen, und gewiß hätte ich nichts von jenem unbezwinglichen Widerwillen gegen die Ehe (wovon ich so viele auffallende Beweise gab) empfunden, wenn sie mir so nothwendig gewesen wäre. Aber du schenktest mir ein Herz, welches nur von dir erfüllt seyn sollte. Du bildetest es so bewundernswürdig, so vielumfassend, daß nur du allein es ausfüllen konntest. Du solltest der einzige Gegenstand meiner Wünsche seyn. Dieses Herz gehörte dir, seitdem es in meinem Busen schlug. Du hattest in demselben ein geheimes, mir selbst unbekanntes Einverständniß. Du allein hast in diesem Herzen Wunder gethan, die für dich desto ruhmvoller sind, da sie nur dich allein zum Zuschauer und Zeugen haben. Zu diesem bewundernswürdigen Band zwischen uns mußten dir meine Sünden und meine Fehler, welche mir zugehören, nicht weniger beförderlich seyn als alle jene Tugenden und Talente, mit denen du gegen mich so freygebig warest. Ich habe zu allem dem blos meine Unwürdigkeit beygetragen, und es bleibt mir nichts übrig als mit Ehrfurcht und Stillschweigen auf dich acht zu geben, dich machen zu lassen, und dich zu bewundern.

Ein anderer Fehler, dessen ich mich beynahe zu beschuldigen vergaß, ist der, daß ich den Wohlstand meines Geschlechts gar zu sehr verachtete, daher schien ich oft weit strafbarer, als ich wirklich bin: aber ich

sahe diesen Fehler zu spät ein, um ihn abzulegen, auch wollte ich mir nicht die Mühe dafür geben. Ich bin sogar überzeugt, daß ich besser gethan hätte, mich überall nicht daran zu kehren, und dieses ist die einzige Schwäche, deren ich mich anklage; denn da ich nicht geboren war, mich ihm zu unterwerfen, so hätte ich mich völlig unabhängig machen sollen, so wie es mein Stand und meine Denkungsart erfoderten.

Ich hatte noch andere Fehler, welche mir gewisse Personen von beyden Geschlechtern, die in meiner Kindheit um mich waren, durch ihr böses Beyspiel beybrachten, und von denen ich mich durch deine Gnade gänzlich losgemacht habe. Kinder sind wie die Affen, sie ahmen alles nach, was sie andere machen sehen: sie sind wie Wachs aller eingedrückten Formen empfänglich. Unsere Nation hat Fehler, die ihr eigen sind, so wie jede andere die ihrigen hat. Du bewahrtest mich vor der Völlerey, aber du liessest zu, daß ich von dem Laster des Fluchens angesteckt würde: aber durch deine Gnade, Herr, habe ich mir dasselbe gänzlich abgewöhnt. Doch verdiene ich einige Entschuldigung, weil ich in einem Lande und in einem Zeitalter geboren bin, wo dieser Fehler bey beyden Geschlechtern in Schweden gleich stark herrschte, wo man nicht sprechen konnte, ohne zu fluchen. Sobald ich im Stande war, meinen Fehler einzusehen, gab ich mir Mühe, mich davon zu heilen, und durch deine Gnade gelang es mir. Noch habe ich zwey

andere Fehler, nemlich daß ich zu oft und zu laut lache, und zu schnell gehe. Aber weil ich nie unzeitig lache, so habe ich jenen Fehler nicht geachtet, so wenig als den andern, den zu geschwinden Gang, der eine Folge meiner natürlichen Heftigkeit ist, welche alles Langsame hasset. Alle diese Fehler wären ziemlich unbedeutend, wenn sie sich nicht an einem Frauenzimmer fänden. Mein Geschlecht macht sie tadelhafter, und es benimmt zum Theil selbst allen meinen guten Eigenschaften und Talenten ihren Werth, weil sie von einer Art sind, daß sie sich nicht für daselbe schicken.

Allerdings, Herr, ist es nicht zu entschuldigen, daß ich mich nicht von allen meinen grossen und kleinen Fehlern losgemacht habe, da unter so vielen Talenten, welche deine freygebige Hand über mich ausgegossen hat, auch eine so unumschränkte und so bewundernswürdige Herrschaft über mich selbst war, daß ich alles, was ich will, aus mir mache. Du weißt, o Gott, daß ich die Wahrheit sage. Indessen so vortrefflich und königlich meine Erziehung war, und soviel Sorgfalt man für mich trug, schlichen sich doch dabey Fehler ein, welche ich zum Theil selbst damals einsahe, zum Theil aber erst kennen lernte, als ihnen nicht mehr abzuhelfen war. Einige waren den Leuten, andere dem Land und andere dem Jahrhundert eigen. Ich übergehe sie alle mit Stillschweigen, weil in dieser Welt nichts Vollkommenes ist. Doch kann ich mich durch deine Gnade rühmen, daß

wenige Fürsten in Schweden eine bessere Erziehung genossen haben. Es ist wahr, daß man damals jenes gefällige Aeussere, welches so unentbehrlich ist, um rechtliche Leute von andern zu unterscheiden, in Schweden noch nicht kannte. Man kann sich dieses Aeussere nicht selbst geben, man muß mir also diesen Fehler nicht zurechnen. Wie dem sey, so verdanke ich dir, Herr, alles, was ich bin und ich gestehe, daß ich, nächst dir, allen den grossen Leuten, die mich erzogen haben, dafür verpflichtet bin: ja ich denke, daß ich gegen sie nicht undankbar war, und ich wollte mein Leben darum hingeben, daß ich es auch gegen dich nie gewesen wäre.

Kap. 9. Nachdem man auf dem ersten Reichstag in Schweden im Jahr 1633 über die Regentschaft und über meine Erziehung Einrichtungen getroffen hatte, fieng man an unter meinen Auspicien auf die rühmliche Weise zu regieren, welche ich so gut als mir möglich ist, darzustellen suchen werde, um dir, Herr, allein allen dir dafür gebührenden Ruhm zu geben, und um meiner Nation und jenen grossen Männern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche damals regierten und deren Arbeiten du mit so glücklichem Erfolg krönteſt.

Schweden war in seinem Innern ruhig. Der Handel gieng seinen gewöhnlichen Gang. Die Rechtspflege wurde durch nichts in ihrem Lauf gehemmt. Die Religion war zwar schlecht, aber doch nur eine: was der falschen Staatsklugheit genügt, um von dieser

Seite ruhig zu seyn. Der Krieg in Deutschland gieng immer noch glücklich von statten. Der Stillstand mit Polen war noch nicht verflossen, und man dachte darauf, ihn zu verlängern oder in einen völligen Frieden zu verwandeln. Von Dänemark hatte man nichts zu befürchten, obschon man wie gewöhnlich gegen dasselbe mißtrauisch war.

Indessen schickten die Russen eine feyerliche Gesandtschaft um ihre Beyleids- und Beglückwünschungskomplimente zu machen, und um zu gleicher Zeit die Bestätigung des im Jahr 1612 mit dem verstorbenen König geschlossenen Friedens zu begehren. Sie brachten mir, wie es üblich ist, kostbare Geschenke. Man antwortete ihnen in meinem Namen in aller Form; sie erhielten, was sie verlangten, und wurden mit den gewöhnlichen Geschenken abgefertiget. Diese Gesandtschaft kam nach Nyköping, wohin ich gegangen war, um die Königin, meine Mutter, zu empfangen, die mit dem Leichnam des verstorbenen Königs in dieser Stadt landete. Sie gab Anlaß zu einem kleinen Vorfall, der mir erzählenswerth scheint. Ich war noch so sehr Kind, daß man befürchtete, ich möchte die Audienz nicht mit der erforderlichen Würde aushalten. Man besorgte die Gesandtschaft möchte mich durch ihre, mir noch ganz unbekannten, barbarischen Sitten und Kleidungsart in Furcht setzen. Man bereitete mich also mit vielen Umständen darauf vor. Man belehrte mich über das ganze Ceremoniell, und ermahnte mich, ohne Furcht zu seyn. Diese

Bedenklichkeit verdroß mich nicht wenig, ich fragte ganz zornig, warum sollte ich mich fürchten? Man sagte mir: die Moscowiten wären ganz anders gekleidet als wir: sie hätten grosse Bärte, und sähen fürchterlich aus: es seyen ihre viele, aber man müßte sich nicht vor ihnen fürchten. Zufälliger Weise waren es gerade der Großmarschall und der Großadmiral, die selbst lange Bärte trugen, welche mir bey dieser Gelegenheit Muth einsprechen wollten. Dieses veranlaßte mich, ihnen lachend zu sagen: Was frage ich nach ihren Bärten? Habt Ihr nicht auch einen grosen Bart? doch fürchte ich Euch nicht, und warum sollte ich sie fürchten? Gebt mir gute Anweisung, und lasset mich machen. Wirklich hielt ich ihnen Wort. Ich gab nach Gewohnheit auf dem Thron Audienz, und das mit einer so zuversichtlichen und so majestätischen Mine, daß ich anstatt Furcht zu haben, wie es andern Kindern bey dergleichen Gelegenheiten begegnet ist, den Gesandten die Empfindungen einflößte, welche jedermann fühlt, der sich dem, was in seiner Art vorzüglich groß ist, nähert: die Meinigen waren ausser sich vor Freude, und bewunderten mich, wie man gewöhnlich bey Kindern, die man liebt, selbst in ganz unbedeutenden Dingen thut.

Beynahe um die gleiche Zeit kam die Königin, meine Mutter, an. Sie wurde mit allen gebührenden Ceremonien empfangen. Begleitet von dem ganzen Senat und dem ganzen Hofadel beyderley Geschlechts gieng ich ihr in Person entgegen. Wehklagen

und Thränen erneuerten sich bey diesem traurigen Schauspiel. Ich umarmte die Königin, meine Mutter. Ihre Thränen flossen stromweise auf mich herab, und sie erstickte mich beynahe in ihren Armen. Der Leichnam des Königs wurde in dem Schloß niedergelegt. Man beobachtete das ganze landesübliche Ceremoniell, um das Andenken des größten Königs zu ehren, der je in Schweden regiert hatte. Ich mußte mich zu einer Menge Predigten und Reden hergeben, die mir unerträglicher waren, als der Tod des Königs, meines Vaters, über welchen ich schon lange getröstet war, weil ich mein Unglück nicht kannte. Aber ich fürchte sehr, ich würde mich noch eher darüber getröstet haben, wenn ich im Stande gewesen wäre, es einzusehen. Denn Kinder, welche die Erbschaft einer Krone erwarten, trösten sich leicht über den Verlust eines Vaters. Doch war der meinige so liebenswürdig, und ich liebte ihn so sehr, daß ich glaube, mein Glück würde mich nicht zu leicht über mein Unglück getröstet haben, wenn ich auch im Stand gewesen wäre, es einzusehen. Aber wie dem seyn möge, so waren seit seinem Tode beynahe zwey Jahre verflossen, und ich hatte bey diesen langen und traurigen Ceremonien schreckliche Langeweile. Was mich aber vollends in Verzweiflung setzte, war die traurige Lebensart, welche die Königin Mutter führte. Gleich nach ihrer Ankunft schloß sie sich in ihr Zimmer ein, das von dem Boden bis zur Decke mit schwarzem Tuch bezogen war. Die Fenster

dieses Zimmers waren mit Stoffen von gleicher Farbe behangen. Kein Schimmer von Tageslicht drang hier durch, und man brannte Tag und Nacht Wachslichter, die nur finstere Gegenstände der Trauer beleuchteten. Sie weinte beynahe Tag und Nacht, und es gab Tage, wo sie ihren Schmerz auf einen so ausserordentlichen Grad trieb, daß man sie bemitleiden mußte. Ich hatte grosse Ehrfurcht und eine ziemlich zärtliche Liebe gegen sie. Aber diese Ehrfurcht genierte mich und ward mir lästig, besonders als sie sich wider den Willen meiner Vormünder meiner Person bemächtigte, und mich zu sich auf ihr Zimmer verschliessen wollte. Sie fieng damit an, die Erziehung zu tadeln, die man mir bisher gegeben hatte. Es kam darüber selbst mit der Regentschaft zu einigen verdrießlichen Erläuterungen. Aber die Achtung, welche man für sie trug, machte, daß man ihr für eine Zeitlang darin einigermassen freye Hand ließ. Man erlaubte ihr, mich nach ihrer Art zu regieren, da man ihr die Regentschaft genommen hatte. Man glaubte ihr im Uebrigen diese Nachsicht schuldig zu seyn. Dieses hatte auch die Entfernung meiner Tante von mir zur Folge, weil sie sagte, sie wolle selbst meine Gouvernante seyn. Sie versuchte auch andere Abänderungen, man setzte sich aber mit Grund entgegen. Indessen liebte sie mich zärtlich, um so viel mehr weil ich, wie sie sagte, das lebende Bild des verstorbenen Königs war; dabey aber brachte sie mich aus lauter Liebe oft beynahe zur Verzweiflung.

Sie ließ mich bey sich schlafen, und verlor mich fast nie aus den Augen. Nur mit Mühe erlangte ich die Erlaubniß auf mein Zimmer zu gehen, um zu studieren, und dort meine Uebungen vorzunehmen.

Du, o Herr, liessest die Schwachheiten der Königin, meiner Mutter, zu meinem Vortheil dienen, denn der Zwang, welchen ich bey ihr erduldete, trug dazu bey, mich mit desto grösserm Eifer an das Studieren zu fesseln, und dieses war Ursache, daß ich darin grosse und überraschende Fortschritte machte: denn ich bediente mich dieses Vorwandes, um der Königin, meiner Mutter, zu entwischen, und aus ihrer traurigen Wohnung, gegen welche ich einen so starken Widerwillen hatte, wegzukommen.

Es fiel um diese Zeit eine andere kleine Begebenheit vor, welche, wie mir däucht, Erwähnung verdient. Ich habe schon gesagt, daß ich eine natürliche Antipathie gegen Bier und Wein hatte, und daß ich nur durch ausserordentlichen Durst gezwungen mich dieser Getränke bediente. Dieser Widerwille vermehrte sich so wie ich grösser und älter wurde. Er gieng so weit, daß ich ganze Tage zubrachte, ohne zu trinken: welches mir ungemein viel Beschwerden verursachte. Weil aber die Noth erfinderisch ist, so entdeckte ich, daß die Königin Mutter in einem Winkel ihres Zimmers einen grossen Vorrath von Thauwasser hatte, womit sie sich das Gesicht wusch. Ich machte sogleich einen Anschlag auf dieses Wasser, und gieng richtig jeden Nachmittag um davon zu trinken,

und so geheim, daß man es eine Zeitlang nicht bemerkte. Indessen fieng endlich die Königin Mutter, die ihren Vorrath abnehmen sahe, an, ihre Frauen darüber auszuschelten, welche ihr aber versicherten, daß sie es nicht tränken, und daß sie nicht so albern wären, es anzurühren. Ich, die den wahren Hergang der Sache wußte, fieng an eine Entdeckung zu besorgen wie es auch wirklich kam, denn man paßte mir auf, die Königin ertappte mich auf der That, und gab mir selbst nachdrücklich die Ruthe, weil sie mir ein grosses Verbrechen daraus machte, Wasser getrunken zu haben. Ich sagte zu meiner Entschuldigung, daß ich vor Durst stürbe, und weder Bier noch Wein leiden könnte.

Indessen hatte die Königin Mutter, meine Erziehung betreffend, einigen Streit mit meinen Vormündern, welche sie zwar mit grosser Achtung behandelten, ihr aber doch nicht gestatteten, mich zu verderben, wie gewiß geschehen wäre, wenn man sie hätte machen lassen: denn sie war eine Fürstin, welche viele gute Eigenschaften, aber keine von den Tugenden besaß, die zum regieren so unentbehrlich sind, und sie konnte mich nicht lehren, was sie selbst nicht wußte.

Ungefähr im gleichen Jahr wurde ich von einer tödtlichen Krankheit befallen, nemlich von einem bösartigen Geschwür an der linken Brust, welches mir ein Fieber mit unerträglichen Schmerzen verursachte. Dieses Geschwür öffnete sich endlich, und warf so

viel

viel Eiter aus, daß diese Ausleerung mir heilsam war, und ich in wenigen Tagen völlig hergestellt wurde.

Indessen machte man Anstalten zur Beerdigung des verstorbenen Königs, welche nach schwedischer Sitte prächtig und geprängvoll war. Langsam und feyerlich gieng der Leichenzug von Nyköping bis nach Stokholm, welches etwa 12 bis 15 Stunden davon entfernt ist. Man war bey dieser Gelegenheit sinnreicher als je in allem, was unsere Nation erfunden hat um die Todten auf Kosten der Lebenden zu ehren. Die Königin Mutter spielte ihre Trauerrolle vortrefflich. Sie war untröstlich, aber ihr Schmerz war wirklich unverstellt, und dadurch triumphirte sie über alles, was unsere leidtragenden Frauenzimmer bey dergleichen Gelegenheiten thun, um die Zuschauer zu bereden, daß sie von einem unendlichen Schmerzen durchdrungen seyen.

Ich meines Theils war noch mehr in Verzweiflung als sie, aber ich war es über die langweiligen und traurigen Ceremonien, über meinen melancholischen und erbärmlichen Aufzug, den ich mir nur mit der größten Ungeduld gefallen ließ. Endlich kam man mit allen gewöhnlichen Feyerlichkeiten nach Stokholm, wo man nach der Beerdigung sich nicht mehr um den Todten bekümmerte, und nur an Geschäffte und Vergnügungen dachte. Der Hof wäre sehr schön gewesen, wenn ihn nicht die Trauer der Königin Mutter verdorben hätte. Man gab sich

alle Mühe, sie zu trösten: aber die Zeit, die ihre gewöhnliche Wirkung hervorbrachte, tröstete sie besser, als alles, was man ihr sagen konnte. Es giebt kein Land in der Welt, wo man die Todten so lange beweint als in Schweden. Man wartet drey bis vier Jahre ehe man sie beerdiget, und wenn endlich die Ceremonie geschieht, so fangen alle Verwandten, vorzüglich die Weiber, ihr Klagen wieder von vornen an, als ob sie den Augenblick gestorben wären.

Ich setzte indessen mein Studieren fort, und man fieng von dieser Zeit an zwey Senatoren an mich zu schicken, um mir von allem, was in Schweden und Deutschland geschahe, Nachricht zu geben. Anfangs hatte ich diese Beschäfftigung nur einmal in der Woche, aber man vermehrte diesen Unterricht nach und nach, so wie meine Fassungskraft und mein Vergnügen daran zunahm.

Man wollte mich damals aus dem Zimmer der Königin, meiner Mutter, wegnehmen; aber als man ihr den Vorschlag that, so mußte jedermann mit ihren Thränen und ihrem Geschrey Mitleiden haben. Die Regentschaft war in grosser Verlegenheit, und machte ihr oft Vorstellungen darüber. Aber man erreichte es nie, bis der Großkanzler Oxenstierna angekommen war. Es wurde oft im Senat über diese Sache berathschlaget. Man machte der Königin Mutter mehrere Vorstellungen. Man machte solche auch mir, die ich nichts mehr wünschte, als mich von ihr zu entfernen, obschon mich das Miß-

vergnügen, welches sie darüber äusserte, zum Mitleiden bewog, und ich sie zärtlich liebte. Ich hatte eine Art von Ehrfurcht für sie, die mich sehr genierte, und ich fürchtete, sie möchte mir in meinem Studieren und in meinen Uebungen sehr hinderlich seyn: welches mir bey meiner ausserordentlichen Lernbegierde höchst unangenehm war. Ausserdem fand die Königin Mutter Vergnügen daran eine Anzahl Hofnarren und Zwerge zu unterhalten, mit welchen ihr Zimmer nach deutscher Sitte immer angefüllt war. Das konnte ich nun vollends nicht ausstehen, denn ich habe von Natur einen tödtlichen Widerwillen gegen dieses Gesindel. Auch war ich voll Freude, wenn mich die zum Studieren bestimmten Stunden in mein Zimmer riefen. Ich ließ mich nicht bitten, sondern gieng mit ungläublichem Vergnügen an diese Beschäfftigung und eilte sogar, ehe es Zeit war, zu derselben. Ich studierte sechs Stunden Vor- und eben so viele Nachmittags. Am Sonntag und an Feyertagen war ich frey, und an diesen Tagen brachte ich meine Zeit auf die bereits beschriebene Weise zu. Ich hatte meine Wiederholungen und Prüfungen, denen immer der Senator Johann Skytte, ehemaliger Lehrer des Königs meines Vaters, beywohnte. Dieser ehrliche Mann war eben so sehr Pedant als Weltmann, aber er war nicht allein. Er hatte immer irgend einen andern Senator bey sich, dem man von meinen Fortschritten Rechenschaft gab.

Indessen fuhr die Königin Mutter fort den Se-

nat in Verlegenheit zu setzen. Oxenstierna schrieb Briefe aus Deutschland, um ihn zu bereden, mich von meiner Mutter zu trennen. Der Senat war hierüber getheilt. Die einen wollten, daß sie um mich bleibe, die andern wollten sie in ihren Wittwensitz zurückschicken. In dieser Ungewißheit floß die Zeit hin, und man kam zu keinem andern Beschluß, als nur ihr nie einen Antheil an der Regentschaft zu lassen, worin jedermann, und mit Recht, einig war.

Ich halte mich verpflichtet hier meine Meynung über das Betragen der damaligen Regentschaft zu sagen, und ich mache mir kein Bedenken zu gestehen, daß sie sehr wohl daran thaten, der Königin, meiner Mutter, keinen Antheil an der Regierung zu gestatten. Zu viele Gründe haben mir dieses bewiesen. Und die Beyspiele von allem dem, was ich seitdem in der Welt sahe, haben mich völlig davon überzeugt. Meiner Meynung nach sollten die Weiber nie regieren, und ich bin davon so überzeugt, daß ich gewiß meinen Töchtern — wenn ich je hätte heyrathen wollen — alles Recht auf die Thronfolge entzogen hätte. Denn zuverlässig wäre mir mein Reich lieber gewesen als meine Kinder, und es heißt jenes verrathen, wenn man zugiebt, daß die Thronfolge auf Töchtern falle. Ich verdiene desto mehr Glauben, da ich gegen mein eigenes Interesse spreche. Aber ich mache mir's zur Pflicht die Wahrheit selbst auf meine Unkosten zu sagen. Es ist beynahe unmöglich, daß ein

Weib die Pflichten des Throns würdig erfüllen könne, sie mag für sich selbst oder für ihren Mündel regieren. Die Unwissenheit ihres Geschlechts, die Schwäche ihrer Seele, ihres Körpers und ihres Verstandes machen sie zur Regierung unfähig. Nach allem, was mich die Geschichte von Damen, die wirklich regierten oder doch dergleichen thaten, lehrte, haben sie sich bald auf diese, bald anf eine andere Weise lächerlich gemacht. Ich nehme mich nicht aus, und bin bereit in der Folge meine Fehler bemerklich zu machen, wenn ich dergleichen an mir habe. Und wenn es dennoch je Weiber gab, welchen es gelang, ihre Pflichten auf eine würdige Art zu erfüllen, so muß man nicht darauf zählen. Diese Beyspiele sind so selten, daß man daraus keine günstige Folgerung für das Geschlecht ziehen darf und aus dem meinigen noch weniger als aus irgend einem, weil ich von der Wiege an ausdrücklich dazu erzogen wurde. Mich selbst hat meine eigene Erfahrung sehr wohl belehrt, daß der Fehler des Geschlechts der größte aller Fehler ist. Nicht als ob meine Mutter nicht auch so gut zur Regierung fähig gewesen wäre, als alle Königinnen und Prinzessinnen Mütter, die wir in dem gegenwärtigen Jahrhundert gesehen haben. Aber die Wahrheit zu gestehen, so waren jene vielmehr eben so unfähig zu regieren als sie. Und, was ihnen auch ihre Schmeichler sagen mögen, so sahe ich keine, die mehr als sie davon verstand. Aber ich schätze sie glücklich, daß sie sich nicht in dieses schreckliche Geschäfft

verwickelte, und es war ohne Zweifel der stärkste Beweis von Liebe, den ihr der König, mein Vater, geben konnte, sie davon auszuschliessen; denn sie hätte ohne Zweifel alles verdorben, wie alle die thaten, welche sich damit abgaben. Aber wenn ich, wie billig, die Regentschaft lobe, ihr keinen Antheil an den Geschäfften eingeräumt zu haben, so kann ich nicht läugnen, daß es ein wenig hart war, sie ganz von meiner Person zu trennen, wie ich in der Folge zeigen werde.

(Hier bricht Christine auf einmal ab, und scheint auch diese Geschichte, so sehr das zu bedauern ist, nie weiter fortgesetzt zu haben.)

# Dritter Abschnitt.

## Grundsätze und Meynungen Christinens.

Unter diesem Titel begreife ich einen Auszug aus zwey, in Absicht ihrer Einkleidung und ihres Inhalts sich sehr ähnlichen Werken der Königin, die sie in ihren letzten Jahren aufgesetzt zu haben scheint: das erste führt die Aufschrift „Mein Zeitvertreib" (ouvrage de loisir), das andere nennt sie, oder der Herausgeber schlechtweg: „Sentimens" (*). Was die Verfasserin von dem einen sagt, gilt eben um ihrer Aehnlichkeit willen von beyden: „Dieses Werk ist „von einer Person, die nichts wünschet, nichts fürch„tet und auch keinem Menschen etwas aufdringen „will". Vermuthlich wird der Leser Manches darin schön und erhaben, Manches sonderbar und paradox, Manches wohl auch gewagt und unrichtig finden. Aber da das letztere, so gut wie das erstere zur ge-

(*) Jenes findet man in dem 2ten, dieses in dem 4ten Theil von Arkenholz Memoiren, der sie, für den Leser sehr unbequem und ermüdend, ohne Rücksicht auf den Inhalt in Centurien eingetheilt hat. Ich glaube um so viel eher von dieser Ordnung abgehen zu müssen, da auf die Art die häufigen Wiederholungen des Originals leichter vermieden werden konnten. Anderer Gründe, die von selbst einleuchten, nicht einmal zu erwähnen.

nauern Kenntniß eines so ausserordentlichen Geistes gehört, so glaubte ich es in meinem Versuch zur Darstellung des Charakters Christinens nicht weglassen zu dürfen. Die Schlüsse, die man aus ihren Handlungen auf ihren Charakter zieht, sind, wie bey jedem Menschen, unsicher; diese ihre eigensten Maximen hingegen, gewähren uns tiefe Blicke in ihr Herz und sind ihre beßte Apologie. Wir machen den Anfang mit ihren seltsamen und auffallenden Behauptungen über Hierarchie und Katholizismus, die umdesto weniger einer Widerlegung bedürfen, da selbst aufgeklärte Katholiken sich wohl nicht leicht zu allen ohne Ausnahme bekennen würden. Der denkende Leser weiß aus welchem Gesichtspunkt er diese und andere Paradoxien Christinens anzusehen hat: jede Widerlegung derselben wäre also eine — wenigstens sehr überflüssige Arbeit.

---

Man muß sich blindlings der römischen Kirche unterwerfen; sie ist das einzige Orakel, durch welches sich Gott offenbart

*

Mehr glauben, (als sie verlangt,) ist Aberglauben; weniger glauben, Unglauben.

*

Wenn man katholisch ist, hat man den Trost alles zu glauben, was so viele grosse Geister, die seit sechszehn Jahrhunderten lebten, geglaubt haben;

man ist glücklich sich zu einer Religion zu halten, die durch Millionen Wunder und durch Millionen Märtyrer beglaubiget ist; die ihr Leben für die Wahrheit der katholischen Religion aufgeopfert haben; das ist eben die Religion, welche die Wüsten mit Menschen anfüllte, die sich durch ein geheimeres Märtyrthum Gott aufopferten, indem sie der Welt und allen ihren Reitzen entsagten; es ist eben die Religion, die so reich an bewundernswürdigen Jungfrauen ist, welche über die Schwäche ihres Geschlechts und Alters triumphierten, um sie zu rühmlichen Opfern einer den Menschen so unbekannten Religion zu machen, die nur durch einen Gott gelehrt werden konnte: alle die sind zu beklagen, welche diese grossen Wahrheiten nicht annehmen.

*

Gott hat den Pabst und die Kirche auf eine so merkwürdige Art durch so viele Wunder, durch so viele Concilien und andere Zeichen autorisiert, daß kein vernünftiger Mensch an der Erfüllung der herrlichen Verheissung zweifeln kann, durch die er sie über die Pforten der Hölle siegen ließ bis an das Ende der Welt. Er wollte, daß die Regierung seiner Kirche monarchisch sey. Er gab dem Pabst seine Unfehlbarkeit und nicht den Concilien. Der Pabst ist alles ohne sie, und sie sind nichts ohne ihn. Er muß nur Gott allein von seinen Handlungen Rechenschaft geben.

*

Wer so denkt ist ein Katholik; man nehme dieses

Fundament weg und es giebt keine Religion; wie kann man ein Christ seyn, ohne sich zum Katholizismus zu bekennen, und wie kann man katholisch seyn, und dem Pabst dem ihm gebührenden unbedingten Gehorsam verweigern?

*

Die Schwachheiten, Fehler und Verbrechen der Päbste löschen ihren heiligen Charakter nicht aus, und zerstören ihr Ansehen nicht, welches unsre Ehrfurcht verdient, obschon oft ihre Personen derselben nicht werth sind.

*

Nichts spricht stärker für die Wahrheiten der katholischen Religion, als alles das erbärmliche Zeug, das itzt (im Jahr 1680) in Rom geschiehet.

*

Man muß sich nicht von Beichtvätern oder Gewissensräthen an der Nase herumführen lassen.

*

Strafbare Gedanken, Worte und Handlungen gehören in das Gebiet der Beichtväter; alles übrige geht sie nichts an.

*

Wer nur von Gott gekannt seyn will, braucht keine Gewissensräthe.

*

Man muß glauben, daß es nicht immer Gott ist, der aus den Beichtvätern und Gewissensräthen spricht, so heilig und von der Welt losgerissen sie auch schei-

nen mögen, Fürsten vorzüglich müssen wohl auf ihrer Hut seyn; man bedient sich ihrer Beichtväter, um ihnen viele Dinge beyzubringen, die nicht immer göttlichen Ursprungs sind. Man muß ihnen gestatten, frey mit uns zu sprechen, aber man muß nicht einen blinden Gehorsam für alles haben, was sie uns sagen.

*

Die Schwierigkeit der Beichte besteht meines Bedünkens nicht darin, das Böse zu sagen, das man gethan hat, denn man muß sich nicht schämen es zu sagen, da man sich nicht schämte, es zu thun; aber am schwersten ist das, aufrichtig unsere Leidenschaften und Vergnügungen zu bereuen, und ihnen redlich und für immer zu entsagen. Doch verdient Gott dieses grosse Opfer so sehr um uns.

*

Wenn es einen Müssiggang giebt, der sich nur mit Gott beschäfftiget, so ist er beneidenswürdig.

*

Die, welche das Gelübde der Keuschheit ablegten, glauben, diese einzige Tugend verwandle alle andere Vergehungen und Thorheiten in Verdienst.

*

Schmutzig und unreinlich seyn, macht weder rechtschaffener noch frömmer.

*

Diejenigen, welche das Gelübde der Armuth geleistet haben, sind reich.

*

Alle Orden sind heilig; wenn den Mißvergnügten erlaubt wäre auszutretten, so würden ohne Zweifel wenige übrig bleiben, aber dieser Ueberrest würde nach ihrer Regel heilig seyn.

*

Manche Person wäre heilig, wenn sie in der Welt lebte, die es in dem Kloster nicht werden kann.

*

Die beßte von allen Regeln ist die, was Gott will ohne Ausnahme und Wahl zu thun.

*

Wie sehr sich auch die Menschen verhüllen, sie tragen ihre Schwächen überall mit sich, und legen sie nicht mit der geänderten Gestalt und Kleidung ab; man ist immer derselbe, und oft wird man schlimmer, indem man glaubt besser zu werden.

*

Wenn es unter den Religiosen schlechte Leute giebt, so muß man sich darüber nicht wundern; es hat ihrer zu viele, als daß sie alle gut seyn könnten. Man muß diejenigen, welche gut sind, schätzen und ehren, und mit den andern Mitleiden haben.

---

Eigennutz ist der unbekannte Gott, dem viele Leute alles aufopfern.

*

Man macht sich Götzen, die man anbetet, und die man fürchtet, weil man sie geschaffen hat.

*

Das Volk war in allen Zeitaltern abergläubisch und töhricht und wird es immer seyn.

*

Alle Jahrhunderte hatten Tohrheiten, die für Geheimnisse galten.

*

Man muß sich vor Schwärmereyen hüten; wenn die, welche darein verfallen, nicht Schurken sind, so können sie es doch werden.

*

Alles glauben ist Schwachheit, nichts glauben Tohrheit.

*

Man muß nichts glauben, als was man vorher zu bezweifeln wagte.

*

Es ist den Menschen befohlen zu glauben, nicht zu erkennen.

*

Man muß nicht leicht alles glauben, was wunderbar ist, aber auch nicht alles verwerfen. Denn es giebt ohne Zweifel, obschon selten, solche Dinge, und es ist Verwegenheit die Macht der Natur durch unsre Unwissenheit begränzen zu wollen.

---

Das Gewissen ist der einzige Spiegel, der nicht schmeichelt und nicht täuscht.

*

Man thut Unrecht den Beyfall irgend eines andern mehr zu schätzen, als den Beyfall seines Gewissens.

*

Man muß niemandem Ursache geben, es zu bereuen, daß er den Regungen seines Gewissens folgte.

*

Das Gewissen spricht zu den Menschen auf eine Art, sich auch gegen ihren Willen Gehör zu verschaffen.

*

Man ist immer, was man sich selbst scheint; aber nicht immer das, was man andern scheinen will.

*

Man giebt sich umsonst Mühe zu scheinen, was man nicht ist.

*

Die Ausdrücke der Menschen wollen nichts sagen, kaum kann man sich auf ihre Handlungen verlassen.

*

Leute, welche immer betrügen, betrügen nie.

*

Diejenigen, welche sich dafür ausgeben, als ob es ihnen nur um Verachtung und Demüthigung zu thun wäre, spotten derer, die ihnen glauben.

*

Heuchler und Frömmler sind das Verderben der Welt.

*

Die Heucheley verbirgt mehr als alle Masken des Carnevals. Sie ist jener Proteus, der tausend Gestalten annimmt; sie ist jenes Chameleon, das sich in tausend Farben kleidet.

*

Den Frömmlern fehlt es nie, weder an Geld noch an Weibern.

*

Sein Geld und seine Frau Frömmlern anvertrauen, heißt sich darum bringen.

*

Die Frömmler hassen alles, was sich nicht von ihnen anführen läßt.

*

Man kauft sich von Frömmlern, wie von Corsaren, los.

*

Die Frömmler hassen weniger ihre Sünden, als das Vergnügen anderer.

*

Die Frömmler schlagen gewöhnliche Würden aus, aber aus einer bewundernswürdigen Zartheit des Gewissens machen sie sich ein Bedenken, die allererhabensten auszuschlagen.

*

Man muß sich vor lebenden Heiligen hüten.

*

In der Meynung der Menschen gelangt man wohlfeil zu dem Ruf eines Helden und Heiligen.

*

Die Frömmler glauben alles zu geben, was sie nicht wegnehmen.

*

Die Frömmler predigen Allmosen, aber sie geben nie welche.

*

Die Allmosen und Freygebigkeiten der Frömmler sind nur eine Handels-Speculation.

*

Nehmt Eigennutz und Eitelkeit von der Andacht gewisser Leute weg und sehet, was von ihr übrig bleibt.

*

Oft giebt es keine schlimmern Leute auf der Welt, als diejenigen, welche sich dafür ausgeben besser zu seyn als andere.

---

Der, welcher die Rollen in der Welt austheilt, giebt alles, was man braucht, um sie seinem Willen gemäß zu spielen.

*

Der, welcher die Schauspieler belohnt, ist gerecht, er thut niemand Unrecht; er ist gegen alle gnädig, aber die Zuschauer klatschen oft zur Unzeit.

*

Das Geständniß unsers nichts, sind wir nur Gott schuldig.

*

Der Großherzige achtet nur Gott seiner Liebe und seiner Beschäfftigung würdig und mißt alles übrige nach ihm.

*

Man ist nur in der Welt, um sich mit Gott zu beschäfftigen; welch ein Glück, und wie wenig wird es erkannt!

*

Wenn Gott uns ausdrücklich dazu bestimmt hätte, ewig in der Hölle zu brennen, so würde er doch nicht weniger unsere Liebe und unsere Anbetung verdienen.

*

Alles, was Gott für die Menschen gethan hat; alles, was sie von ihm fürchten und alles, was sie von ihm hoffen, ist viel weniger als er selbst.

*

Man muß sich nicht weniger auf die Gerechtigkeit, als auf die Güte Gottes verlassen.

*

Gott verzeihet alles eben sowohl weil er gerecht, als weil er gut ist.

*

Man muß sich für Zeit und Ewigkeit blindlings Gott hingeben.

*

Mit Liebe und Ergebung sich seinem ewigen Schicksal, wie es auch seyn möge, überlassen, ist die hei-

demüthigste Handlung, die ein armes Geschöpf hervorbringen kann.

*

Wenn man Gott sein Glück, seinen Vortheil, seinen Ruhm und alle seine Hoffnungen aufopfert, so ist dieses Opfer groß, und kommt den, welcher es thut, sehr theuer zu stehen; es ist grösser als das jenes einzigen Sohns der alten Zeit: aber jeder, der Gott die Leidenschaft einer wahren und feurigen Liebe aufopfert, thut etwas mehr. Man faßt die Grösse dieses Opfers nicht, selbst die Aufopferung des Lebens ist damit nicht zu vergleichen; und ich glaube, es ist das größte, obschon geheimste Martyrthum.

*

Die wahre Heiligkeit besteht einzig in dem, was ohne Zeugen zwischen Gott und der Seele vorgeht.

*

Dieser liebevolle Umgang läßt keinem dritten den Zutritt.

*

Man muß nicht alles für verloren halten, wenn man in einen Fehler gefallen ist.

*

Sich freuen, daß die Fehler und Verbrechen aller Creaturen Gott nicht eines Sonnenstäubchens werth von seinem Ruhm und seiner ewigen Glückseligkeit rauben, ist eine wahre Empfindung, welche nicht weniger Verzeihung auswirkt als Thränen.

*

Gott verzeihet, ohne seine Gerechtigkeit, und strafet, ohne seine Güte zu verletzen.

*

Man könnte Gott kein grösseres Unrecht thun, als nicht auf seine Güte zu hoffen und sich nicht auf seine Allmacht zu verlassen.

*

Ohne Gott thut man nichts, das etwas taugt, so schön man auch raisonnieren und so schöne Entschlüsse man auch fassen möge.

*

Da Gott den Menschen befohlen hat zu hoffen, so wird er sie nicht täuschen.

*

Man kann weder zu viel Vertrauen auf Gott, noch zu viel Mißtrauen in sich selbst setzen.

*

Indem wir Gott um Vergebung unserer Fehler bitten, müssen wir ihm wegen aller derer danken, vor welchen seine Güte uns bewahret hat.

*

Jeder, der eine gute Handlung gethan hat, muß dafür Gott preisen, der sie durch ihn that, und er muß der erste seyn, sie zu vergessen.

*

Einzig in Rücksicht auf Gott und sein eigen Gewissen muß man das Gute thun, und sich des Bösen enthalten; weiter muß man nichts suchen. Nächst

Gott muß man für sich selbst mehr Achtung haben, als für die ganze Welt.

*

Die Fähigsten und die Heiligsten haben Ursache über alle Fehler und über alle Verbrechen zu erstaunen, die sie nicht begehen.

*

Dem Willen Gottes widersteht nichts, er wird durch die Guten zu seinem Ruhm und ihrem Glück; er wird durch die Bösen zu seinem Ruhm und ihrem Unglück erfüllt.

*

Alles, was man ohne Gott thun kann, ist sich unglücklich machen.

*

Das heißt Gott das würdigste Opfer darbringen, wenn man ihm den freyen Willen und seinen Gebrauch aufopfert.

*

Man ist nie freyer, als wenn man ohne allen Vorbehalt von Gott abhängt.

*

Die Tugend, welche nicht Gott allein zu ihrem Zweck hat, ist nichts als bloße Eitelkeit.

*

Ohne Gott wären Tugend und Rechtschaffenheit bloße Hirngespinnste.

*

So erhabene und reine Begriffe man sich auch von

Gott macht, so bleibt doch immer die Furcht, man möchte ihn lästern.

*

Wer unwürdige Meynungen von Gott hat, lästert ihn.

*

Das Uebel in Gutes zu verwandeln, ist die grosse Kunst Gottes.

*

Die Menschen verderben alles, wenn Gott sie machen läßt.

*

Wenn man bedenkt, daß alles noch so Grosse, Heilige und Anbetenswürdige im Himmel und auf Erden in Vergleichung mit Gott nichts ist, so freut man sich, so ist man entzückt bey der Ueberzeugung, daß Er einzig und allein alles, daß alles übrige nichts ist, als was er will; daß alles nur durch seine reine Güte und durch seine Macht bestehet und fortdauert; dann segnet, dann lobt man ihn auf die erhabenste Weise.

*

Gott belohnt die Menschen nicht nach Verhältniß der Liebe, die sie zu ihm haben, weil diese Liebe wenig verdient; aber er belohnt sie nach Verhältniß seiner Liebe gegen sie, welche unendlich ist.

*

Gott befiehlt den Menschen, ihn mehr als sich selbst zu lieben; die Selbstliebe ist also nicht so strafbar, als man voraussetzt.

*

Wenn Gott so leicht beleidiget würde, wie die Menschen, so wäre alles verloren.

*

Jede Creatur hat das Recht, die Beleidigungen an uns zu rächen, welche wir Gott täglich anthun. Niemand leidet, ohne es wohl verdient zu haben; und Gott ist so gut, daß er uns nie alles leiden läßt, was wir verdienen.

*

Vollkommene Ergebung ist eine Wirkung vollkommener Liebe, sie ist eine zarte und sehr erhabene Anbetung.

*

Es ist eine grosse Niederträchtigkeit etwas geringers als Gott verlangen.

*

Die Menschen wären verloren, wenn ihre Wünsche immer erhört würden.

*

Wünsche und Begierden sind erlaubt, aber sie müssen durch eine blinde Ergebung geordnet seyn.

*

Um eine hohe Achtung, eine grosse Bewunderung und ein würdiges Erstaunen in Rücksicht auf Gott zu fassen, muß man ehrfurchtsvoll mit ihm in jene ewige, seiner so würdige Einsamkeit tretten, die er allein erfüllte, ehe er dem Weltall sein Daseyn gab; hier verliert man sich auf eine glückliche Weise; in diesen tiefen Finsternissen wird man Sklave eines der

unsterblichen Seele würdigen Lichts, in diesem Abgrund vollendet sich die herrliche Umwandlung der Seele in Gott.

*

Es giebt Augenblicke, wo sich Gott der Seele auf eine so unaussprechliche und unbegreifliche Weise mittheilt, daß er alles vergessen macht.

*

Der herrliche und geheime Umgang zwischen Gott und der Seele würde beynahe die Engel in Erstaunen setzen, wenn ihnen der Eingang in dieses Heiligthum offen stühnde.

*

Es entsteht daselbst eine so vertraute und so liebevolle Vereinigung zwischen Gott und der Seele, daß sie auf eine herrliche und selige Weise darein versunken bleibt.

*

Die menschliche Schwäche ist unfähig einen solchen Zustand lange auszuhalten; man kehrt in sein Elend zurück und duldet es, weil Gott es will.

*

Je nachdem man sich Gott nähert, entfernt man sich von Anmassung und Eitelkeit.

*

Die Liebe gegen Gott bringt in der Seele grosse Verachtung gegen sich selbst hervor.

*

Die Verachtung seiner selbst ist der einzige Vortheil den man von der Sünde zieht.

Das Anschauen Gottes, welches die höchste Seligkeit ist, demüthiget mehr als alle Leiden und alle Kränkungen der Welt.

*

Die Seele erhebt sich, indem sie sich über die Zeit hinaus setzt, sie tritt aus diesem Leben in die Ewigkeit, wo alles, was nicht Gott ist, verschwindet.

*

Die Reue ist in Absicht auf Gott allein gerecht und nothwendig.

*

Der würdigste Ehrgeitz ist der, Gott zu gefallen.

*

Um Gott zu hören, muß man den Kreaturen Stillschweigen auferlegen.

*

Alles ängstliche Wesen fällt weg, wenn man sich redlich an Gott ergeben hat.

*

Aengstlichkeit ist ein Zeichen von Schwäche und Krankheit der Seele.

*

Gott spricht mit den Menschen durch die Natur, durch die Vernunft und durch die Wahrheit.

*

Man muß Sünden und Laster hassen, weil Gott sie haßt, und sie dulden, weil er sie duldet.

*

Gott hat alles gegeben, er hat' das Recht alles zu nehmen.

Wenn Gott der Tugend auch nicht so grosse Belohnungen schenkte, als er dafür verheissen hat, so müßte man doch immer Gutes thun.

*

Gott belohnt die Menschen mehr als sie verdienen, und bestraft sie weniger, man muß ihm nachahmen.

*

Wissen, daß Gott Gott ist und es ewig seyn wird, ist genug, um zufrieden zu leben und zu sterben.

*

Das Würdigste, was man von Gott sagen kann, kann ihn nicht beschreiben. Er ist unbegreiflich und unaussprechlich. Nur durch Schweigen, Bewunderung und Liebe betet man ihn würdig an.

*

Es giebt Herzen, die eine so gute Anlage haben, und so glücklich sind, daß sie nie etwas ausser Gott liebten; es giebt andere, die erst dahin kommen, wenn sie alles andere überdrüssig geworden sind: Die ersten sind beneidenswürdig, die andern sind weniger glücklich; aber es ist besser spät lieben, als niemals.

*

Wir haben einen Richter, nämlich Gott; und einen Zeugen, unser Gewissen: Beyde können sich nicht irren; alles Uebrige muß man für nichts rechnen.

*

Liebe tilget alle Fehler und alle Vergehungen aus: sobald man Gott liebt, ist man unschuldig.

*

Was uns auch die Philosophen sagen mögen, so halte ich Armuth, Krankheit, körperliche Schmerzen für wahre Uebel, über welche die Vernunft uns nicht trösten kann. Die Religion allein giebt uns gründlichen Trost gegen alle jene Leiden des Lebens.

*

Woher uns auch immer Wohlthaten und Uebel kommen mögen, sie fliessen alle aus der mächtigen Hand Gottes, welcher der einzige Herr und Austheiler derselben ist, und sie uns bald durch goldene, bald durch bleyerne, zuweilen selbst durch vergiftete Kanäle zuschickt, man muß ihn für alles segnen, loben, und ihm danken.

*

Wir müssen Gott für das Gute und für das Böse gleich dankbar seyn; für das Gute, als dessen höchst unwürdig; für das Böse, weil uns desselben immer weniger trift, als wir verdienen.

*

Die Vorsehung hat ihre Martyrer wie der Glaube; dieses Martyrthum macht weniger Geräusch, es ist geheimer, aber weder minder grausam, noch minder rühmlich.

*

Diese Welt ist ein grosser und majestätischer Tempel, wovon die Erde, auf welcher wir sind, der prächtige Altar ist. Gott zog zu seiner Ehre diese schöne und grosse Maschine aus dem Nichts hervor, aber er will, daß alles dahin zurückkehre. Wir wol-

ren uns seinen ewigen Rathschlüssen unterwerfen, und vest überzeugt seyn, es seye gerecht, daß alle Dinge zum Ruhm seiner Grösse vergehen, so wie nichts bestehet, als zum Ruhm seiner Güte; daß kein Tag vergehe, wo nicht die Natur ihrem Urheber durch Millionen von Opfern huldigen müsse, welche Zeit und Tod alle Augenblicke jenem unendlichen und unbegreiflichen Wesen darbringen, das allein ist, und allein seyn soll. Wenn unsere Reihe kommt, so wollen wir dieses unendliche Wesen mit völliger Ergebung anbeten, und den Tod nicht fürchten, weil Gott gut ist. Wir wollen indessen so leben, daß wir mit Zuversicht einen glücklichen Zustand nach dem Tode hoffen können. Wir wollen ihm allein die Sorge für unser Schicksal überlassen; und weil Gott Gott ist, und es ewig bleiben wird, so wollen wir uns in seine Arme werfen, und nur von ihm allein eine glückliche und ruhmvolle Ewigkeit hoffen, die er uns selbst erworben hat.

---

Nichts ist ermüdender, als eine Andacht, die sich im Aeussern zeigt.

*

Andächtige von Profession sind Leute von kleinem Geist.

*

Gott und den Nächsten lieben, ist die wahre Andacht, alles übrige ist nur Grimasse.

*

Die Andächtler sind sehr gewissenhaft in Ansehung der Sünden des Nächsten, und bekümmern sich wenig um ihre eigenen.

*

Das schönste aller Gebete ist das Gebet der Ergebung und des Stillschweigens; aber Gott allein lehrt uns diese Sprache, die meisten Menschen verstehen sie nicht.

*

Predigten überzeugen die Leute selten; die meisten gehen aus denselben, wie sie hineingekommen sind.

*

Die Menschen zur Liebe gegen Gott entflammen, ist die einzige Pflicht eines Predigers; aber wenige leisten ihr Genüge.

*

Die Liebe feuert an, sie klärt auf, sie demüthiget, sie reiniget, sie reißt los, sie vereiniget mit ihrem einzigen Gegenstand, sobald man liebt, ist alles gethan.

*

Es war der Vorsehung Gottes würdig den Menschen eine Schule der Wahrheit zu öffnen, damit sie wüßten, auf welche Weise man ihm dienen und ihn verehren müsse.

*

Die Vernunft hat Mühe, sich von den Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen, der Wille muß sie zum Gehorsam bringen.

*

Unser göttliche und anbetenswürdige Lehrer verdient allein jene blinde Ergebung, welche die Anhänger des Pythagoras gegen diesen Philosophen bewiesen.

*

Die Strenge und die Reformen der ersten Kirche passen nicht mehr; diejenigen, welche sie durchaus herstellen wollen, werden nie reüssieren, und würden mehr Böses als Gutes stiften, wenn sie reüssierten.

---

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Ruhm und die Glückseligkeit Gottes die seligen Bewohner des Himmels ohne allen Vergleich glücklicher macht, als der Ruhm und das Glück, welche sie selbst um ihrer Verdienste willen geniessen.

*

Wenn wir töhricht, unwissend, arm und unglücklich sind, so müssen wir uns darüber trösten. Der Tod wird uns von allen diesen Uebeln heilen, und es wird eine Zeit kommen, die nicht aufhöret, wo wir alles wissen, wo wir für die ganze Ewigkeit glücklich seyn werden.

*

Durch welche Pforte man in die selige Ewigkeit eingehe, so ist es die Triumphspforte.

*

Die größte Quaal der Hölle, nächst der Beraubung Gottes, ist die Hoffnungslosigkeit daraus wegzukommen.

---

Man muß die Leute nicht sowohl um ihrer Handlungen willen schätzen, als wegen ihrer Fähigkeiten, Gesinnungen und Absichten. An allem übrigen hat das Glück zu vielen Antheil.

*

Interesse und heftige Leidenschaften machen zuweilen die redlichsten Leute von der Welt wider ihren Willen ungerecht und strafbar; man muß alles verzeihen: Der Mensch ist ein Abgrund von Armseligkeiten.

*

Es giebt keinen so albernen, noch so ungeschickten Menschen in der Welt, der nicht zu irgend etwas tauge.

*

Wir sind beynahe immer Kinder, wir wechseln unsere Spiele und unsere Puppen in jedem Alter, alles richtet sich unvermerkt nach unserer Fähigkeit; aber zuletzt beschäfftigte man sich doch nur mit Kleinigkeiten, und jede Jahrszeit, jedes Alter lacht über diejenigen, die man eben verlassen hat, obschon die darauf folgende Beschäfftigung nicht ernsthafter ist.

*

Man muß mit den Menschen, wie mit Kranken, umgehen, von denen man alles duldet, ohne sich durch das, was sie sagen oder thun, für entehrt zu halten; man muß sie lieben und Mitleiden mit ihnen haben.

*

Der Menschlichkeit nichts zu gut halten wollen, heißt unmenschlich seyn.

*

Man muß alle Bosheiten der Menschen kennen, ohne selbst boshaft zu seyn.

*

Man thut den Menschen oft Unrecht, wenn man an ihrer Redlichkeit zweifelt; aber sich selbst ein weit grösseres, wenn man nicht daran zweifelt.

*

Es giebt wenige Menschen, die in der Noth Probe halten.

*

Oft heißt es sich verdient machen, wenn man nicht alles Böse thut, das man thun kann.

*

Es ist beynahe kein Gesetz noch Regel, wovon man sich nicht bey gewissen Gelegenheiten lossprechen kann, ohne strafbar zu werden. Dieses ist die Meynung des Aristipps und ich unterschreibe sie.

*

Man muß sich in der Welt daran gewöhnen, Tohren für geschickt, Feige für tapfer, Bösewichte für redliche Leute halten zu sehen; du bist ein Neuling, wenn du dich darüber ärgerst.

*

Man muß mit schlechten Leuten leben können, ohne sich selbst zu schaden.

*

Die Welt verändert sich und die Menschen auch; indessen geschiehet nichts Neues, Menschen und Jahrhunderte bleiben sich ziemlich ähnlich.

*

Leute, die immer weinen, sind schwach oder lasterhaft.

*

Das menschliche Herz ist ein sich selbst unbekannter Abgrund; der, welcher es gemacht hat, durchschauet allein seine Tiefen.

*

So feil ein Mensch seyn mag, er verkauft sich selten gegen seinen Vortheil.

*

Man überredet die Leute nie gegen ihren eigenen Vortheil; wenn es solche giebt, die nach erhabneren Beweggründen handeln, so ist doch diese Art zu handeln ziemlich unbekannt, und nur ein edlerer, und feinerer Eigennuz.

*

Alle Menschen kennen ihren Vortheil, aber die einen kennen ihn früher, die andern später.

*

Man kann nicht dafür stehen, wie sich ein Mensch bey einem Geschäffte benehmen wird, bis er es wirklich verrichtet hat.

---

Man muß das ganze menschliche Geschlecht für

seine

seine Verwandten, und die ganze Welt für sein Vaterland halten.

*

Man muß sich nur dann erinnern, daß man ein Vaterland habe, wenn es darauf ankömmt, ihm zu dienen.

*

Leute, welche nichts zu verlieren haben, sind in einem Staate gefährlich, wenn sie dabey Muth besitzen. Man muß sie brauchen oder sie zu Grund richten: Das großmüthigste und sicherste ist, sie zu brauchen, um sie zufrieden zu stellen.

*

Das Salische Gesetz, welches das weibliche Geschlecht von dem Thron ausschließt, ist sehr gerecht: Weiber sollten nie regieren, und wenn es, woran ich zweifle, solche giebt, die auf dem Thron Wunder gethan haben, so darf man doch nicht darauf zählen: Diese Beyspiele sind so selten, daß sich aus ihnen nichts schliessen läßt.

*

Die Tugenden der Weiber sind so unvereinbar mit den für den Thron erfoderlichen Tugenden und Talenten, daß sie nicht weniger allen ihren Vorzügen und guten Eigenschaften, als ihren Schwachheiten und Fehlern entsagen müßten, um sich der Regierung würdig zu machen: Dieses setzt sie tausend Unbequemlichkeiten aus; aber wenn sie nicht darauf Verzicht thun, so machen sie sowohl ihre Personen als ihre Regierung lächerlich.

Freylich hat die Seele kein Geschlecht. Temperament und Erziehung machen den ganzen Unterschied, den man zwischen beyden Geschlechtern bemerkt.

*

Ein Fürst, der einen unmündigen Nachfolger hinterläßt, thut sehr Unrecht die Vormundschaft des Königs und des Reichs seiner Gemahlin zu übergeben; die Mutter eines Königs sollte kein anderes Geschäfft haben, als über die Erhaltung der Gesundheit ihres Sohns zu wachen, und man sollte ihren ganzen Einfluß auf diese einzige Beschäfftigung beschränken. Uebrigens soll sie keine Kenntniß von Staatssachen noch irgend einige Gewalt haben. Man sollte einen Rath errichten, der alles nach Mehrheit der Stimmen entschiede: Dieser Rath sollte für die Erziehung des Fürsten sorgen, und sein erstes Geschäfft müßte seyn, ihn von seiner Mutter zu trennen, um ihm seines Rangs würdige Gesinnungen einzuflössen, und ihn seine Pflichten zu lehren, wozu Mütter unfähig sind. Ein grosser König machte es so, und man befand sich wohl dabey (*).

*

Das Gesetz des Theodosius war eben so gerecht, als weise: es befahl, niemand früher als dreyssig Tage nach der Verurtheilung hinzurichten: Diese Vorsicht ist nothwendig, um das Gewissen der Für-

(*) Der Leser erinnert sich ohne Zweifel aus dem vorigen Abschnitte, daß Christine hier ihren Vater meynt.

sten zu beruhigen; man kann die Leute immer tödten, aber man kann sie nicht wieder lebendig machen.

*

Alles muß seinen Werth haben; Verdienst, Fleiß, Geburt, Geld müssen im Staat ihre Stelle finden: Aber jede Sache muß nur für das gelten, was sie werth ist.

*

Umsonst widersetzt man sich der Veränderung von Königreichen und Republiken; es giebt einen gewissen Punkt, wo sie ihrem Schicksal nicht entgehen.

*

Die Politik muß alles nieder beugen, was sich erheben will; aber es muß zur rechten Zeit geschehen.

*

Einen Löwen im Staat ernähren, ist ein Fehler, der sich durch nichts gut machen läßt, als daß man sich ihm unterwirft.

*

Alles, was die Menschen weichlich, und alles, was das Geld unnütz macht, muß man aus dem Staat verbannen.

*

Wenn grosse Leute ohne Aemter sind, so ist es ein Unglück für den Staat, nicht für sie.

*

Strenge Bestrafung der Rädelsführer und allgemeine Begnadigung der Uebrigen sind Mittel gegen Rebellionen.

Es giebt keinen Staat, wo sich nicht Gutes und Böses das Gegengewicht halten.

*

Disciplin ist an Höfen und in der Kirche eben so nothwendig, als bey den Armeen.

*

Um Gehorsam zu finden, muß man nicht das Unmögliche fodern.

*

Man muß allen, welche drohen, zuvorkommen.

*

Glückliche Leute würden es gar zu weit bringen, wenn sie panische Schrecken zu benutzen wüßten.

*

Man muß seinen Feind weder fürchten noch verachten, so schwach oder so stark er seyn möge.

*

Bündnisse und Coalitionen, welche Armeen à la Mosaique bilden, richten nie etwas aus.

---

Ein regierender Fürst muß überall, wo er herrscht, Gottes Reich befördern; er muß seine ganze Grösse und seinen ganzen Ruhm auf Gott beziehen, um ihm immer dafür zu huldigen. Er muß ihm sogar alle seine Sorgen, seine Mühe und seine Arbeiten zum Opfer bringen, und sie mit Freuden übernehmen, einzig zur Ehre Gottes.

*

Ein Fürst muß sich als den gekrönten Sklaven des Publikums betrachten, der für Leute arbeitet, die nie mit ihm zufrieden zu seyn wissen, wenn er auch noch so grosse Wunder verrichtete.

*

Die Belohnungen, welche man von den Menschen hoffen muß, sind Ungerechtigkeit und Undank, sie haben keine andern: das sind Früchte von hieniden, Ehre und Glückseligkeit erwarten uns im Himmel.

*

Wenn die Fürsten ihre Pflichten kennten, so würde es niemand seyn wollen.

*

Die kleinsten Staaten können die Talente des größten Manns beschäfftigen.

*

Die Menschen verdienen grosse Fürsten nicht, und kennen sie erst, nachdem sie sie verloren haben.

*

Schwäche ist der größte Fehler der Fürsten.

*

So schwach ein Fürst seyn möge, er wird nie so beherrscht, wie man glaubt.

*

Wenige Gefangene werden strenger bewacht als die Fürsten.

*

Die Führer der Fürsten gleichen denen, welche Tiger und Löwen zähmen; sie lassen diese Thiere

hundert Sprünge und tausend Spiele machen. Dem Anschein nach sind sie ihrer ganz mächtig; indessen ehe sie sich's versehen, schlägt sie ein Streich mit der Pfote zu Boden, und zeigt, daß man diese Gattung Thiere nie zahm macht.

*

Wenn der Fürst ein Tohr ist, so ist oder wird es jedermann.

*

Bösewichte und Tyrannen sind weniger fürchterlich, als Tohren.

*

Alles, was die Achtung und Ehrfurcht der Leute gegen Fürsten zerstört, ist diesen tödtlich.

*

So beschäfftigt ein Fürst seyn mag, er muß sich doch täglich einige Stunden der Einsamkeit vorbehalten; diese Stunden muß er anwenden, über sein Betragen nachzudenken, sich von seinen Fehlern zu heilen, und Gott, ohne den man nichts Gutes thun kann, um Gnade und Kraft zu bitten.

*

Es ist Pflicht eines Fürsten einige Augenblicke seiner Zeit dem Lesen guter Bücher zu widmen: Diese Augenblicke sind für das gemeine Wesen nicht verloren, denn sie bessern und unterrichten ihn. Man muß diese Augenblicke seinem Schlaf, seinen Mahlzeiten, seinen Belustigungen, seinem Vergnügen abzubrechen wissen, nicht aber seinen Geschäfften oder seiner Pflicht.

*

Vorzüglich müssen Fürsten das grosse Buch der Welt studieren; sie müssen in den Augen der Menschen, und selbst in ihren Herzen die Empfindungen zu lesen wissen, welche Eigennuz und Schmeicheley ihnen so sorgfältig verbergen: Diese Wissenschaft ist selten, Gott giebt sie wenigen Leuten; aber die sie haben, sind zum Regieren geschaffen.

*

Für Jedermann ist die Zeit kostbar, aber für Fürsten ist sie es so sehr, daß verlorne Augenblicke ihnen selbst und dem Publikum gar zu theuer zu stehen kommen.

*

Umsonst hoffen Fürsten die Wahrheit von andern zu erfahren, wenn sie sich dieselbe nicht selbst sagen.

*

Der größte Theil derer, welche sich den Fürsten nähern, haben keine andere Absicht, als ihnen zu gefallen, um sie besser zu täuschen.

*

So mißtrauisch, unermüdet oder geschickt ein Fürst auch seyn mag, er ist dem Betrug und Verräthereyen ausgesetzt, wie die Piloten den Stürmen.

*

Wenn Fürsten sich selbst die Wahrheit sagen, so zwingen sie jedermann, sie zu sagen.

*

Es giebt Dinge, welche Fürsten aus eigener Bewegung thun können und sollen, und die sie sich nicht dürfen von andern rathen lassen.

*

Anstrengung und Mißtrauen sind keine Tugenden, sondern so nothwendige Eigenschaften der Fürsten, daß es unmöglich ist, sie zu entbehren.

*

Fürsten können nicht geliebt werden, wenn man sie nicht fürchtet und achtet.

*

Einen Fürsten müssen seine persönlichen Eigenschaften furchtbarer machen als seine Gewalt, so groß sie auch seyn mag; aber er muß das nur schlechten Leuten und Feinden seines Staates seyn.

*

So vertraut, so gütig ein Fürst sich gegen Freunde, Diener oder Verwandte betragen mag, so muß er doch immer etwas so Grosses damit zu verbinden wissen, das sie zittern macht. Aber das ist eine Gabe des Himmels: Der steife Ernst, welchen Fürsten an die Stelle dieses Talents setzen, thut die Wirkung nicht.

*

Es giebt Leute, welche glauben, sich Achtung zu erwerben, wenn sie sich in Bildsäulen umschaffen, aber das ist das Geheimniß sich lächerlich, nicht furchtbar, zu machen.

*

Wenn die Menschen es wagten, das Lächerliche an denen, die man ehren soll, aufzufinden, so würden die meisten Fürsten schlimm daran seyn.

*

Wenn das Herz nicht königlich ist, so ist man nie König.

*

Tyrannen und Grausame fürchtet man nie, man haßt sie.

*

Was man nicht achtet, kann man weder lieben noch verehren.

*

Man muß alles, was zum Nachtheil eines Dritten gesagt wird, für verdächtig halten, und wohl untersuchen, ob nicht Neid, Eifersucht, Haß, und tausend andere Leidenschaften, und tausend Arten von geheimem Interesse aus den Leuten spreche.

*

Die größte Beleidigung, die man einem Fürsten anthun kann, ist ihm eine Lüge zu sagen.

*

Man muß auf eine so leutselige und gerade Weise mit den Leuten umgehen, daß sie beynahe gezwungen sind, uns alles zu sagen, was sie wissen.

*

Man muß nie jemand Anlaß geben, es mit Recht zu bereuen, daß er uns eine Wahrheit oder ein Geheimniß sagte.

*

Grosse Vertraulichkeit, welche den einen verächtlich macht, erwirbt dem andern mehr Achtung. Es giebt Leute, die man immer mehr schätzt und fürchtet, je mehr man sie kennt.

Die Treue und das Wort des Fürsten muß unverletzlich seyn: Es heißt seinem Ruhm und seinem eigenen, wahren Interesse feind seyn, wenn man sich beredet, sie verletzen zu können: Fürsten, welche sich davon lossagen, kennen bey weitem den Schaden nicht, den sie sich selbst damit thun.

*

Zwerge, Hofnarren und andere dergleichen Leute sind für den Rechtschaffenen Vögel von schlimmer Vorbedeutung, wenn sie Zutritt bey den Fürsten haben.

*

Diese Leute sagen zuweilen Wahrheiten, welche andere nicht zu sagen wagen; aber man läßt sie auch sprechen, was man will, und es bleibt immer Canaille.

*

Man giebt den meisten Fürsten eine so schlimme Erziehung, daß es ihnen beynahe unmöglich ist, rechtschaffene Leute zu seyn, und wenn sie, bey aller Mühe die man sich giebt, sie zu Tohren zu bilden, doch das Glück haben grosse Fürsten zu werden, so verdienen sie die Bewunderung der Menschen, als Wunder der Natur und Gnade.

*

Gott thut zuweilen solche Wunder, aber selten, glücklich das Volk, dem Gott einen Fürsten schenkt, wie er seyn muß.

*

Ein Fürst muß sich zu verstellen wissen, nicht aus Furcht, sondern aus Klugheit. Man muß suchen alles

zu wissen, aber man muß nicht immer merken lassen, daß man es weiß.

*

Das ist eine grosse Schwachheit an Fürsten, wenn sie es nicht wagen, sich von denen los zu machen, welche ihnen schlecht dienen, um nur keine Unruhen im Hause zu verursachen. Jeder, der sich für unfehlbar hält, ist ein Tohr; aber wer sich nicht von seinen Fehlern zu heilen wagt, aus Furcht sie zu gestehen, ist noch lächerlicher.

*

Indessen bedarf es nichts weiter als Tohrheiten, in einem Professorton gesagt, um den Beyfall und die Bewunderung derer zu erhalten, welche albern genug sind, an denjenigen, welche sie ehren müssen, nichts Lächerliches finden zu dürfen.

*

Wenn man das Unglück hat als Unterthan geboren zu werden, so ist man weit glücklicher einen grossen und geschickten Mann zum Herrn zu haben: Nichts ist trauriger, als von einem Tohren oder schlechten Menschen abzuhangen.

*

Man muß die Minister unterstützen, wenn sie nach gegebenen Befehlen handeln, es koste, was es wolle; machen sie aber auf eigene Faust hin Sotisen, so ist es eine Schwachheit an dem Fürsten sie zu halten, und man muß ihnen zeigen, daß sie nicht ungestraft dumme Streiche machen dürfen.

*

Die Geschenke der Fürsten müssen die Empfänger reich machen oder ihnen wenigstens ein bequemes Leben verschaffen: Es ist beynahe Schande geringere zu geben.

*

Fürsten müssen kleine Geschenke gern annehmen, aber selten solche machen.

*

Die Art zu geben muß mehr verbinden, als die Geschenke selbst, so groß sie auch seyn mögen.

*

Fürsten sind reich, wenn ihre Unterthanen es sind.

*

Man muß selbst über die Verdienste der Leute urtheilen; ihre eigenen Handlungen müssen ihnen bey dem Fürsten Vortheil oder Schaden bringen; und man muß sowohl das Böse als das Gute, was Minister über einander sagen, für verdächtig halten.

*

Es wäre zu wünschen, daß Fürsten sich der Liebe gänzlich entschlügen; aber ich halte das beynahe für unmöglich, und ich bin überzeugt, daß dieser Fehler der kleinste von allen ist, in welche Fürsten verfallen, wenn sie sich nur nicht anderer Weiber zueignen, und niemand zwingen ihnen zu gefallen zu leben.

*

Doch müssen sie sich genugsam besitzen, daß nicht das Vergnügen der Liebe, sie um Zeit und Gelegenheit bringe, ihren Pflichten gehörig obzuliegen.

*

So verliebt ein Fürst seyn mag, so darf er doch nie leiden, daß eine Maitresse sich in Staatssachen mische; sie muß nicht die Ausspenderin der Stellen, Aemter oder Gnadenbezeugungen des Fürsten seyn. Kurz sie muß in dem Herzen des Fürsten herrschen, aber nicht in seinem Staat.

*

Eine Maitresse muß auch die Königin aller Bälle, Assembleen und Festins seyn, wo es auf Glanz und Galanterie ankommt, aber darauf muß sich ihre ganze Herrschaft beschränken.

*

Eben so muß es ein verheyratheter Fürst mit seiner Gemahlin halten. Der Name Königin darf ihr nichts weiter einräumen. Sie soll in dem Herzen des Königs herrschen, soll sein Bett theilen, aber nicht seinen Thron. Sie soll ihm statt einer Maitresse seyn. Er darf keine andere haben, ohne sich seines Standes und seines Ansehens unwürdig zu machen.

*

Ein Fürst muß wahrhaft Tapfere lieben, aber Großsprecher und Brutale verabscheuen.

*

Obschon die Hauptsorge eines Fürsten den Krieg und die Soldaten betreffen muß, so darf er doch andere Berufsarten in seinem Staat weder hintansetzen noch verachten. Geistliche, Rechtsgelehrte, diejenigen, welche bürgerliche Aemter im Staat oder am Hof verwalten, haben eben so gut ihren Werth, als

die Soldaten. Jeder, der seine Pflicht gut erfüllt, von welchem Beruf er seyn möge, verdient die Achtung, die Liebkosungen und die Wohlthaten seines Fürsten.

*

Ein Fürst muß jedermann den Zutritt zu sich gestatten: Er muß gleich der Sonne aller Blicken ausgesetzt seyn. Er darf sich weder durch Minister noch Günstlinge einschliessen lassen, sonst ist er verloren.

*

Fürsten und Grosse, welche den Leuten nicht antworten, machen aus ihrer Schwäche ein Geheimniß.

*

Die Könige bilden sich ein, ein unumschränktes Recht über alle zu haben, die geringer sind, als sie.

*

Mißbrauchen die Könige ihr Recht über Geringere, so sind sie allein Gott dafür verantwortlich.

*

Ein Fürst, so groß und liebenswürdig er seyn mag, muß die Ueberzeugung haben, daß es sein Rang und nicht er selbst ist, dem die meisten Leute den Hof machen.

*

Kleine Fürsten können viel Böses und wenig Gutes thun.

*

Wenn ein Fürst ohne Verdienste ist, so kann seine Gunst nützen, aber rühmlich ist sie nie.

*

Schwache Fürsten fürchten das Verdienst, aber grosse schätzen und benutzen es.

*

Die Fürsten wären gar zu glücklich, wenn Fähigkeiten und Verdienste von ihrem Stand unzertrennlich wären.

*

Der Fürst darf keine Bitte versagen, als wenn ihre Gewährung unmöglich oder ungerecht wäre.

*

Es giebt Leute, denen man nichts verweigern kann, ohne ungerecht und grausam zu seyn. Es giebt andere, denen man alles versagen muß.

*

Gnadenbezeugungen von einem Fürsten verlangen, heißt sich ein Verdienst um ihn machen.

*

Fürsten, welche nicht so denken, verdienen nicht es zu seyn.

*

Es ist Pflicht des Fürsten ungern zu strafen, und mit Freude zu belohnen.

*

Fürsten sind selbst schuld, wenn sie schlecht bedient werden, insofern sie belohnen und strafen können.

*

Fürsten müssen als Fürsten, und nicht als Henker strafen.

*

Wenn ein Fürst genöthiget ist, jemand zum Tod zu verurtheilen, so muß er dabey so gerecht verfahren, daß der Verbrecher selbst gestehen muß, er habe den Tod verdient.

*

Zuweilen macht Gnade den Fürsten so strafbar, als Grausamkeit.

*

Das Glück von Leuten zu machen, die es verdienen, muß das Vergnügen und die Beschäfftigung der Fürsten seyn.

*

Ein Fürst muß mit jedermann auf eine so gute Art leben, daß die Leute überzeugt werden, sich ihm unterwerfen, heisse sich glücklich machen.

*

Fürsten müssen ihre Grösse über alles lieben.

---

Am Hof ist alles verdächtig; Liebkosungen, Lobsprüche, selbst Dienstleistungen haben zuweilen nur den Zweck zu schaden.

*

Günstlinge sind entweder die vertrauten Freunde oder abgesagte Feinde der Fürsten.

*

Die Leute tadeln Günstlinge über eben die Dinge, die sie selbst thun würden, wenn sie an ihrer Stelle wären.

*

Alle Geschicklichkeit und alle Gewalt der Minister besteht nur darin, daß sie die Fähigkeiten und das Genie ihrer Fürsten zu studieren wissen, und sie gut unterstützen.

*

Die Habsucht der Minister schadet den Fürsten; aber sie ist unausweichlich.

*

In eben dem Augenblick, wo die Gerechtigkeit Räuber bestraft, schneiden andere den Zuschauern die Börsen ab.

*

Die Trägheit der Fürsten macht sie von ihren Ministern abhängig.

*

Das einzige Geheimniß nicht beherrscht zu werden, ist wenig glauben, und viel arbeiten.

*

Diejenigen, welche grossen Fürsten dienen, haben nur ihre eigenen Fehler zu fürchten.

---

Alles, was man an Waffen und Truppen verwendet, ist Ersparung.

*

Gut bezahlen, gut belohnen, gut bestrafen, ist das Mittel sich überall Gehorsam zu verschaffen.

*

Kriegszucht hat allen denen, bey welchen sie ehemals war, die Herrschaft der Welt verschafft.

*

Alles ist verloren, wo der Gehorsam aufhört.

*

Man kann die Kriegszucht weder beobachten, noch erhalten, ohne die Soldaten richtig zu bezahlen. Die Strenge der Disciplin hängt von einer pünktlichen Bezahlung ab.

*

Man muß die Jugend, vorzüglich den Adel, an Tapferkeit und Erduldung der Beschwerden gewöhnen; denen, welche Neigung und Talente zum Kriegswesen haben, gute Worte geben und sie ehren.

*

Ein Fürst muß im Frieden und im Krieg bewaffnet seyn.

*

Ein Fürst muß seinem Nachbar nie Zeit lassen, ihn anzugreiffen, er muß eilen, ihm zuvorzukommen: das ist ein grosser Vortheil und beynahe gewonnen Spiel.

*

Die grosse Menge von Offizieren kommt hoch zu stehen; aber sie sind es, welche Schlachten gewinnen, und Städte einnehmen.

*

Der Tod ist das kleinste Uebel, dem man sich im Kriege aussetzt.

*

Langer Friede ist einem Lande nicht weniger gefährlich als der Krieg; er läßt die Staaten unmerklich in Schwäche und Verachtung sinken.

*

Die grosse Menge fester Plätze zehrt Geld und Menschen unnütz auf.

*

Kleine Armeen sind ein grosser Aufwand, aber grosse bestehen durch sich selbst.

*

Wenn man den Krieg fürchtet, so genießt man nicht lange Frieden.

*

Den entwaffneten Feind muß man umarmen.

*

Man kann nicht groß werden als auf Kosten irgend eines andern.

*

Ein Eroberer darf von allen Arbeiten und Gefahren, denen er sich aussetzt, nichts als Ruhm fodern, und noch muß er ihn mit Freunden und Feinden theilen.

*

Es ist erlaubt die Feinde zu hintergehen, wie es erlaubt ist, sie zu besiegen.

---

Der größte Nutzen, den man von dem Studieren und aus den Wissenschaften zieht, besteht darin, daß

man sich in den Stand setzt, nichts zu bewundern und über nichts zu erstaunen; und daß man sich selbst nicht unerträglich ist.

*

Die größte aller Wissenschaften ist gut zu leben, und gut zu sterben wissen; alle andern sind unnütz, wenn sie nichts dazu beytragen.

*

Mässigung ist in den Wissenschaften so nöthig, als in allen andern Dingen; Mancher unterliegt der Last, wenn er sich ihnen widmet, und wird, statt sich geschickter zu machen, nur dummer und alberner.

*

Die Wissenschaften sind nichts, als pompöse Titel der menschlichen Unwissenheit; man ist nicht klüger, wenn man sie weiß.

*

Die Menschen werden nicht durch Wissenschaften verdorben, sondern sie sind es, welche die Wissenschaften verderben.

*

Wissenschaften machen geschickte Leute geschickter, und Tohren töhrichter.

*

Man muß die Gelehrten als lebende Bibliotheken gebrauchen; sie schätzen, gegen sie freygebig seyn, sie anstellen, sie über das, was sie verstehen, zu Rathe ziehen, aber man muß überzeugt seyn, daß sie ausserdem gewöhnlich für die Welt und für Geschäffte sehr armselige Subjekte sind.

Es giebt kein alberners und stolzeres Thier auf der Welt als einen Pedanten.

*

Es giebt Pedanten der Ehre, wie es Schulpedanten giebt.

*

Man muß lesen, um sich zu unterrichten, um sich zu bessern und um sich zu trösten.

*

Das Orakel, welches befahl die Todten um Rath zu fragen, sprach ohne Zweifel von Büchern.

*

Das Lesen ist eine Art Spiegel, welcher mit Tugenden und Fehlern bekannt macht.

*

Die Bücher schmeicheln weder den Leidenschaften noch den Fehlern derjenigen, welche sie lesen.

*

Die Lectüre lehrt, daß alles vergessen wird, und alles zu Grund gehet.

*

Das Lesen guter Romane ist nicht so unnütz, als man glaubt; sie stellen die Welt so dar, wie sie seyn sollte, und nicht wie sie ist; sie flössen uns edle Gesinnungen ein, vereckeln uns alles, was der Ehre zuwider ist, und machen gesittet.

---

Man muß genug von der Arzneykunst und Astro-

logie wissen, um nicht von Aerzten und Astrologen an der Nase herumgeführt zu werden.

*

Tiberius sagte mit Recht, jeder, der über dreyssig Jahre gelebt habe, sollte sein eigener Arzt seyn.

*

Ohne völlige Gesundheit und Kräfte der Seele und des Leibes kann das Leben nicht angenehm seyn.

*

Es ist eine grosse Schwachheit seiner Gesundheit gar zu ängstlich zu schonen; man muß sie geniessen und sie auf alle Proben stellen, besonders wenn es darauf ankommt, seine Schuldigkeit zu thun.

*

Wer seiner Gesundheit auf Kosten seiner Pflicht schonet, ist ihrer nicht werth.

*

Die Menschen verhelen ihre Krankheiten wie Verbrechen.

*

Man muß die edlern Leibesübungen verstehen, aber sie nicht zu seiner Beschäfftigung machen.

*

Die Menschen geben solche Uebungen viel zu frühe auf, man sollte sie fortsetzen, so lange Gesundheit und Kraft da ist.

*

Ein herzhafter Mann muß gewandt seyn, um sich immer seines Degens und seines Pferds bedienen zu können.

Die Jagd stärkt den Körper, aber sie stumpft das Gefühl ab.

*

Nicht die Andacht, sondern die Eitelkeit der Menschen ist es, welche dem Körper den Krieg erklärt.

*

Der Körper muß gehorsam seyn, man muß ihn als Sklaven behandeln, aber als einen Sklaven, der liebreiche Behandlung verdient.

*

Man muß seinen Leib für nichts rechnen, und so leben als ob man keinen hätte.

*

Man muß der Seele eine unumschränkte Gewalt über den Körper erhalten.

*

Man muß mehr den Geist bilden als den Körper quälen.

*

Die gesundeste Seele hat ihre Krankheiten wie der Körper; sie hat auch unheilbare.

*

Ein braver Mann braucht eben nicht viel Zeit weder zum Essen noch zu seinem Anzug. Von vier und zwanzig Stunden eine Viertelstunde ist dazu hinreichend, zur Ruhe können für einen Mann, der Geschäffte hat, drey bis vier Stunden genug seyn, zuweilen mehr, zuweilen weniger nach der Leibesbeschaffenheit und den Geschäfften.

*

Es giebt Leute, die töhricht genug sind, sich zu Sklaven und Martyrern ihrer Kleidung und der Moden zu machen. Man ist sehr unglücklich, wenn man seine ganze Lebenszeit nur zwischen dem Spiegel und dem Kamme theilt.

*

Man muß das Schöne lieben, aber man muß es mit Vernunft lieben.

*

Nacht und Dunkelheit machen alle Gegenstände gleich; dieses läßt der Untreue verehlichter Leute keine Entschuldigung übrig.

---

Die Natur bereitet uns durch das Alter auf den Tod vor, sie benimmt uns nach und nach durch Krankheiten und die davon unzertrennlichen Beschwerden die Lust zum Leben, man stürbe beynahe untröstbar, wenn man nicht alt würde.

*

Wenn wir nicht unwissend wären, so würden wir nie weder alt noch krank seyn. Alle diese Uebel haben ihre Gegenmittel, aber wir kennen sie nicht.

*

Man veraltet mehr aus Trägheit als durch Jahre.

*

Das Alter ist schrecklicher als der Tod.

*

Glücklich diejenigen, welche sterben ohne alt zu werden.

Diejenigen, welche die Jugend ein Fieber nannten, haben vielleicht Recht; aber ich wünschte, daß dieses Fieber mein ganzes Leben hindurch dauerte, selbst, wenn es mich irre reden machte.

*

Vollkommene Gesundheit und Kräfte der Seele und des Körpers machen die einzige Jugend aus. Jeder, der sie besitzet, ist jung und wäre er auch hundert Jahre alt.

*

Es giebt Leute, welche nie alt werden, weder dem Geist noch dem Körper nach. Wer, wie Cyrus, Sesostris u. a. seine Kräfte bis zum Tode behält, stirbt in jedem Alter jung.

---

Wer nicht weit über seinen Rang ist, so erhaben dieser auch seyn mag, kann ihn nie verdienen.

*

Das größte Vergnügen der Hoheit besteht darin, daß man im Stand ist, selbst Feinden und Undankbaren Gutes zu thun.

*

Eine edle und hohe Geburt ist ein sehr kleiner Vorzug für die, welche nichts weiter haben. Man muß die Leute nach ihrem Verdienst, und nicht nach ihrer Geburt schätzen.

*

Eine edle und hohe Geburt bestehet in der Seele

und im Herzen. Wenn diese groß und edel sind, so entspricht dem alles andere. Es giebt Bauren, welche als Fürsten, und Könige, welche als Bauren gebo=ren werden; es giebt einen Pöbel unter den Königen, wie unter dem gemeinsten Haufen.

*

Grösse ist wie ein parfümirtes Gewand; die, welche es tragen, merken am wenigsten davon.

*

Nur auf Stammbäumen zu leben, ist ein blos ein=gebildetes und erbärmliches Leben.

*

Wegwerfung und Niederträchtigkeiten verhelfen zu=weilen zur Grösse; aber nie dienen sie, dieselbe zu vermehren oder zu erhalten.

*

Wenn Leute von Stand ohne Noth den Kutscher oder Koch machen, so verdienen sie, es zu seyn.

*

Wenn Gott strafen will, so läßt er nur die Stände unter einander werfen.

*

Man hat wenig Ursache, sich auf hohe Geburt etwas einzubilden; sie legt grosse Verpflichtungen auf, und trägt nichts dazu bey sie zu erfüllen.

*

Die Türken schätzen die Geburt zu wenig, und andere Nationen schätzen sie zu hoch.

*

Je grösser man ist, desto höflicher und vertraulicher kann man seyn.

*

Es giebt keinen Stand, den man nicht verherrlichen könnte; es sey durch das, was man darin thut, oder was man darin leidet.

---

Der Glanz eines heroischen Verdiensts blendet wie die Sonne; die Menschen kennen es nicht, und wissen es nicht nach seinem Werth zu schätzen.

*

Es ist schwer, wahres Verdienst zu kennen oder zu beurtheilen, wenn man es nicht selbst besitzet.

*

Man schätzt, man bewundert, man fürchtet ausserordentliches Verdienst, aber der liebt es selten, der es nicht besitzet.

*

Das Verdienst wird mit dem Menschen geboren; glücklich der, mit welchem es stirbt.

*

Das Verdienst besteht darin gut zu denken, gut zu sprechen, und gut zu handeln.

*

Ein grosses Herz und einen grossen Verstand haben, heißt Verdienst haben.

*

Selten lassen die Menschen dem Verdienst Ge-

rechtigkeit widerfahren, und schmeicheln immer dem Glück.

*

Ausserordentliche Verdienste sind ein Verbrechen, das man nicht verzeihet.

*

Verdienst und Glück können einander nicht entbehren.

*

Das Glück maßt sich zuweilen die Rechte des Verdienstes an, aber es behauptet sie nicht immer.

*

Man muß an dem Verdienst anderer mehr Gefallen finden, als an seinem eigenen.

*

Das Verdienst der Leute ist oft das größte Hinderniß ihres Glücks.

*

Wenn die Menschen Verdienste haben, so scheuen sie das Verdienst anderer nicht.

*

Wahres Verdienst hat geheime Tugenden und Talente, die mehr werth sind, als alles, was man davon kennt.

*

Es ist unerträglich, diejenigen schätzen zu sehen, die es nicht verdienen.

*

Die Belohnung des Verdienstes ist das Verdienst selbst.

Man kann alles kaufen, nur Verdienst und Ruhm nicht.

---

Es ist besser das Glück verdienen als es besitzen.

*

Das Glück rechtfertiget viele Fehler, selbst Vergehungen, aber es tröstet nicht darüber.

*

Das Glück maskiert oft die Menschen, aber Gelegenheiten entlarven sie.

*

Die Güter und Uebel dieser Welt gleichen sehr jenen perspektivischen Gemählden, welche uns ergözen, und auf so mancherley Art täuschen, und die doch nur ein wenig gemahlte Leinwand, aber nichts Wirkliches sind.

*

Man kann nicht glücklich seyn, ohne weise, gerecht und stark zu seyn.

*

Man kann jedes Unglück, so groß es auch seyn möge, verherrlichen.

*

Richtiges Denken, edle Empfindungen und grosse Handlungen machen den Ruhm und das Glück der Menschen aus, alles andere ist lauter Eitelkeit.

*

Wenn das Glück die Menschen verläßt, so verläßt

sie alles. Es zieht eine grosse Menge falscher Freunde an, welche mit ihm verschwinden.

*

Man muß gegen das Glück mißtrauisch seyn, aber nie an demselben verzweifeln.

*

Wenn man das Glück verachtet, so rächt es sich früh oder spät.

*

Man ist immer so glücklich oder so unglücklich, als man zu seyn glaubt.

*

Es giebt Unglücksfälle, die mehr werth sind, als das größte Glück.

*

Vorsichtigkeit entgehet dem Unglück selten und beschleuniget es oft.

*

Wer gut handelt, dem ist's gelungen, wie auch der Erfolg seyn möge.

*

Leiden, weil man gut gehandelt hat, ist eine Art von Belohnung.

*

Nicht ohne Grund hat die Natur den Rosen Dornen gegeben.

*

Es ist das größte unter allen möglichen Uebeln, wenn Menschen und Dinge nicht an ihrer rechten Stelle stehen.

Wenn grosses Glück von grossem Verdienst unzertrennlich wäre, so verdiente es alle Mühe und alle Sorge, die man darauf verwendet.

*

Sich eines grossen Glücks nicht unwürdig machen, ist hinreichend es zu verdienen.

*

Es giebt Leute, welche das Glück nur erhebt, um sie lächerlich zu machen.

*

Grossem Glück verzeiht man alles.

*

Sylla, der so viel Unglückliche gemacht hatte, maßte sich mit Unrecht den Zunamen der Glückliche an.

*

Uebermuth steht im Glück und im Unglück schlecht. Der grosse Sesostris, welcher sieben unglückliche Könige an seinen Wagen fesselte, wäre grösser gewesen, wenn ihn sein Glück weniger stolz gemacht hätte.

*

Es giebt in der Natur etwas Feindseliges, was sich dem vollkommenen Ruhm und Glück der Menschen widersetzt.

*

Das Glück giebt selten Gelegenheit, sich auszuzeichnen; man muß bey der ersten schnell zugreiffen, und nicht auf eine zweyte hoffen.

*

Diejenigen, welche im Glück stolz und übermüthig sind, sind im Unglück unfehlbar niedrig und schwach.

*

Im Glück muß man weise und rechtschaffen, im Unglück weise und stolz seyn.

*

Nur durch eigne Schuld wird man krank, alt, oder arm.

*

Die Natur hat sich gegen die Menschen freygebiger bewiesen, als sie denken.

*

Man kann sein Schicksal weder vorher sehen, noch ihm ausweichen, aber man kann ihm nachgeben.

*

Es ist eine Art Bitterkeit über alles Sichtbare und Fühlbare verbreitet, welche die einen früher die andern später kosten.

---

Ich schätze den Cyrus, Alexander, die beyden Scipionen, Cäsar, Almansor, weil mich dünkt, ihre Seelen seyen noch grösser gewesen, als ihr hohes Glück.

*

Die Welt hat nichts, um ein grosses Herz zu befriedigen, wenn sie sich ihm auch ganz hingäbe.

*

Alle Zeitalter und alle Länder erzeugen grosse Männer,

ner und selbst Helden; aber das Glück und die Gelegenheit lassen sie nicht immer bekannt werden.

*

Man kann ein sehr rechtschaffener Mann seyn, ohne ein grosser, aber kein grosser, ohne auch ein rechtschaffener Mann zu seyn.

*

Wahre Grösse besteht nicht darin, alles zu thun, was man will, sondern nichts zu wollen, als was man soll.

*

Die wahre Grösse hängt nur von dem Herzen ab; wenn dieses groß ist, so ist es alles.

*

Es giebt Gelegenheiten, wo grosse Leute weinen, ohne dabey zu verlieren. Cäsar weinte, und seine Thränen waren seiner würdig.

*

Diejenigen, welche den Cäsar beschuldigen, dem Unglück des Pompejus verstellte Thränen geweiht zu haben, kennen die edlen Empfindungen eines so grossen Herzens, wie das seinige, schlecht.

*

Grosse Menschen haben ein Vorgefühl ihres Schicksals, das sie selten täuscht.

*

Alles, was schreckend und fatal ist, stellt sich dem Gemüthe dar, wenn man im Begriff ist, einen grossen Plan auszuführen.

*

Unüberwindliche Beharrlichkeit geräth nie in Erstaunen.

*

Grosse Leute und Tohren thun zuweilen die gleichen Sachen; aber sie thun sie auf eine sehr verschiedene Weise.

*

Die Leute tadeln immer, was sie nicht zu thun im Stande sind.

*

Grosser Dinge fähig seyn, ist eine Art von Glück.

*

Es giebt Leute, welche eine geheime Herrschaft über alle Herzen haben, sie üben eine Art Tyranney aus, der nichts widersteht.

*

Grosse Leute wären unglücklich, wenn sie sich nicht selbst kennten.

*

Man muß die Fehler und Verbrechen grosser Manner, wie die guten Handlungen der Tohren für nichts rechnen.

*

Man vergleicht Leute mit Alexander dem Grossen, welche kaum verdienen mit seinem Bukephal verglichen zu werden.

*

Man hat dem grossen Cyrus nichts zu vergeben, er ist der einzige unter allen ausserordentlichen Männern, der sich nirgends blos gab.

Um etwas Grosses zu thun, bedarf es nur eines Kopfs, der alles anordnet, und einer Börse, die alles ausführt.

*

Die grossen Männer der Heroischen Zeitalter haben Beyspiele von Rechtschaffenheit gegeben, die ihnen rühmlicher waren, als ihre Triumphe. Der grosse Scipio starb nach seinen Siegen so arm, daß man nicht so viel bey ihm fand, ihn zu beerdigen.

---

Jedes Ansehen und jede Gewalt muß der Gerechtigkeit und Vernunft weichen.

*

Die Herren müssen mehr auf das Glück ihrer Diener bedacht seyn, als diese selbst: Aber beynahe immer geschiehet das Gegentheil; die Herren denken fast nicht daran, und die Diener sorgen zu viel dafür.

*

Der Diener muß den Herrn nach seiner Weise bedienen, das ist das einzige Mittel ihm zu gefallen, aber er muß ihm nicht auf seine eigene Kosten gefallen wollen: Er muß ihn mit Achtung seine Fehler kennen lehren, und ihm Zeit geben, schlechte Veranstaltungen zu bereuen. Es heißt seinem Herrn einen grossen Dienst leisten, wenn man ihn verhindert Tohrheiten zu begehen.

*

Es ist ein grosses Unglück für einen Menschen,

wenn er verpflichtet ist, einem andern zu dienen; dieses Unglück ist grösser, als man denkt, vorzüglich wenn man das traurige Schicksal hat, einen schlechtdenkenden Herrn zu bekommen.

*

Diener sind wie Besen, sie leisten gute Dienste, o lang sie neu sind; indessen muß man sie nicht wie Besen behandeln, im Gegentheil man muß sie wohl belohnen, und nicht abändern, als wenn sie uns durch Untreue oder ungestümmes Wesen dazu zwingen.

*

Alles ist verzeihlich ausser Ungehorsam und Untreue.

*

Alte Diener werden beynahe die Herren, wenn man sich nicht vorsiehet.

*

Ein Gebieter oder eine Gebieterin ist ein Gut oder Uebel, dessen wenige Leute entbehren können.

*

Die Kunst, die Menschen zu durchschauen, ist selten; aber die, welche sie haben, sind zum Herrschen geboren.

*

Man muß diese Kunst mit Bescheidenheit brauchen, und sie nicht für unfehlbar halten.

*

Es giebt Herrn, denen man nicht gehorchen muß, um ihnen gut zu dienen.

*

Man muß die Diener hindern, sich für nothwendig zu halten; so wichtig und angenehm auch ihre Dienste seyn mögen, so muß man ihnen doch über die Eitelkeit dieser Zuversicht die Augen öffnen.

*

Niemand gehorchen ist ein grösser Glück, als die ganze Welt beherrschen.

*

Jener Perser bey Herodot hatte Recht, welcher statt aller Belohnung von den Magiern das Vorrecht verlangte, weder zu befehlen, noch jemand zu gehorchen; wäre das thunlich, so wäre man in einem solchen Staat gar zu glücklich.

*

Gott gehorchen, heißt über alles herrschen.

*

Herrschen ist eine Kunst, welche den Geschicktesten unbekannt ist, und in welcher man immer Lehrling bleibt.

*

Es giebt Leute, bey deren Geburt ein so gebieterisches Gestirn obwaltete, daß sie sich überall, wo sie erscheinen, Feinde oder Unterthanen machen.

*

Die Welt gebührt denen, welche sie in Besitz zu nehmen und zu behaupten wissen.

*

Die Menschen sind so albern, daß sie, um sich einen Herrn zu wählen, sich nur an diejenigen halten, welche am wenigsten verdienen es zu seyn.

*

Die sonderbarste Wirkung der Liebe gegen Anverwandte ist, daß sie die allen Menschen so natürliche Eifersucht auf's Herrschen erstikt. Man sieht die Könige mit Recht eifersüchtig auf ihre Brüder, ihre Söhne, ihre Neffen und ihre Nachfolger. Indessen haben so viele Päbste gelitten, daß ihre Neffen sie alles ihres Ansehens beraubten, ohne sich je darüber zu beklagen oder an ihnen zu rächen. Dieses scheint unbegreiflich; man kann es fast nur ihrem hohen Alter beymessen.

*

Seine Kinder, Neffen und andere Verwandte auf eine unregelmässige und ausschweifende Weise lieben, ist die größte aller Schwachheiten; indessen sieht man selbst grosse Leute diesem Fehler so unterworfen, daß man Grund hat darüber zu erstaunen. Die Idee einer eingebildeten Unsterblichkeit, die sie für ihre Namen und ihr Haus einnimmt, bringt die seltsame Wirkung hervor, daß sie zuweilen schlechte Leute lieben, einzig weil sie den gleichen Namen mit ihnen führen; ihre Fehler scheinen Tugenden, sie bewundern alle Sotisen, die sie sagen und thun. Das Unerträglichste dabey ist, daß sie oft in ihnen ihre größten Feinde lieben, ohne sie zu kennen, und ohne daß der Gehorsam gegen Gott dabey einigen Einfluß hätte.

---

ist die heldenmüthigste Handlung, in gewisser Art des Gottes würdig, der sie befiehlt.

*

Man muß für das Glück seiner Freunde mehr sorgen, als für sein eigenes.

*

Seinen Freunden gewisse gefährliche Geheimnisse anvertrauen, heißt sie wenig lieben.

*

Einem Freunde aus Dingen ein Geheimniß machen, die ihm zu wissen nützlich sind, heißt beynahe ihn verrathen.

*

Man kann Geheimnisse vor einem Freund haben, die ihn nichts angehen.

*

Die Liebe eines Freundes daran setzen, um sich für den Ruhm und die Gerechtigkeit zu erhalten, ist eine heroische Handlung.

*

Man muß den Ruhm eines Freundes wie sein eigen Leben lieben.

*

Sonst muß man einen Freund nicht auf's Spiel setzen, was auch dabey zu gewinnen sey.

*

Angewöhnung gleicht der Freundschaft, ist sie aber nicht.

*

Man kann nur Eine wahre Liebe haben, aber mehrere sehr zärtliche Freundschaften.

*

Grosse Freundschaft ist eben so selten, als grosse Liebe.

*

Das Leben nützt beynahe zu nichts, wenn man weder Freunde noch Feinde mehr hat.

*

Weder Freundschaft noch Liebe darf uns gegen die Fehler unserer Freunde blind machen; man muß sie mit allen ihren Fehlern lieben, man muß diese verbergen, sie dulden, insofern sie erträglich und nicht wesentlich sind, denn es giebt solche, die mit Achtung, Freundschaft und Liebe nicht bestehen können.

*

Einen Feind, der sich auf uns verläßt, muß man nie täuschen: Viel weniger einen Freund; das wäre Entweihung.

*

Man hat Ursache mit sich selbst zufrieden zu seyn, wenn man sich fähig fühlt, der Ungerechtigkeit eines Freundes zu widerstehen.

*

Man muß von seinen vertrautesten Freunden nie etwas zum Nachtheil ihrer übrigen Pflichten verlangen.

*

Man darf sich nicht durch Untreue an der Untreue anderer rächen.

*

Die, welche vorgeben aller Welt Freunde zu seyn, sind es von niemand.

*

Einen Feind verlieren, ist ein grösserer Verlust, als man denkt.

*

Feinde hassen immer aufrichtig; aber Freunde lieben nicht immer eben so.

*

Kein Interesse darf der Freundschaft vorgehen; man muß seinem Freund alles aufopfern, ausgenommen Ehre und Gewissen.

*

Man muß nie warten, bis er uns bittet, ihm zu dienen; man muß ihm, wo möglich, immer zuvorkommen.

*

Ich weiß nicht, ob man einen Freund verrathen darf, um ihm zu dienen? Die Frage ist delikat, und ist man nicht strafbar, so ist man wenigstens unglücklich, wenn man dazu gezwungen wird.

---

Das Vergangene bürgt nicht für die Zukunft, weder im Guten noch im Bösen.

*

Doch ist die Kenntniß des Vergangenen von grossem Nutzen für die Zukunft.

*

Man kann alles verachten ausser das Schicksal, das uns nach dem Tode erwartet.

*

Das Leben eilt wie ein Strom dahin, der immer fortfließt und nie stille steht.

*

Was ein Ende nimmt, verdient weder die Liebe, noch die Achtung der vernünftigen Kreatur.

*

Das Leben wäre wenig und der Tod nichts, wenn die Seele nicht unsterblich wäre.

*

Es liegt wenig daran, in welchem Zustand oder auf welche Art man dieses Leben zubringe: es ist, nur an sich selbst betrachtet, weder der Mühe noch der Sorgen werth, die man sich darum giebt.

*

Wer den Tod fürchtet, ist zu nichts Grossem fähig.

*

Das Leben gleicht einer schönen Symphonie, welche reizt, welche gefällt, aber kurze Zeit dauert.

*

Alles geht wie ein Bliz vorüber; Gutes und Uebles dauert so kurz, daß es beynahe nicht verdient, weder daß man sich darob freue, noch betrübe.

*

Die Vergangenheit ist nicht mehr, die Zukunft ist ungewiß, die Gegenwart ist nur ein Punkt, aber von

diesem furchtbaren Punkt hängt unser Glück oder Unglück für die Ewigkeit ab.

*

Das Leben ist ein Handel, man kann dabey keinen grossen Gewinn machen, ohne sich grossem Verlust auszusetzen.

*

Was ein Ende nimmt, kann nicht unerträglich seyn; und die kurze Dauer unsers Lebens kann und soll uns über alle Uebel dieser Welt trösten.

*

Es liegt wenig daran, wie man auf die Welt kommt; aber sehr viel, wie man stirbt.

*

Jener Satyr, welchen ein Lydischer König gefesselt hielt, bis er ihm gesagt hätte, welches der höchste Grad menschlicher Glückseligkeit wäre, erklärte es mit Recht für das größte Glück, nie geboren zu seyn; und für das nächste nach demselben, sogleich zu sterben, nachdem man das Tageslicht erblickt hätte.

*

Das grosse Geheimniß des Lebens ist, sich einen würdigen Zweck vorsetzen, und ihn nie aus den Augen verlieren.

*

Wenn eine gute Handlung selbst für das ganze übrige Leben unglücklich machte, so muß man sie doch weder unterlassen, noch bereuen.

*

Seine Endzwecke berichtigen und läutern, ist eine Beschäfftigung, die so lang als das Leben dauern muß.

*

Man bleibt immer ein Lehrling in der Kunst zu leben.

*

Diejenigen, welche sich selbst das Leben nahmen, jagten einem falschen Ruhme nach; denn das Leben mag ein Gut oder ein Uebel seyn, so sind wir durch eine unbegränzte Gerechtigkeit und Güte dazu verurtheilt, die uns weder Unrecht thun kann, noch will.

*

Die Todten sind die ersten die Lebenden zu vergessen; diesen traurigen Vorzug haben sie.

*

Petronius, der scherzend starb, behandelte das wichtigste Geschäfft als eine Kleinigkeit.

*

Die Stunde des Todes, ist die Stunde der Wahrheit.

*

Das Leben ist für die einen ein angenehmer, für die andern ein widriger Traum.

*

So angenehm und ruhmvoll das Leben seyn mag, man wäre sehr unglücklich, wenn es nie aufhörte.

*

Ein langes Leben ist nichts als eine lange Erwartung des Todes.

*

Da man doch zuletzt sterben muß, so sind diejenigen glücklich, welche so schnell als möglich aus der Sache kommen.

*

In dem letzten, schrecklichen oder glücklichen Augenblick wird Gott allen Menschen bekannt machen, was sie durch alle Ewigkeit seyn werden.

*

Die Menschen leben auf eine Art, die genugsam beweiset, daß sie nichts von den grossen Wahrheiten glauben, an denen man nicht zweifeln darf.

*

In der Natur geht nichts zu Grund, alles verwandelt und vervollkommnet sich zum Ruhm seines Urhebers.

---

Die Erziehung der Jugend sollte eine von den Hauptsorgen eines Fürsten seyn; davon hängt der Wohlstand, das Glück und der Ruhm eines Staates ab.

*

Die Menschen lernen in den Schulen alles, was man vergessen muß.

*

Es ist eben so schimpflich gewisse Sachen zu wissen, als es schimpflich ist, andere nicht zu wissen.

*

Alles, was den Menschen nicht weiser, stärker und glücklicher macht, ist ihm unnütz.

---

Vernunft und Wahrheit müssen uns immer überzeugen, woher sie auch kommen mögen; sie sind die einzigen Orakel, durch welche Gott mit uns spricht: Jeder, der ihnen nicht folgt, ist unglücklich und töhricht.

*

Die Vernunft leistet nicht alle Hülfe, die sie verspricht.

*

Von der Kunst zu denken hängt das ganze Glück der Menschen ab.

*

Der gesunde Verstand ergreifft immer die bessere Parthie.

*

Gesunder Verstand besteht nicht ohne Muth.

*

Es ist so wenig Unterschied zwischen Weisheit und Tohrheit, daß dieser Unterschied keine Betrachtung verdient, wenn man auf die Kürze des menschlichen Lebens sieht.

*

Wenn man irgend eine Tohrheit begehet, so muß man sich nicht wundern, wenn die Leute keinen Anstand nehmen, zu sagen, was man keinen Anstand nahm zu thun.

*

Die, welche alles benutzen, sind weise und glücklich.

*

Narren sind mehr zu fürchten, als Schurken.

*

Schurken können der Tohren nicht entbehren.

*

Die Tohren wären gar zu glücklich, wenn sie sich vor sich selbst verbergen könnten.

*

Ein Mann von Talent kann weder einen Tohren lieben, noch sich sein Wohlgefallen erwerben.

*

Mißtrauen gegen sich selbst, ist eine Art Weisheit.

*

Tohrheiten haben die Wirkung von Wunden, je älter sie werden, desto mehr schmerzen sie.

*

Je töhrichter ein Mensch ist, desto hartnäckiger und unbiegsamer ist er.

*

Es giebt Leute, die dazu geboren sind, Tohrheiten zu sagen und zu thun.

*

Es giebt gewisse Dinge, welche Tohren eben so gut verrichten, als die geschicktesten Leute.

---

Wenn man für die Wahrheit geboren ist, so findet man sie auch aus der Lüge heraus.

*

Die Wahrheit hat einen gewissen Charakter, der sie auf eine unerklärbare Art auszeichnet.

*

Die Menschen aus dem Irrthum ziehen, heißt oft sie beleidigen.

*

Es kann Wahrheiten geben, an denen man zweifeln muß, wenn man nicht ein Tohr seyn will.

*

Ernsthaftigkeit wird lächerlich, wenn sie nur durch sich selbst unterstützt wird.

---

Wer eine feine und zarte Unterscheidungsgabe besitzet, hat Geschmack. Den Dingen ihren rechten Werth zu geben wissen, ist ein grosses Talent.

*

Es giebt einen verdorbenen Geschmack, vermöge dessen man Niederträchtigkeiten liebt, wie blasse Farben.

*

Man muß alles vermeiden, was einen feinen und zarten Geschmack beleidiget.

*

Geschicklichkeit, so groß sie auch seyn mag, ersetzt selten den Mangel an Kraft.

*

Grosse Geschicklichkeit besteht nicht minder darin, seine Gesinnungen zu zeigen, als sie zu rechter Zeit zu verbergen.

*

Die

Die meisten Leute glauben, grosse Geschicklichkeit bestehe nur darin, falsch, lügnerisch, schlecht und treulos zu seyn. Aber das Gegentheil ist so wahr, daß sie vielmehr einzig darin besteht, nie etwas zu sagen oder zu thun, was eines Mannes von Ehre unwürdig wäre.

*

Um gut zu reden, muß man wenig reden.

*

Wenn man nur redet, was man soll, so redet man wenig und gut.

*

Muth und Eitelkeit machen, daß man spricht. Furcht und Schwäche legen Stillschweigen auf.

*

Das Stillschweigen steht geschickten Leuten und Tohren wohl an.

*

Es giebt ein gewisses Schweigen, das geheimnißvoll scheint, und nichts als Schwäche ist.

*

Wenige Menschen haben Muth genug unbeliebige Rathschläge zu geben.

*

Ein Rath, den man nicht zu befolgen im Stande ist, gefällt niemals.

*

Ueber das, was man thun will, muß man nur

sich selbst zu Rathe ziehen, andere aber über das, wozu man keine Lust hat.

---

Ohne Gerechtigkeit und Stärke gelingt nichts: beyde gehören dazu grosse Plane auszuführen; oft aber, wo Gerechtigkeit und Kraft scheitern, bringen die Umstände doch noch einen glücklichen Erfolg hervor.

*

Schwäche ist das größte Unglück und der größte Fehler.

*

List ist ein grosses Hilfsmittel für Schwache, und der Tapfern nicht immer unwürdig.

*

Kraft erzeugt Furcht und Gehorsam.

*

Man muß nur auf sich selbst und auf seine eigenen Kräfte zählen; reichen sie nicht hin, so reicht nichts hin.

*

Hat man nicht Kräfte genug, seine Rechte zu behaupten, so sind sie verloren.

*

Kraft rechtfertigt alle Ansprüche.

*

Es giebt zwey Arten von Schwäche; die eine liegt

in der Seele und ist unheilbar, die andere hängt vom Glück ab und ändert sich mit ihm.

---

Sokrates sagte, wenn du heyratheſt oder nicht heyratheſt, ſo wirſt du es bereuen. Ich glaube, jeder, der ſich verheyrathet, werde es unfehlbar bereuen; aber ich ſehe nicht, warum man es bereuen ſollte nicht geheurathet zu haben: ich kann aus Erfahrung davon urtheilen.

*

Es braucht mehr Herzhaftigkeit ſich den Unfällen der Ehe auszuſetzen, als denen des Krieges und ich bewundre den Muth aller derer, die ſich verheyrathen; aber man ſchließt dieſen furchtbaren Vertrag, wie alle andere Dinge des Lebens, wobey man faſt nie auf ihre Wichtigkeit ſiehet, noch wozu man ſich verpflichtet.

*

Liebe und Ehe ſind beynahe unvereinbar.

*

Man wäre gar zu glücklich, zugleich verliebt und verheyrathet zu ſeyn.

*

Das unfehlbare Geheimniß ſich Feinde zu machen, iſt ſich verheyrathen und jemand zum Erben ernennen.

*

Nonnen und verheyrathete Frauenzimmer sind beyderseits unglücklich, nur auf verschiedene Art.

*

Die Männer verheyrathen sich, weil sie nicht wissen was sie thun, und die Mädchen, um sich unter dem Schutz eines Mannes in Freyheit zu setzen.

---

Das Temperament macht uns beynahe immer töhricht oder strafbar.

*

Das gleiche Temperament, welches grosse Talente erzeugt, unterwirft grossen Fehlern.

*

Ruhe ist ein Gut welches über alles tröstet.

*

Die Ruhe ist das größte unter allen Geschäfften.

*

Man kann die Ruhe der Welt nicht stören, als nur auf Kosten seiner eigenen.

*

Man findet die Ruhe nie wenn man sie sucht.

*

So beschäfftiget man seyn möge, man muß sich Stunden der Einsamkeit vorbehalten, um mit sich selbst Maaßregeln zu nehmen, oder vielmehr sie mit Gott zu nehmen.

*

Man kann in der grossen Welt so einsam leben als in der thebaischen Wüste.

Die Einsamkeit ist das Element grosser Geister.

*

Man muß nie etwas mißbilligen oder verwerfen ohne eigene Erfahrung davon zu haben.

*

Gemeiniglich schätzt man die Erfahrung hoch, und die Greise rühmen sich derselben; indessen mache ich wenig daraus, und schätze nur Urtheilskraft und Verstand.

*

Sachen und Umstände sind wie die Gesichter der Menschen; keins ist je dem andern völlig ähnlich, und die Erfahrung dient nur dazu Fehler zu begehen, wenn man nicht Verstand und Urtheilskraft besitzet.

*

In allen Berufsarten verleitet die Erfahrung zu grossen Fehlern.

---

Man muß ohne Zorn und ohne Ungerechtigkeit strafen.

*

Man muß mit Widerwillen strafen und mit Freude belohnen.

*

Man muß nach den Formen der Gerechtigkeit strafen, wenn man kann; kann man das nicht, so muß man immer strafen, wie man kann.

*

Es ist besser den Strafbaren zu verzeihen, als Unschuldige zu strafen.

*

Man begnadiget Verbrecher, wenn man sie sterben läßt.

*

Es ist die größte Grausamkeit Bösewichte zu verschonen.

---

Reichthum maßt sich die Rechte des Verdienstes an.

*

Die ehrlichsten Leute werden selten arm, wenn sie viel mit Geld umgehen.

*

Das Geld der Reichen gebührt den Armen und die Arbeit der Armen den Reichen.

*

Das größte Vergnügen, welches das Geld gewährt, ist das Vergnügen es auszugeben.

*

Die, welche etwas zu verlieren haben, fürchten alles.

*

Einen Menschen reich machen, heißt ihn furchtsam machen.

*

Alle Menschen schmeicheln der Macht und dem Reichthum.

*

Was man Luxus nennt, ist dem Staat nothwendig, und vorausgesetzt, daß man nicht veruntreue, daß man nicht Schulden mache, die man nicht bezahlen kann, darf man ihn ohne Bedenken befördern, und erwirbt sich selbst ein Verdienst dadurch; weil er eine Art von geheimen Allmosen ist, das Gott sehr angenehm seyn kann, obschon es das den Frömmlern nicht ist, welche glauben, die Leute im kleinen Kragen seyen allein unumschränkte Beherrscher der Börsen.

*

Der Luxus richtet die Staaten nicht zu Grund, er bereichert und poliert sie.

*

Wenn der Luxus die einen zu Grund richtet, so bereichert er die andern, und das gemeine Wesen verliert nichts.

---

Nichts erleidet Vergnügungen mehr als die Vergnügungen selbst; und nicht umsonst hat Gott den Rosen Dornen gegeben, damit diese sich fühlen lassen.

*

Es giebt kein grösseres Vergnügen in der Welt als das, sich (wenn es seyn muß) auch den Genuß des lebhaftesten Vergnügens zu entziehen wissen.

*

Nichts ist gröſſer als sich da, wo es die Pflicht will, Vergnügungen zu versagen.

*

Vergnügungen ermüden mehr als Geschäffte.

*

Man muß das Vergnügen lieben, man muß es geniessen, aber man muß es auch zu entbehren wissen.

*

Wer sich zu viel vergnügen will, bekommt Langeweile.

*

Vergnügungen, die lange dauern, sind keine Vergnügungen mehr.

*

Die Menschen sind nicht für die Vergnügungen, sondern die Vergnügungen sind für die Menschen gemacht.

*

Wenn man im Spiel nicht gewinnt, so verliert man sein Geld; aber noch mehr, man verliert die Zeit, welcher Verlust unersetzlich ist.

*

Es ist grosse Tohrheit, sich in Gefahr setzen, in einer Stunde zu verlieren, was hinreichend wäre einen Menschen drey oder vier Jahre zu ernähren.

*

Die Grossen und Reichen sollten beynahe nie spielen, als um die, welche es bedürfen zu bereichern, und das Spiel sollte ihnen zu nichts dienen, als sich freygebig zu beweisen, oder ihre Allmosen zu verbergen.

*

Ich bewundere die Türken, welche bey'm Spiel kein anderes Interesse haben, als die Parthie, welche sie spielen, zu gewinnen: dieses scheint mir groß und schön.

*

Es ist verlorne Zeit, wenn man die Leute hindern will, ihre Zeit zu verlieren.

*

Es ist wahr, der größte Schaden des Spiels ist der Verlust der Zeit; aber die meisten Menschen sind so geartet, daß es ihnen unmöglich ist, sie nicht zu verlieren, selbst wenn sie nie spielten; und das Spiel ist, insofern man Flüche und Betrug daraus verbannt, das unschuldigste unter allen Mitteln die Zeit zu verderben.

*

Eben so ist es mit Comödien und Schauspielen. Sie könnten sogar unterrichten; sie sollten das Laster als abscheulich, lächerlich und unglücklich; die Tugend, so angefochten, so unterdrückt sie seyn mag, als glücklich und triumphierend darstellen. Diese Art von Unterricht prägt sich dem Verstande angenehm ein, und dieser Saame bringt bald oder spät Früchte hervor, wenn es auch noch so wenig den Anschein hat.

*

Spiele, welche grosse Aufmerksamkeit erfordern, sind weder Spiele noch Arbeiten.

*

Wer seine Zeit und sein Geld verspielt, verdient beyde nicht.

*

Ehrgeitz und Liebe sind Leidenschaften für das Theater. Sie sind die, welche am stärksten rühren, sie schmeicheln sich jedem Verstande ein; man interessiert sich für die Abentheuer der Liebenden und Helden, sie finden ein geheimes Einverständniß in den Herzen, neben ihnen sind alle andern Leidenschaften fad.

*

Ein schlechtes Lustspiel ist eine grosse Marter.

*

Wenige Vergnügungen sind nützlicher als ein gutes Lustspiel.

*

Wenn die Schauspiele Liebe lehren, so ist auch das nicht unnütz; man braucht das Herz nur menschlich, fühlend, zärtlich zu machen, das übrige thut Gott, wenn er will: und es giebt Leute, die mehr voll Liebe gegen Gott aus einer Comödie giengen, als aus einer Predigt. Das begreiffen freylich die Andächtler nicht oder wollen es nicht begreiffen, denn sie verlangen, daß man ihnen allein sein Geld und seine Aufmerksamkeit widme.

*

Schauspiele sind an Höfen nothwendig und nützlich.

Das Ceremoniel verdirbt alle grossen Geschäffte.

*

Ceremonien haben die Wirkung des Tabaks und belustigen dabey.

*

Bey Wahlen hat das Glück mehr Antheil als die Beurtheilungskraft.

*

Es giebt kein Gewerbe oder Kunst, die nicht ihren Klingklang und ihren Jargon hätten.

---

Die Thiere lieben, Gefühl des Mitleids für sie haben, verräth ein gutes Gemüth.

*

Die Thiere geben tausendfachen Stoff zum Philosophieren.

*

Wenn die Thiere den Gebrauch der Sprache hätten, sie würden die Menschen überweisen, daß sie beynahe eben so unvernünftig sind als sie.

*

Die Menschen sind grössere Schwätzer als die Thiere, aber man kann zweifeln ob sie weiser sind.

---

Man muß völlig überzeugt seyn, daß Tugend mehr werth ist als Glück.

*

Es giebt keine strafbare Gesinnung, die nicht niedrig und unwürdig wäre.

*

Es giebt kein Glück, so groß, so auffallend es seyn mag, welches verdiente, um den Preis einer schlechten Handlung erkauft zu werden.

*

Die Tugend hat keine ihr eigenthümliche Kleidung noch Farbe; sie erkünstelt kein Aeusseres, das sie unterscheide.

*

Man mißbraucht alles; nur die Tugend kann man nicht mißbrauchen: sie allein macht diejenigen, welche sie besitzen, glücklich und ruhmvoll.

*

Jedes Verbrechen ist eine schwere Bußübung für den, welcher es begangen hat.

*

Um glücklich und zufrieden zu seyn, muß man Glück und Tugend mit einander vereinigen; indessen das Glück kann man entbehren, aber die Tugend nicht, ohne sich unglücklich zu machen; denn ohne sie kann man Gott nicht gefallen.

*

Man muß Ungerechtigkeit und Verbrechen hassen, ohne weder die Ungerechten noch die Verbrecher zu hassen.

*

Wenn Gott der Tugend auch nicht so grosse Be-

lohnungen gäbe, so müßte man sie nichts destowe-niger um ihrer selbst willen ausüben.

*

Man muß fest überzeugt seyn, daß die Tugend denen, welche sie besitzen, Freuden und Vergnügen gewährt, welchen hieniden nichts gleich kommt.

*

Man muß sich nach den grossen Mustern der Ver-gangenheit bilden, man muß Tag und Nacht arbei-ten, sich tausend Gefahren und Beschwerden aus-setzen, Leben und Tod für nichts achten; aber man muß alles das thun, blos und einzig um des Ver-gnügens willen, gut zu handeln, welches die einzige Belohnung seyn muß, auf die man Anspruch ma-chen darf, ohne sich mit Chimären einzuwiegen.

*

Es ist schwerer Böses als Gutes zu thun.

*

Gute Thaten geben Muth, böse rauben ihn.

*

Ohne Rechtschaffenheit kann man nicht geschickt seyn.

*

Rechtschaffenheit, so selten sie ist, wird doch nicht so geschätzt, wie sie es verdient.

*

Man zollt oft der Eitelkeit und Schwäche seinen Beyfall, wenn man die Tugend zu bewundern glaubt.

*

Die Tugenden haben ihre Moden, wie die Kleider.

*

Es giebt keine so reine Tugend, noch ein so erhabenes Verdienst, das nicht wie die Sonne seine Verfinsterungen leide.

*

Wenn man sich so viele Mühe gäbe, gut zu seyn, als es zu scheinen, man würde mit Gottes Gnade seinen Zweck erreichen.

---

Die Leidenschaften sind das Salz des Lebens: Man ist nur insofern glücklich oder unglücklich, als man ihnen Gewalt angethan hat.

*

Grosse Leidenschaften sind stumm.

*

Eitelkeit und Eigennutz lehren die Leidenschaften verbergen, aber nicht sie bezwingen.

*

Die Leidenschaften triumphieren eine über die andere.

*

Man triumphiert nur dann über seine Leidenschaften, wenn sie schwach sind.

*

Gewaltige Leidenschaften triumphieren immer über die Menschen, wenn der Himmel sich nicht darein mischt.

*

Alle Leidenschaften veredeln sich, wenn sie auf Gott Beziehung haben.

*

Neid und Geiz sind niedrige und unwürdige Leidenschaften, weil sie keine Beziehung auf Gott haben.

---

Alles, was gefällt, ist erlaubt, aber nichts darf gefallen, als was gerecht, vernünftig und anständig ist.

*

Was nicht anständig ist, kann nie nützlich seyn.

*

Man muß alles Erlaubte ohne Bedenken zu geniessen, und auch ohne Verdruß zu entbehren wissen.

*

Wir haben alles, was wir bedürfen, mit wenigen Kosten.

*

Man kann und soll seine Wünsche ordnen, aber man kann nicht seine Bedürfnisse ordnen.

*

Man muß seiner Pflicht nie untreu werden, weder aus Interesse noch aus Furcht.

*

Es giebt Dinge, die man weder sagen noch thun muß; es giebt solche, die man thun, aber nicht sagen; es giebt andere, die man sagen, und nicht thun; es giebt solche, die man ohne Bedenken, sowohl sagen, als thun darf.

*

Man muß nichts in seinem Herzen dulden, das ihm Schande macht.

*

Man muß seine Pflicht erfüllen, es koste, was es wolle.

*

Alles, was man will, muß man nachdrücklich wollen.

*

Sich einzig mit dem, was man thut beschäfftigen, heißt thun, was man soll.

*

So fähig und arbeitsam jemand seyn mag, so kennet er seine Pflicht schlecht, wenn er glaubt, sie so zu erfüllen, wie er sollte.

*

Die Leute, welche sich selbst leicht Genüge leisten, bringen nichts Grosses zuwegen.

*

Es ist keine Schande nichts als die Pflichten seines Standes zu wissen.

---

Man muß sich nicht wundern, daß die Menschen Schwachheiten und Fehler haben. Man muß diejenigen bewundern, welche keine haben.

*

Man muß sich seiner Fehler erinnern, wie die Piloten,

ten, welche die Klippen bezeichnen, wo sie Schiffbruch gelitten haben, um sie auszuweichen.

*

Man muß alles zu benutzen wissen, seine eigenen Fehler und Schwachheiten sowohl, als die Fehler anderer.

*

Unter allen menschlichen Fehlern sind mir drey die unerträglichsten; Fluchen, Lügen und Völlerey: Keiner, der sich derselben schuldig macht, kann ein Mann von Ehre seyn.

*

Die Menschen lieben ihre Fehler beynahe eben so sehr, als ihre guten Eigenschaften.

*

Man würde sich von allen seinen Fehlern heilen, wenn man sie nicht liebte.

*

Wenige Menschen haben Muth genug ihre Fehler zu gestehen.

*

Seine Fehler gestehen ist nicht Wirkung der Aufrichtigkeit, sondern des Muths.

*

Seine Fehler bekämpfen und sie leiden bleibt die Beschäfftigung des ganzen Lebens bis in den Tod.

*

Was man uns auch von unsern Verdiensten oder von unsern Fehlern sage, man lehrt uns nichts

Neues, und wir wissen davon immer mehr, als man uns sagt.

*

Der Ausspruch des Orakels zu Delphi, erkenne dich selbst, woraus man die Quelle menschlicher Weisheit machen wollte, ist vielmehr die Quelle menschlichen Elends. Dieses Orakel wurde im befehlenden Ton gegeben; denn der Gott der Wahrheit, welcher durch die Sonne oder Apollo dargestellt wird, legte uns bey unserer Geburt die traurige Nothwendigkeit auf, uns selbst zu kennen, nicht um uns weiser, sondern um uns unglücklicher zu machen: Man kann nicht umhin sich selbst zu kennen, und durch diese Erkenntniß unglücklich zu werden.

*

Der Mensch ist ein Abgrund von Elend und Unwissenheit, er kennt weder seinen Körper noch seine Seele; indessen weiß er, daß er ein wahres, beseeltes Nichts ist, und diese Erkenntniß dient eher dazu, ihn unglücklich als weise zu machen; denn die Philosophie ändert und bessert ihn nicht.

*

Es fehlt den Menschen in Rücksicht ihrer selbst nicht an Kenntniß, sondern an Aufrichtigkeit.

*

Die Menschen bleiben andern und sich selbst unbekannt, bis auf sich ereignende Gelegenheiten.

*

Die Menschen sind oft eben so sehr von sich selbst verschieden, als von andern.

Wer in seinem Leben eine grosse Handlung verrichtet hat, muß sich nichts darauf einbilden, muß sie für nichts rechnen und trachten, sich immer zu übertreffen. Man muß immer schlecht mit sich selbst zufrieden seyn, so zufrieden auch andere mit uns scheinen.

*

Vorwurfsfrey leben, ist eine Gnade, die uns beruhigen, nicht eitel machen soll.

*

Man muß sich selbst immer zu übertreffen suchen; diese Beschäfftigung muß das ganze Leben hindurch dauern.

*

Es giebt kein grösseres Vergnügen, als das, welches eine gute Handlung gewährt, noch einen rühmlichern Sieg, als denjenigen, den man über sich selbst davon trägt.

*

Wer nicht seine Pflicht und seinen Ruhm der Befriedigung seiner Wünsche, Bequemlichkeiten und Vergnügungen vorzieht, ist zu nichts Grossem fähig; man muß sich alles zu entziehen wissen, wenn es darauf ankommt, für jene zu arbeiten.

*

Sich selbst besiegen, heißt über seinen mächtigsten Feind triumphieren.

*

Nichts ist verderblicher als Müssiggang. Es wäre beynahe besser Böses als gar nichts zu thun.

Man muß auf die Gelegenheiten aufmerksam seyn, und keine vorbeygehen lassen, ohne sich auszuzeichnen, wenn man kann.

*

So viel Mühe sich Glück und Schmeicheley geben, so sind sie doch nicht im Stande falschen Ruhm zu einem wahren zu machen.

*

Darf ein Bischen Ruf, eingebildete Ehre, die wie ein Traum verschwindet, so theuer erkauft werden? Doch kann man nicht läugnen, daß grosse Leute zu beklagen sind, die in einer so unbedeutenden Sache so erhabene Gesinnungen äussern.

*

Was würden sie gethan haben, wenn die Wahrheit sie wie uns erleuchtet hätte, wenn sie sich mit einer so herrlichen Hoffnung, wie die unsrige, hätten schmeicheln dürfen, und wenn sie sich hätten überzeugen können, daß es etwas Grösseres gäbe, als die ganze Welt, welches sie nach diesem Leben erwarte.

*

Alle jene Schimären von Vaterland, Freyheit, Ruhm, Glück, Ehrgeitz, welche so viele grosse Männer zu so manchen schönen und grossen Thaten vermochten, sind wirklich nichts weiter als Träume wachender Menschen.

*

Man muß etwas in sich selbst haben, um seine Laufbahn ruhmvoll anzufangen und zu enden.

*

Ruhm und Ruf sind nicht einerley.

*

In Ansehung der Grossen ist der Ruf selten gerecht.

*

Man reißt anderer Ruhm wie ihr Vermögen an sich.

*

Die Gelegenheiten sich auszuzeichnen verlieren, ist ein grosser Verlust.

*

Sein Leben wagen ist nichts, aber seinen Ruhm daran setzen, ist die höchste Anstrengung der Tapferkeit.

*

Der Ruf ist ein Lügner, welcher immer dem Glück schmeichelt, und sich schlecht auf Verdienste versteht.

*

Wenn man alles Unwahre von dem Ruf gewisser Leute wegnähme, was würde aus ihnen werden?

*

Wahrer Ruhm ist das Eigenthum ächten Verdienstes.

*

Der wahre Ruhm ist beynahe unbekannt.

*

Falscher Ruhm und falsche Münze bleiben nicht lange im Umlauf.

*

Die größten Menschen waren wenig bekannt, und wurden zuletzt völlig vergessen.

*

Jene Unsterblichkeit, jener Ruhm, welcher grossen Herzen so angenehm schmeichelt, ist nichts als die schönste aller Schimären.

*

Die Menschen sind so töhricht, daß sie unter den Tugenden derjenigen den Vorzug gegeben haben, welche ihrer Ruhe am gefährlichsten ist.

*

Wahrer Ruhm und wahrer Vortheil werden von wenigen Menschen erkannt.

*

Ein grosser und schöner Ruf ist die Huldigung, welche dem Verdienst allein gebührt; das Glück maßt sich oft seine Rechte darauf an, aber es kann sie nicht behaupten.

*

Man muß sich Mühe geben, einen schönen und grossen Ruf zu erlangen; aber er mag günstig seyn oder nicht, so muß man ihn immer verachten.

*

Der würdigste Ehrgeitz ist der, Gott zu gefallen.

*

Liebe und Ehrgeitz müssen Gott zu ihrem Gegenstand haben, nur in ihm können sie finden, was sie reichlich und auf eine würdige Art zu befriedigen vermag.

*

Die Menschen ziehen den Ehrgeitz nur mit der Haut aus.

*

Der Ehrgeitz ist stolzer, wenn er gehorcht, als wenn er herrscht.

*

Es giebt Leute, welche Gutes thun, ohne darüber Lob zu verdienen.

*

Man kann Handlungen loben, ohne die zu loben, welche sie thun, wenn sie es nicht verdienen.

*

Man muß sich nicht scheuen, wo es Noth thut, zu beleidigen, treffe es, wen es wolle.

*

Es giebt Leute, die man nicht genug loben, und andere, die man nicht zuviel tadeln kann.

*

Man hat wenig Muth, wenn man in gewissen Fällen den Tadel scheuet.

---

Die Furcht, so niedrig und unwürdig sie scheine, ist edel und gerecht, wenn man nur Gott und sich selbst fürchtet.

*

Man ist über alles erhaben, wenn man nichts achtet und nichts fürchtet.

*

Man muß mehr die fürchten, welche man liebt, als die, welche man haßt.

*

Man muß am wenigsten hoffen, was man am meisten wünscht.

*

Wer nichts fürchtet, macht alles zittern.

*

Man muß Unerschrockenheit und Muth genug für alle Gefahren und alle Leiden des Lebens haben; aber nicht genug um der Verdammniß zu trotzen.

*

Es giebt Leute, welche durch Anrühmen ihrer Herzhaftigkeit ihre Furcht verrathen.

*

Tapfere und Feige haben beynahe gleich viel Furcht, aber sie wissen sie nicht auf gleiche Art zu bemeistern.

*

Man muß die Furcht seiner Feinde, wie alles andere schonen.

*

Es giebt Feige, welche durch öftres Wagen tapfer werden.

*

Ohne Muth thut man nie etwas Grosses.

*

Mehr Muth als Klugheit zu gebrauchen, ist ein Grundsatz bey dem sich alle grossen Männer wohl befunden haben.

*

Der Grausame ist immer furchtsam.

*

Tapfere sind menschlich, Feige grausam.

*

Die Hoffnung täuscht alle Menschen, ihr Zauber ist beynahe unvermeidlich.

*

Nichts zu hoffen haben, heißt unglücklich seyn.

*

Verzweiflung ist die Wirkung der Eitelkeit oder der Schwäche.

*

Die Verzweiflung ist ein Stolz, sie ist eine geheime und strafwürdige Anmassung.

*

Die Reue löscht alle vorigen Fehler aus, aber sie giebt keine Sicherheit für die Zukunft.

---

Man muß weder dem Zorn gestatten zu bestrafen noch der Freude zu belohnen.

*

Der Zorn grosser Leute ist nie ihrer unwürdig.

*

Das Meer ist ein Bild grosser Seelen, so sehr sie in Bewegung scheinen, der Grund bleibt immer ruhig.

*

Die kleinste Mücke setzt den Löwen in Wuth; den Großmüthigen geht es eben so.

*

Der Zorn hat sein Vergnügen so gut als die Liebe.

*

## Der stumme Zorn ist der schrecklichste.

*

Die Geduld hat beynahe kein Verdienst: Man duldet nie, als wenn man es nicht ausweichen kann: Gott ist sehr gütig, uns unsere Geduld zu Gutem anzurechnen.

---

Man bereut es niemals Beleidigungen vergeben, aber man bereut es beynahe immer, sie bestraft zu haben, so gerecht auch die Strafe gewesen seyn mag.

*

Man muß jedem verzeihen, welcher seinen Fehler gesteht, und sich auf Gnade und Ungnade ergiebt.

*

Wahre Großmuth und wahre Herzhaftigkeit bestehen darin, Beleidigungen zu dulden und zu verbergen, nicht sie zu rächen.

*

Wenn man das Unglück gehabt hat, jemand zu beleidigen, so muß man schnell bereit seyn, Genugthuung zu geben, und um Verzeihung bitten: Nichts ist grösser als andern gegen sich selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

*

Niemand glaubt sich entehrt, weil er einen Hufschlag von einem Pferd oder Esel erhielt; wir sollten die gleiche Verachtung für diejenigen haben, welche uns beschimpfen, auf was für eine Art es seyn möge.

*

Verachtung gewährt grossen Seelen edle Rache.

*

Wenn man Beleidigungen vergeben hat, so muß man sich ihrer nicht mehr erinnern.

*

Leuten von grossem Geist und Herzen muß man alles verzeihen.

*

Die Kunst sich zu rächen ist wenig bekannt.

*

Ist man schwach, so kann, und ist man mächtig, so soll man sich nicht mehr rächen.

*

Das Vergnügen der Rache ist nicht für grosse Herzen gemacht.

*

Aus Rache eine schlechte Handlung thun, heißt sich selbst strafen.

*

Wenn man nichts liebt und den Tod nicht fürchtet, so leidet man nicht ungerochen.

---

Die Menschen über ihre ungerechten und falschen Meynungen aufklären wollen, ist eine gefährliche Liebeshandlung.

*

Die Menschen lieben ihren Eigensinn mehr als die Wahrheit.

*

Der einzige Zweck der Liebe ist zu lieben und geliebt zu werden; sie verlangt nichts weiter.

*

Treue in der Liebe ist nicht sowohl eine Pflicht, als eine Nothwendigkeit; sie allein unterscheidet ächte Liebe von der unächten.

*

Tausend Dinge können hindern den Gegenstand seiner Wünsche zu besitzen; aber nichts kann verhindern, ihn zu lieben.

*

Die Liebe ist keusch, nichts gefällt ihr, nichts rührt sie als der geliebte Gegenstand.

*

Jeder, der einer grossen Liebe fähig ist, ist glücklich, wenn er hienieden etwas findet, das seiner Leidenschaft würdig entspricht. Das größte Unglück für ihn wäre, es nirgends zu finden.

*

Abwesenheit vernichtet wahre Liebe nicht, und die alles zerstörende Zeit kommt damit nicht zum Ziel. Man vergißt nie, was man liebt.

*

Wenn die Liebe eine Schwachheit ist, so ist es die einzige, die man selbst Helden vergeben kann.

*

Ist das Herz der Liebe fähig, so muß es nothwendig bald oder spät Gott lieben, der allein im Stande ist, seine Wünsche zu befriedigen.

*

Das Herz ist zur Liebe geschaffen, es muß lieben.

*

Du bist wie deine Liebe.

*

Wenn Achtung die Liebe gebar, so ist sie unsterblich.

*

Man liebt nicht immer, was man schäzt, aber man schäzt immer, was man liebt.

*

Ueber Sympathie und Antipathie hat die Vernunft ihre Rechte verloren.

*

Die Liebe überredet zu allem, ihr Schweigen ist beredter, als die Redekunst.

*

Man muß sich jedermanns Achtung würdig machen, aber von niemand Liebe fodern.

*

Liebe und Treue sind unzertrennlich.

*

Man ist eben so glücklich durch den Ruhm und die Glückseligkeit des geliebten Gegenstands, als durch seine eigene.

*

Jemand mehr lieben als Recht ist, heißt sich selbst weniger lieben.

*

Man macht sich eine Art edlen Vergnügens aus

dem Haß und der Verachtung derer, die dieselbe verdienen.

*

Das Leben ist zu kurz, um zu lieben, wie man sollte.

*

Man duldet für das Interesse der geliebten Person viele Dinge, die man aus keiner andern Rücksicht dulden würde.

*

Man haßt die, welche man fürchtet, und man fühlt Unwillen gegen die, welche man verachtet.

*

Grosse Seelen sind des Unwillens, aber nicht des Hasses fähig.

*

Es giebt eine Sprache für das Herz: Dieses ist die Sprache der Liebenden, die nur von denen verstanden wird, die sich ihrer bedienen.

*

Es giebt Leute, welche mit Heftigkeit hassen und lieben, aber sie sind selten und gefährlich.

*

Eifersucht entsteht aus Liebe, aber sie ist der Liebe Tod.

*

Grosse Männer sind nur auf sich selbst eifersüchtig.

*

Eifersüchtige Liebhaber verdienen Untreue.

*

Neid oder Eifersucht gegen jemand haben, heißt sein Verdienst gestehen.

*

Gegen die, auf welche man herabsieht, fühlt man weder Neid noch Eifersucht.

*

Wahre Liebe und wahrer Ehrgeitz sind der Eifersucht unfähig.

---

Neid und Geitz sind niedrige und eines ehrlichen Mannes unwürdige Leidenschaften, weil sie keine Beziehung auf Gott haben können.

*

Das Geheimniß, aus Verläumdung und Schmeicheley Nutzen zu ziehen, besteht darin, sie zu verachten.

*

Es ist nicht immer vergönnt, die Verläumdung zu verachten, aber die Schmeicheley muß man immer verachten.

*

Ich biete allen Schmeichlern in der Welt troz; einen Tyrannen glauben zu machen, daß er geliebt werde, einen Tohren, daß er geschickt, einen Feigen, daß er tapfer, einen Unwissenden, daß er kenntnißreich, eine Alte, daß sie jung, eine Frau von schlechten Sitten, daß sie keusch sey — kurz, nur die Wahrheit kann uns überreden.

*

Schmeicheley zeigt die Fürsten so, wie sie seyn sollten.

*

Schmeicheley unterrichtet, spornt, erhitzt, beschämt.

*

Die Schmeicheley ist nicht so gefährlich, wie man sich einbildet, statt eitel zu machen, erregt sie Beschämung bey denen, welchen man unverdienten Weihrauch streut, und oft flößt sie den Vorsatz ein, ihn zu verdienen.

*

Das einzige Geheimniß, um die Leute zu hindern Böses von uns zu sagen, ist, es nicht zu thun; aber dieses Geheimniß ist nicht unfehlbar, obschon es das seyn sollte.

*

Das Talent zu spotten ist ein desto gefährlicheres Talent, da es denen gefällt, welche es besitzen: Es ist vielmehr ein Fehler, als ein Talent; es zieht uns tausend Feinde zu, und man wird nur durch eine Art von Wunder davon geheilt.

*

Durch Spott macht man sich alle die zu Feinden, welche ihn verdienen.

*

Wer niemanden schont, hat Unrecht Schonung zu fodern.

---

Von andern mehr Treue hoffen als von sich selbst, ist nicht weise.

*

Betrüger im Kleinen sind Tohren im Grossen.

*

Man darf die Menschen täuschen, um ihnen Gutes, aber nicht um ihnen Böses zu thun.

*

Falsche Leute sind nicht so klug als man denkt.

*

Man kann sich selten auf die Menschen verlassen, aber man muß oft auf ihren Eigennutz bauen.

*

Es ist eine Art von Ungerechtigkeit von Menschen uneigennützige Dienste zu hoffen; und so wie es selten ist dergleichen zu finden, so muß man es auch nie fodern.

*

Wer ruhig den Verlust seines Vermögens erträgt, verdient es auf immer.

*

Einen geitzigen Alten zu Wohlthaten vermögen, ist eine Art Wunder, die manches andere aufwiegt.

*

Man muß geitziger mit seiner Zeit als mit seinem Geld seyn; und doch verschwendet man diesen unvergleichlichen Schatz auf eine erbärmliche Art.

*

Zeitgeitz entehrt nicht.

Freygebigkeit wäre die schönste aller Tugenden, wenn sie sich nicht selbst zerstörte.

*

Es giebt Leute, die so wohlthätig sind, daß es an ihnen verdienstlicher ist, verlangte Wohlthaten abschlagen zu können, als sie zu bewilligen.

*

Es giebt andere, welche auf eine so verbindliche Art abzuschlagen wissen, daß man ihnen Dank schuldig zu seyn glaubt: das ist aber sehr selten und schwer.

*

Die Vorwürfe, welche Croesus dem Cyrus über seine grosse Verschwendung machte, hielten den Besieger Asiens nicht ab, freygebig zu seyn; aber man irrt sich, wenn man, wie er, auf die Erkenntlichkeit der Menschen zählt.

*

Alles was man giebt, ist Gewinn; und alles, was man nicht giebt, Verlust.

---

Man muß nie von sich selbst sprechen weder im Guten noch im Bösen. Es giebt Gelegenheiten, wo man gezwungen seyn kann von sich zu reden, aber man muß es kurz machen, und sich sobald als möglich aus einer so kitzlichen Lage ziehen.

*

Bescheidenheit ist eine Tugend, welche alle andern

würzet. Sie hindert die Menschen weder ihre guten Eigenschaften zu fühlen, noch sie zu kennen; aber sie beziehet alles auf Gott, und genießt alle seine Gaben mit Ehrfurcht und Erkenntlichkeit.

*

Die grossen Geister des Alterthums sprechen mit der gleichen Unbefangenheit Gutes von sich selbst, wie sie von andern sprechen.

*

Oft sagen, ich weiß nicht, macht keinem Menschen Schande.

*

Man kann seine eigenen Vorzüge eingestehen ohne die Bescheidenheit zu verletzen; aber man muß sich nichts Falsches zuschreiben und alle Ehre Gott geben.

*

Man muß der erste seyn zu vergessen, was man je Gutes that.

*

Die Demuth, welche nicht aus der wahren Erkenntniß seines Nichts entspringt, ist falsch.

*

Es giebt Augenblicke, wo man so in sein Elend versunken ist, daß man gänzlich und glücklich von seinem Nichts überzeugt bleibt.

*

Der Stolz soll dazu dienen uns von Dingen abzuhalten, die mit der wahren Ehre unvereinbar sind.

*

Wenn der Stolz Schaam vor dem Bösen einflößt, so ist er edel und gerecht.

*

Stolz und Delicatesse machen gar zu empfindlich, aber Grazie verbessert alles.

*

Es giebt eine gewisse Delicatesse, die an nichts Geschmack findet.

*

Es giebt einen Stolz des Muths und einen der Schwäche.

*

Das Geheimniß sich lächerlich zu machen, besteht darin, durch Talente glänzen zu wollen, die man nicht hat.

*

Nichts ist lästiger als ein Mensch, der grösser scheinen will, als er ist.

*

Wenige Leute entgehen der Eitelkeit, sie herrscht in sehr vielen Herzen, die es sich nicht träumen lassen.

*

Alle Menschen haben ihre eigensinnigen Launen, die der andern aber behandeln sie als Kleinigkeiten.

*

Man muß eine Art heroischer Gleichgültigkeit gegen alles haben, was geschieht.

*

Die Gleichgültigkeit muß heroisch nicht stumpfsinnig seyn.

---

Wohlthaten erzeugen beynahe immer Undankbare und selten Freunde; dieses darf nicht hindern, immer Gutes zu thun, wo man kann.

*

Man liebt die, denen man Gutes; man haßt die, denen man Böses gethan hat.

*

Es ist mit Wohlthaten, wie mit der Saatfrucht, man muß sie reichlich und auf gerathewohl ausstreuen.

*

Undank zu leiden ist eine Art Wollust, deren Genuß nur grossen Seelen vorbehalten ist.

*

Grosse Seelen empfinden mehr Vergnügen Gutes zu thun, als der grosse Haufe Gutes zu empfangen.

*

Es ist ein grosses Unglück, schlechtdenkenden Menschen Verpflichtungen zu haben.

*

Es ist eine Art von angenehmer Dienstbarkeit, denen verpflichtet zu seyn, die man schätzt.

*

Jeder, der für seine Wohlthaten Erkenntlichkeit fodert, verdient die Undankbarkeit, welche davon beynahe unzertrennlich ist.

*

Wer den Anblick seines Gläubigers scheut, hat eine undankbare und niederträchtige Seele.

*

Alle grossen Männer haben Undank und Ungerechtigkeit erfahren.

*

Man muß Dienste und Wohlthaten mit Wucher bezahlen.

---

Wahrheit beleidiget nur Schwache und Tohren.

*

Man ist schuldig die Wahrheit zu sagen, aber man ist nicht schuldig alle Wahrheiten zu sagen.

*

Furcht und Schwäche lehren lügen. Kraft und Muth sprechen nie Unwahrheit.

*

Die Menschen wären weder Verräther noch Lügner, wenn sie nicht schwach wären.

*

Wer sich stellt, als ob er Lügnern Glauben beymässe, ist eben so strafbar als sie.

*

Es giebt keine grössern Lügner als die, welche vorgeben, nie zu lügen.

*

Die Unmöglichkeit ein Versprechen zu erfüllen oder die Ungerechtigkeit desselben, kann davon lossprechen;

in solchen Fällen darf man sein Wort brechen, ohne Tadel zu verdienen.

*

Ausser dem soll kein Interesse, kein Vortheil weder einen Fürsten noch einen andern ehrlichen Mann von seinem Wort lossprechen; und es giebt nichts, was ihn dafür belohnen könnte, es gebrochen zu haben.

*

Sich nicht von einer schlechtgegründeten Verbindlichkeit losmachen aus Furcht einen Fehler zu gestehen, ist die größte aller Tohrheiten.

*

Man muß sein Geheimniß nie jemand anvertrauen als aus Noth oder Absicht.

*

Mit Kleinigkeiten geheim thun, heißt sich lächerlich machen.

*

Es giebt Leute, welchen Geheimnisse eben das sind, was eine drückende Last.

*

Man muß es für gewiß annehmen, daß schwache und eitle Leute nur selten verschwiegen zu seyn wissen.

*

So seiner Zunge und seiner Mine Herr bleiben, daß sie nie die Geheimnisse des Herzens verrathen, ist eine Kunst, mit der man nicht unbekannt seyn darf.

*

Alle Geheimnisse sind es nur auf eine gewisse Zeit.

*

So grosses Zutrauen zwischen Personen herrschen mag, es giebt Geheimnisse, die sich nicht mittheilen lassen.

*

Verschwiegenheit ist seltener als man denkt; jedermann hat Vertraute, und diese Vertraute haben wieder andere.

*

Einem Menschen ein Geheimniß anvertrauen, heißt ihm eine Ehre erweisen.

*

Man muß seine Vertraute haben, die im Stand sind auszubreiten, was man bekannt wissen will.

*

Wenn verständige Leute ein Geheimniß bekannt machen, so geschieht es nie ohne geheime Absicht.

*

Es giebt Leute, die man immer mehr bewundert, und immer mehr fürchtet, je besser man sie kennt.

*

Man muß gegen jedermann artig seyn, aber man muß den Leuten nicht mehr oder doch nicht viel mehr Ehre erweisen, als sie verdienen.

*

Wenn das Glück Leute von niedriger Geburt erhebt, so scheuen sie sich meistens gegen die, welche unter ihnen stehen, vertraut und höflich zu seyn. Ihr

Rang ist ihnen fremd. Sie würden meinen, sich zu erniedrigen, und an ihren vorigen Stand zu erinnern, wenn sie sich nicht durch Stolz behaupteten; indessen würde gerade das Gegentheil geschehen.

*

Je grösser man ist, desto höflicher kann man mit guter Art seyn. Höflichkeit erhebt statt herabzusetzen. Sie ist eine Art edlen, sich selbst verbergenden Stolzes.

*

Höflichkeit ist weder eine Tugend noch ein Verdienst, aber sie ziert Tugend und Verdienst so sehr, daß sie derselben nicht entbehren können.

*

Man darf sich nie durch Stolz oder durch Höflichkeit besiegen lassen; man muß alles mit Wucher bezahlen.

---

Der Wohlstand ist ein Tyrann, von dem man sich nicht ungestraft losmacht.

*

Es giebt Leute, denen alles erlaubt ist, und denen alles gut steht.

*

Man ist nicht unschuldig, weil man unwissend ist.

*

Ich liebe sehr alle, welche aus Tugend keusch sind; aber diejenigen, welche es nur aus Kälte des Temperaments sind, taugen nie viel.

Mässigkeit ist für einen rechtschaffenen Mann eine so nothwendige Tugend, daß er es beynahe nicht seyn kann, ohne sie zu besitzen. Ohne mässig zu seyn, kann man nicht weise seyn. Mässigkeit trägt zur Gesundheit der Seele und des Körpers bey. Man muß nur essen, um zu leben, aber nicht leben um zu essen.

*

Nüchtern seyn ist keine grosse Tugend, aber es ist ein grosser Fehler es nicht seyn.

---

Die Ruhe, deren sich die Philosophen rühmten, war falsch; sie selbst waren meistens Prahler und Betrüger.

*

Unter den Philosophen sind Sokrates, Aristipp und Diogenes sehr nach meinem Geschmack; indessen möchte ich ihnen nicht ähnlich seyn.

*

Epictet, weiser als Cato und Brutus, (deren Selbstmord Christine tadelt) im Sklavenstande geboren, harrte in demselben aus, und erwarb sich darin einen so grossen Ruf, daß er seine Ketten berühmter gemacht hat, als Könige ihre Scepter. Indessen kann man ihm die Geduld gegen seinen brutalen Herrn, der ihm zu seiner Lust ein Bein entzwey schlug, nicht verzeihen. Ich meinestheils hätte ihm, der Philosophie zum Trotz, den Kopf zerschmettert.

*

Plato in Fesseln war ein grösserer Fürst als sein Tyrann.

*

Plato und Aristoteles waren zwey grosse Philosophen, aber von sehr verschiedenem Charakter. Plato scheint nur für den Ruhm seines Lehrers gearbeitet zu haben. Aristoteles undankbar und unedel, hat nie weder von seinem Lehrer noch von seinem Schüler gesprochen.

*

Die, welche den Epikur der Wollust beschuldigen, würden keuscher leben, als sie es thun, und vor Hunger sterben, wenn sie lebten, wie er.

*

Die Mörder des Cäsars stifteten mehr Böses, als Sylla, Marius und das Triumvirat, und der Tod Cäsars war das größte Unglück für Rom.

*

Man kann dem Brutus den Tod des Cäsars nicht vergeben; im übrigen war Brutus ein grosser und rechtschaffener Mann.

*

Cicero ist der einzige Poltron, der grosser Dinge fähig war.

*

Die Undankbarkeit Augusts gegen Cicero war seiner unwürdig, und es ist sehr zweifelhaft, ob die Herrschaft der Welt um diesen Preis erkauft zu werden verdiente?

*

Der Charakter des Alcibiades gefällt mir unendlich.

*

August erstaunte mit Recht, daß Alexander weniger Vergnügen fand, den schönen Theil der Welt, zu dessen Herrn er sich gemacht hatte, zu regieren, als ihn zu erobern.

*

Alexander handelte seiner selbst unwürdiger, da er dem Parmenio mit kaltem Blut das Leben nahm, als da er den Clytus in der Aufwallung tödete; und man muß seinen Zorn eher vergeben, als seiner Furcht, die seiner unwürdig war.

*

Es giebt Handlungen in dem Leben Alexanders, welche seinen Ruhm stark verdunkeln; daß er gegen sein gegebenes Wort die aus einem Platz ziehende Besatzung niederhauen; daß er einen tapfern Mann eines grausamen Todes sterben ließ, weil er sich dort muthig vertheidiget hatte; daß er die Gefangenen niedermachen ließ, um auf einem Marsch nicht durch sie belästiget zu werden; daß er auf das Zeugniß eines Possenreissers jenen armen, unschuldigen Perser zum Tod verurtheilte; daß er den schönsten Pallast und eine der schönsten Städte Asiens einer Buhlerin zu Manen gefallen verbrannte; daß er dem ~~Manen~~ des Hephästion ein ganzes Volk aufopferte; daß er den Philosophen Callisthenes, von Würmern gefressen, im Gefängniß umkommen ließ; daß er den Lysimachus den Löwen aussetzte; daß er den größten Säufern seiner Armee Preise austheilte — alle diese Handlungen sind barbarisch, abscheulich, nicht zu ent-

schuldigen, und Alexanders unwürdig, den man noch überdas beschuldigt, selbst ein Säufer und Prahler gewesen zu seyn; Fehler, die einem rechtschaffenen Manne und einem grossen Fürsten gar nicht geziemten. Vielleicht beschuldiget man ihn mit Unrecht so vieler Fehler und Vergehungen; aber am Ende hat die Sonne eben so viele Fleken, die sie dem ungeachtet nicht hindern zu seyn, was sie ist, indem er sonst so groß ist, daß man sie ihm beynahe verzeihen, und sich erinnern muß, daß er ein Mensch war. Indessen sind alle diese Fehler und Vergehungen fast unbemerkt geblieben; man tadelt Alexandern einzig wegen dem Tode des Clytus, den ich auch nicht lobe, aber entschuldige, weil Clytus ihn zu seiner That zwang. Alles dieses ist nur gesagt, um die Ungerechtigkeit der Menschen bemerklich zu machen, die nicht wissen, was man loben oder tadeln muß.

*

Ueberdas tadelt man den Alexander noch, daß er sich als den Sohn Jupiters verehrt wissen wollte; diejenigen, welche ihn darüber tadeln, erwägen weder das Zeitalter Alexanders, noch die Art der Verehrung, über welche soviel geschrieen wird. Er wurde zu einer Zeit geboren, wo man die Eigenschaften eines Gottes und eines Sohns Jupiters Leuten beylegte, die es viel weniger verdienten, als er: Ich entschuldige ihn also, daß er sich eine Eigenschaft anmaßte, deren er sich so würdig gemacht hatte; ich bin sogar überzeugt, daß er selbst nicht daran glaubte, aber er bediente sich des Aberglaubens seines Zeitalters auf eine geschickte Weise, um seine grossen Plane durchzusetzen: Und er verrieth es deutlich, als er selbst sagte, daß alle rechtschaffenen

Leute Söhne Jupiters seyen, und daß das Blut, welches aus seinen Wunden floß, nicht der Saft wäre, welcher nach Homer von den Göttern fließt. Was die begehrte Adoration betrifft, über welche die Macedonier so sehr murreten, so dünkt mich Alexander hatte Recht und sie hatten Unrecht: Die Sitte Könige zu adorieren war im ganzen Orient so alt als sie unter den Griechen neu war. Alexander, der sich zum Herrn der Persischen Monarchie gemacht hatte, hatte guten Grund sein Ceremoniel zu ändern, und sich nach den Gebräuchen der Völker zu richten, die er besiegt hatte, weil sie ehrfurchtsvoller und seiner Lage angemessener waren. Auch waren es nur die Graubärte und Pedanten unter den Griechen, die darüber murreten; die übrigen bequemten sich weislich darnach und thaten wohl daran, denn man kann Könige nicht zuviel ehren und respektieren. Diese Ehrenbezeugungen, die er sich erweisen ließ, machten den Alexander darum nicht weniger vertraulich noch weniger zärtlich gegen seine Freunde; welches er deutlich zu erkennen gab, als er die Binde von seiner Stirne riß, um sie auf die Wunden eines der Seinigen zu legen. Kurz, ich sehe nicht, daß er hierin strafbarer war, als die Könige bey uns, welche sich auf den Knieen bedienen lassen, und welche diese Ehre weit weniger verdienen, als er.

*

Das Leben des Cyrus und Cäsars war regelmäßiger und vernünftiger. Sie waren so groß als Alexander, aber sie hatten mehr Herrschaft über sich selbst.

*

Alexander ist eben so groß und eben so berühmt durch Königreiche, die er verschenkte, als durch die, welche er eroberte.

Wenn man bedenkt, daß grosse Männer, wie Cäsar, Alexander, Cyrus lebten und starben, ohne daß ihre grossen Namen dem hundertsten Theil der Welt bekannt wurden, und daß sie allen übrigen unbekannt blieben, daß man nicht einmal wußte, daß sie geboren wären, daß selbst der Theil der Welt, der sie kannte, sie vergessen hat, als ob sie nie gewesen wären; so scheinen mir diese Betrachtungen fähig jeden vernünftigen Menschen von der eiteln Hoffnung einer eingebildeten Unsterblichkeit zu heilen.

*

Man macht es dem Cäsar zum Verbrechen, daß er sich zum Herrn von Rom gemacht hatte, aber mich dünkt mit Unrecht — denn konnte er Rom einen grössern und wichtigern Dienst leisten, als daß er es würdigte darüber zu herrschen?

*

Cäsar räsonnirte am Ufer des Rubikons richtig: Er sahe in diesem Augenblick alles, was er zu hoffen und was er zu fürchten hatte; aber das Loos war geworfen, er mußte hinüber: Ruhm und Glück harreten sein am jenseitigen Ufer; er war verloren, wenn er den Rücken kehrte, er mußte herrschen oder umkommen.

*

Mich dünkt Diocletian hatte Recht die Regierung auszuschlagen, die man ihm anbot, nachdem er sie niedergelegt hatte.

*

Ich halte die Geschichte der Tonigris für eine Fabel, und glaube, daß Cyrus, reich an Jahren und Ruhm, auf seinem Bette starb, wie Xenophon

seinen Tod erzählt. Und wäre sogar der Roman der Tonigris Wahrheit, so sehe ich nicht, warum eine so barbarische That einer Frau so grossen Ruf hätte erwerben sollen, von der man nichts als diese abscheuliche Handlung der Rache weiß, die ihr Andenken bey der ganzen Nachwelt verabscheut und verhaßt machen sollte: Man muß das Verdienst selbst in seinen Feinden, sie seyen lebend oder tod, ehren.

---

Zum Schluß eine Stelle aus den Reflexionen Christinens über das Leben und die Thaten Cäsars, die mir auf sie selbst eben so passend scheint. — „Es „giebt kein grösseres Vergnügen, (sagt sie) als grosse „Leute zu betrachten, und ihr persönliches Verdienst „zu prüfen. Sie entstehen aus sich selbst, um der „Welt erhabene Schauspiele zu geben, und es scheint „als ob das Schicksal sie nur deswegen dazu bestimmt „habe, mit dem Glück zu kämpfen, um sie über dasselbe triumphieren zu lassen, selbst wenn sie unterlie„gen. Alles Widrige und Unangenehme, was es ihnen in den Weg stellt, hindert sie am Ende nicht, „den Ruhm ihrer Bestimmung zu erfüllen. Alles trägt „bey sie groß zu machen: Ihre Fehler und Vergehungen sind die Fehler ihrer Zeit, die sie wider Willen „dazu zwingen, sie aber doch nicht hindern würdige „Gegenstände der Bewunderung und des Erstaunens „aller Menschen zu seyn. Man kann sich keine schönere „Beschäfftigung geben, als die, sie zu studieren. Dieses „Studium unterrichtet uns: Es bessert uns: Es erhebt die Seele über sich selbst, entflammt sie und zeigt „ihr, wozu sie fähig ist. Die edlen Gesinnungen und „die grossen Handlungen ausserordentlicher Menschen „sind es, welche durch eine Art glücklicher Ansteckung, „vor der man sich nicht anders als zu seinem eigenen „Unglück verwahren kann, eine Seele mit Tugend „und Stärke erfüllen".

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Characterzüge, Grundsätze und Meynungen der Königin Christine von Schweden

Winterthur 1801

H.sept. 36 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10451514-0